

## Gemeinden neu gründen

1. Definition - 4
2. Feldanalyse - 6
3. Theologische Rückfragen - 13
4. Zugänge - 18
5. Gemeindegestalten - 27
6. Krieriologie - 31
7. Gemeinde-Christologie - 35
8. Pflanzstücke - 40
9. Ekklesien und Kirche - 59
10. Die handelnden Personen - 65
11. Meinungsbildung - 81
12. Lebensdynamik - 94
13. Dienste und Aufgaben - 111
14. Service - 123

Die Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland hat längst begonnen. Allerdings kündigt sich die Zukunft scheinbar erst einmal unter negativen Vorzeichen an: Mitarbeitermangel, Sparzwänge, Immobilienreduzierung, schwindende Zahlen, Zusammenlegungen, Rückzug, Aufgeben von... Angesichts dieser Entwicklungen stellen sich nach vierzig Jahren Gemeindeaufbau die Fragen noch einmal neu, wie die Getauften ihren Glauben gemeinschaftlich leben können und wie und wo christliche Gemeinde einen Ort in und für die Gesellschaft findet. Vielerorts wird hier auf neuen Wegen, mit neuen Ideen und großer Kreativität experimentiert. Eine 97 Gestalt der Kirche wächst unter dem Wehen des Heiligen Geistes bereits heran. Die Verheißung, die schon Jesaja aufgeschrieben hat, gilt noch heute: „Seht her, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht? Ja, ich lege einen Weg an durch die Steppe und Straßen durch die Wüste.“ (Jes 43,19)

Das Neue wächst heran, aber unter welcher Gestalt? Absehen lässt sich zum heutigen Zeitpunkt, dass es mehr oder weniger überall in Deutschland sehr große Pfarreien oder Pfarreiverbünde geben wird. Alle Diözesen versuchen derzeit gleichzeitig die Verwaltungsebene „Pfarrei“ von der Ebene der Gemeinde abzukoppeln und erweitern die Definition der Pfarrei als Unterteilung der Diözese, der eine Gemeinde entspricht, durch einen Plural: „...der mehrere Gemeinden zugeordnet sind“. Wahrscheinlich wird es auf diese Weise gelingen, wenigstens an einigen Orten ein funktionierendes Gemeindeleben im Sinne der Pfarrgemeinde der Würzburger Synode aufrecht zu erhalten. Neben diesen Inseln kirchlicher Präsenz in der gewohnten Weise, werden aber aller Wahrscheinlichkeit nach offengelassene, leere Bereiche entstehen, in denen kaum mehr ein mit der bisher üblichen Wahrnehmungsbrille identifizierbares kirchliches Leben auffindbar ist. Mehr scheinen weder die Beteiligungszahlen, noch die Ressourcen an Geld und hauptamtlichen Mitarbeiter/innen zuzulassen. Verschärft wird diese Entwicklung durch die Krise des klassischen Ehrenamtes und den anstehenden Generationswechsel bei den freiwilligen Verantwortungsträgern in den pfarrlichen Gremien. Das bisherige Pastoralmodell geht nicht einfach zu Ende, aber es ist zu einem erheblichen „Downsizing“ gezwungen. Im schlechtesten Fall entsteht dadurch eine negative Spirale einer sich beschleunigenden Abwärtsbewegung. Aber auch im besten anzunehmenden Fall ist jetzt schon eindeutig absehbar, dass die pastorale Versorgung potentiell aller getauften Katholik/innen nicht aufrecht zu erhalten ist.

In diese Situation hinein versucht dieses Buch einen ergänzenden Akzent zu setzen. Es lebt von der Überzeugung, dass Wachstum, nicht Rückgang, die Seele der Kirche ist und schließt damit locker und ohne innere Bindung an die „Gemeindegrowthstheologien“ und „Churchplanting-Strategien“ der Freikirchen und der anglikanischen Kirche an. Angesichts des Ressourcenproblems kann ein Wachstum jedoch nur sehr begrenzt von der „organisierten, finanzierten und angestellten Kirche“ ausgehen. Kirche als Organisation kann und muss das Wachstum und den Aufbruch begleiten, unterstützen, untereinander rückkoppeln, muss den Dienst der Einheit leisten, aber die Akteure werden andere sein. Eine wieder wachsende Präsenz von Kirche ist in Deutschland nur als Freiwilligen-Kirche vorstellbar. Freiwillige – Menschen, die aus ihrem Glauben heraus und auf der Basis von Taufe und Firmung Verantwortung für Kirche übernehmen – werden Kirche am Ort neu gründen. Neu gründen hat dabei eine doppelte Bedeutung: „auf neuen Grund stellen“ und „eine neue Gestalt gründen“. Wenn es gut geht und der Dienst der Einheit geleistet werden kann, werden die Freiwilligen jedoch nicht neue Kirchen gründen, sondern die Einheit mit der katholischen Kirche wahren. Die Erfahrungen in den jungen Kirchen in Afrika, Asien und zum Teil auch in Lateinamerika sprechen jedenfalls dafür, dass es möglich ist. Letztlich braucht es eine europäische Entsprechung, nicht eine Kopie, zu dem Phänomen, das in anderswo „Basisgemeinden“ oder „Kleine christliche Gemeinschaften“ genannt wird. Es braucht eine erneuerte lokale Kirchenentwicklung hin auf eine Freiwilligen-Kirche, die sich selbstorganisiert und selbstverantwortet lokale Infrastrukturen schafft, um den Glauben miteinander zu leben und zu teilen. Und wie in den jungen Kirchen auch, wird die Neugründung von Gemeinden nicht nur die offengelassenen Bereiche hier und da wieder auffüllen, sondern Kirche im Ganzen verändern, ihr eine neue Gestalt gründen. Noch ist es nicht zu sehen, aber die Hoffnung ist nicht unbegründet, dass Kirche in Deutschland als Freiwilligen-Kirche wieder Anschluss findet an die Wachstumsdynamik der Weltkirche.

Freiwilligen-Kirche wird viele verschiedene Gesichter haben. Manches wird eher der bisherigen kategorialen Seelsorge ähneln, mancherorts werden Oasen des Glaubens entstehen, die den Dienst und das Charisma der Ordensgemeinschaften aufgreifen, es werden neue Formen verbindlicher Gemeinschaft entstehen, manches wird eine ganz neue Gestalt finden... Aber es wird sicher auch eine lokal oder personal strukturierte Vernetzung von Glaubenden in einer längerfristigen Verlässlichkeit und relativer Offenheit in das gesellschaftliche Umfeld geben – eine erneuerte Entsprechung zu den bisherigen Pfarrgemeinden. Allerdings werden dadurch die Pfarrgemeinden nicht verschwinden. Viele bisher etablierte Pfarreien werden sich im Zuge der diözesanen Strukturreformen weiter als Gemeinden verstehen, so dass eine schwierige Sprachverwirrung entsteht. Das Neue, die Vergemeinschaftungen der Freiwilligen-Kirche, werden Gemeinden sein, aber sie werden ganz anders Gemeinden sein als die schon existierenden Gemeinden. Das Wort „Gemeinde“ löst also falsche Assoziationen aus. Aber auch „Gemeinschaft“ trifft es nicht, denn es transportiert Anklänge von Verbindlichkeit und Abgrenzung gegenüber Nicht-Mitgliedern. Ob diese neuen Gemeinden klein bleiben müssen, wie es der Begriff „Kleine christliche Gemeinschaften“ nahe zu legen scheint, ist nicht ausgemacht und wäre eine unnötige Selbstbeschränkung. Es sind aber auch nicht Basisgemeinden im Sinne der lateinamerikanischen Theologie mit ihrer starken Einbindung in Aufgaben, die in Deutschland vom (Wohlfahrts-)Staat geleistet werden.

Dieses Buch benutzt deshalb das Kunstwort „Ekklesie“, um dem Neuen einen Namen zu geben, der zu Rückfragen und neuen Assoziationen einlädt. Darin schwingt natürlich die griechische „ekklesia“ mit, die im Neuen Testament sowohl die Kirche im Ganzen, wie die Kirche an einem Ort, wie die Kirche in den Häusern bezeichnet. Das neutestamentliche „ekklesia“ wird je nach Übersetzung und Kontext mit „Kirche“, mit „Gemeinde“ oder mit

„Versammlung“ wiedergegeben. Alle drei Übersetzungen gehen in das Kunstwort „Ekklesie“ ein. Ekklesien sind Kirche, aber sie sind nicht die ganze Kirche. Deshalb wird ihnen auch „ekklesiell“, nicht „ekklesial“, das fachtheologisch für die ganze Kirche benutzt wird, als Adjektiv zugeordnet. Ekklesien sind Gemeinden, sind lokale Strukturen, die das Glaubensleben und die Sendung der Christ/innen stützen. Und Ekklesien sind natürlich Versammlungen, Vergemeinschaftungen von Glaubenden, die sich unter dem Ruf Christi in die Nachfolge zusammenfinden. Wächst das Neue heran, wird sich auch ein adäquater und umgangssprachlich verträglicherer Begriff finden. Für den Moment aber scheint es besser, auf das sperrige Kunstwort auszuweichen, um ein neues Feld von Assoziationen und Ideen aufzumachen.

Eine Ekklesie ist immer eine Neugründung, auch dann, wenn die Gründung aus einer bestehenden Kirchengliederung heraus geschieht. Ekklesien zu gründen ist nicht Reform von etwas Bestehendem. Eine Ekklesie ist auch nicht das Ergebnis der Schrumpfung einer Pfarrgemeinde unter dem Druck der demographischen Entwicklung. Eine Ekklesie ist keine Pfarrgemeinde im Miniaturformat und es führt kein direkter Weg von der einen Kirchengestalt in die andere. Ekklesien schaffen eine neue Wirklichkeit in der katholischen Kirche in Deutschland. Ihre Existenz und Funktion ist von allem Anfang an anders gedacht als die Pfarrgemeinde.

Pfarrgemeinden werden nicht selten im Bild eines fest gefügten Hauses mit vielen Wohnungen wahrgenommen: mit Diensten, Ämtern, Gremien, Gruppen, Kreisen, Verantwortlichkeiten, Aufgaben. Dieses Haus ist dem Pfarrer, seinen hauptamtlichen Mitarbeiter/innen und den ehrenamtlich Engagierten zur Pflege anvertraut. Pfarrgemeinden entsprechen der vom Bischof auf Dauer eingerichteten Pfarrei und sind deshalb der eigenen Verfügung teilweise entzogen. Sie müssen ein umfangreiches Pensum an Aufgaben, pastoraltheologisch systematisiert unter den drei Grunddiensten Verkündigung, Liturgie und Caritas, abdecken. Sie stehen in der Verantwortung für alle Katholik/innen eines definierten Territoriums und sind auf Augenhöhe zur politischen und oft auch zur evangelischen Gemeinde eingerichtet. Schon deshalb sind Pfarrgemeinden für viele ihrer aktiven Mitglieder ohne direkte Verantwortung von Priestern und pastoralen Mitarbeiter/innen im Hauptamt schwer vorstellbar. Ehrenamt ist in den Pfarrgemeinden konsequent als Mitarbeit mit dem Pfarrer und den Hauptamtlichen definiert.

Ekklesien ähneln weniger einem Haus als einer Bewegung. Sie ruhen auf Beziehungen auf, nicht auf Strukturen. Sie sind selbstorganisiert und werden von Freiwilligen getragen, die vielleicht ab und an von hinzukommenden Hauptamtlichen unterstützt werden. Mit den konkreten Freiwilligen, die Verantwortung übernehmen, mit ihren Charismen und ihrem Engagement, verändern sich die Ekklesien. Sie sind im Fluss, wachsen, kommen in Krisen, verschwinden vielleicht wieder. Viele Lebensformen und Dienste in den Ekklesien werden immer improvisiert, fragil und punktuell bleiben. Die hohen Werte langfristiger Kontinuität, Verlässlichkeit und Berechenbarkeit werden sie weder einlösen können, noch wollen. Sie werden Weltverantwortung und Präsenz in die Gesellschaft leben, aber sie werden vielleicht nur in sehr geringem Maß religiöse Versorgung und Service organisieren können. Aus dem Gesamt der Grunddienste werden sie auswählen, wie es eben ihren Möglichkeiten und Charismen entspricht. Sie sind keine Entsprechung zur Pfarrei, sondern eine Lebensäußerung und Gestalt von Kirche innerhalb der Pfarrei. Ekklesien ersetzen niemals die Pfarrei, ihre Dienste, den Pfarrer und die hauptamtlichen Mitarbeiter/innen in der Pastoral. Sie sind deshalb auch nicht auf Augenhöhe zur politischen Gemeinde und stehen nicht in der Verantwortung, das soziale Gefüge am Ort mit zu prägen. Ekklesien sind vielmehr immer

Diaspora-Wirklichkeiten. Sie agieren in einem mehrheitlich nicht ekklesiell, vielleicht sogar nicht mehr christlich geprägten und strukturierten Umfeld und stehen mit ihm in mehr oder weniger intensiven Austausch.

## 1. Definition

Unter einer Ekklesie wird eine kommunikative Praxis verstanden. Ekklesien bestehen aus Interaktionen, aus Handlungen, Begegnungen, Beziehungen, geteilten Erinnerungen, aus Meinungsbildung und Gespräch. Ihre Communio entsteht je neu aus „Communicatio“. Eine Ekklesie ist Kommunikation, ist Praxis von Getauften. Christinnen und Christen schließen sich freiwillig und selbstorganisiert zusammen, um gemeinsam dem Glauben Gestalt zu geben, um Gott zu feiern und in die Gesellschaft hinein zu wirken. Eine Ekklesie ist ein Geschehen. Ein Verb würde ihrem Charakter eigentlich besser gerecht, als ein Substantiv: Wir „ekklesieren“, wir vergemeinden uns, wir leben Kirche – aktuell, konkret, punktuell, hier und jetzt, je neu. Eine Ekklesie ist ein und nur ein Gesprächszusammenhang, ein zeitgebundener, lokal beschränkter, milieugebundener Ausdruck der Kommunikation und damit der Communio der Kirche.

Eine Ekklesie ist per Definition dialogisch. Alle in ihr sind Freiwillige, alle sind auf der gleichen Ebene, alle haben etwas zu sagen, alle haben das gleiche Bürgerrecht (vgl. Epf 2,19) Ekklesie geschieht, wenn Getaufte miteinander über und aus ihren Glauben heraus kommunizieren und dabei Jesus Christus in die Mitte stellen. Ekklesie ist nicht, wenn einer kommuniziert und die anderen rezipieren. Gemeinde ist auch nicht, wenn einige stellvertretend für die anderen kommunizieren. Als kommunikative Praxis, als Gewebe von Gesprächen, ist eine Ekklesie erst einmal unabhängig von Gebäuden, einem Territorium, einem Auftrag oder anderen spezifischen Infrastrukturen. Sie schafft einen Ort, einen Raum des Glaubensgesprächs, auch wenn sie vielleicht nicht an einem (einzigem) geographischen Ort beheimatet ist. Eine Ekklesie ist wie Familie oder ein Freundeskreis ein kommunikatives Gewebe über die Zeit hin. Dieses Gewebe aus Gesprächen mit Jesus Christus in der Mitte lässt Beheimatung, Verbundenheit und Solidarität wachsen. Eine Ekklesie ist geteilte Erinnerung, ist geteilter Glaube, ist geteilte Hoffnung. Wenn eine gemeinsame Landschaft, ein realer Lebensort, ein Gebäude... dazukommen, ist das hilfreich, aber erst einmal sekundär.

Eine Ekklesie ist weder Selbstzweck, noch hat sie ihren Grund in sich selbst und im eigenen Handeln. Sie ist immer die Versammlung, der von Gott Herausgerufenen (1 Kor 1,2). Sie ist kommunikative Praxis um ihren Herrn Jesus Christus herum. Er, Jesus, ist in der Mitte der Gespräche. Um ihn herum versammelt sich die Ekklesie. Die Gläubigen von ihm miteinander. Sie suchen einzeln und gemeinsam seinem Ruf in die Nachfolge unter den Bedingungen unserer Zeit zu entsprechen. Sie leben in Christus und leben Christus für die Gesellschaft, die sie umgibt. Sie sind Glieder am Leib Christi. Sein Leben, seine Botschaft, seine Sendung, sein Auftrag sind für die Ekklesie, wie für jede Lebensgestalt von Kirche, normativ. Deshalb wird sich das Gespräch, werden sich Planungen und Leben der Ekklesie immer wieder auf Jesus Christus zurückbeziehen, an ihm anknüpfen, im Heiligen Geist seinen Impuls für ihre Aufgaben suchen. Ekklesien stehen unmittelbar in der Sendung Jesu Christi. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ (Joh 20,21) Seine Sendung aber ist das Reich Gottes. Wann immer Christen sich versammeln, Vergemeinschaftungen bilden, Ekklesien schaffen, stehen sie unter dieser Sendung Christi für das Reich Gottes. Auch in dieser Hinsicht haben Ekklesien ihren Zweck nicht in sich selbst. Ekklesien sind Werkzeuge, Mittel, Zeichen. Es

gibt sie, damit Christinnen und Christen ihren Glauben an die ergangene Erlösung und die ausstehende Vollendung in und für die Gesellschaft bezeugen, leben und umsetzen können.

Um dieses Anspruches willen braucht eine Ekklesie eine gewisse Stabilität in der Zeit, eine definierte Gestalt und Aufgabe und einen gemeinsamen, kommunitären Stil, der nicht ständig neu verhandelt werden muss, wenn neue Mitglieder hinzu kommen. Eine Ekklesie ist nicht einfach eine Gruppe. Sie ist kein Hauskreis, keine Gemeinschaft und keine Familie. Sie unterscheidet sich von diesen Lebensgestalten von Kirche durch ihre Größe, ihre Offenheit zur Gesellschaft hin, ihre kommunitäre Stabilität jenseits der Einzelpersonen, ihre verlässlichen Meinungsbildungsstrukturen. Konkret ist soziologisch davon auszugehen, dass eine solche ekklesielle, kommunikations- und beziehungsbasierte Vergemeinschaftung mehr als 12 und maximal 80 bis 100 Personen umfasst. Das trifft sich auch mit den Erfahrungen der Basisgemeinden und Kleinen christlichen Gemeinschaften in den jungen Kirchen.

Das Neue Testament kennt für Glaube und Kirche nur eine Richtung: Wachstum und Ausbreitung auf das Reich Gottes hin. Eine stagnierende, gleich bleibende oder gar schrumpfende Kirche ist nicht vorgesehen. Ekklesien stehen in dieser Dynamik. Das Reich Gottes wächst heran, wächst aus dem Senfkorn zum Baum, darin die Vögel des Himmels nisten, wächst unter Schmerzen und halb erstickt vom Unkraut, aber es wächst. Ekklesien sind Orte dieses wachsenden Reiches Gottes. Sie stehen damit aus innerer, biblischer Notwendigkeit in der Perspektive zu wachsen – an Qualität der Gottesgegenwart in ihrem Reden und Handeln, und an Zahl. Zeitliches Ziel der Ekklesie ist daher die eigene Vervielfältigung, besser die Neugründung anderer, weiterer Ekklesien, notfalls indem sie selbst in diesem Neugründungsprozess wie das Weizenkorn in die Erde fällt und sich auflöst, um Frucht zu bringen.

Eine Ekklesie wird hier also in einem ersten definitiven Angang verstanden als:

- unter dem Andrängen des wachsenden Gottesreiches
- auf gewisse Dauer gestellte und dennoch bleibend fragile
- selbstorganisierte
- von Freiwilligen geründete und getragene
- kommunikative Praxis
- von etwa 12 – 100 Getauften
- um ihren Herrn Jesus Christus
- in und für die Gesellschaft.

Damit ist auch schon gesagt, dass Ekklesien nur eine Teilgestalt von Kirche sind. Es gibt und wird immer legitim Katholik/innen geben, die sich zumindest aktuell nicht in eine Ekklesie einbinden. Sie sind dennoch vollgültig Teil der katholischen Kirche. Die Pfarrei mit ihrer territorialen Struktur ist für sie zuständig, vielleicht sind sie in einer Pfarrgemeinde, einem Verband, einer Bewegung... eingebunden und engagiert, aber sie gehören eben nicht zu einer Ekklesie. Die Mitgliedschaft in einer Ekklesie ist nicht heilsnotwendig, sondern Ergebnis einer freien Entscheidung. Diese Entscheidung kommt zu der Entscheidung für den Glauben und für die Mitgliedschaft in der katholischen Kirche hinzu, gibt ihnen eine mögliche Ausdrucksform und Gestalt. Entscheidung – Entscheidung für den Glauben und Entscheidung für diese konkrete Ekklesie – ist aber ausdrücklich Teil des Konstruktionsprinzips von Ekklesien. Sie sind eine Form von Kirche von und für Entschiedene. Freiwilligkeit, Freiheit, Mündigkeit und Entschiedenheit sind ihre obersten geistlichen Werte.

## 2. Feldanalyse – Bedingungen und Chancen

Ekklesien werden nicht im luftleeren Raum existieren. Kirchliche und gesellschaftliche Optionen, Rahmenbedingungen und Ressourcen prägen das Feld auf dem Ekklesien entstehen, wachsen, Frucht bringen und auch wieder vergehen. Ekklesien haben ihren Ort in der rechtsstaatlichen Zivilgesellschaft der Bundesrepublik Deutschland. Ekklesien sind Gemeinden der katholischen Kirche, von ihren Werten, Tradition, Satzungen und theologischen Überzeugungen geprägt. Sie sind Vergemeinschaftungen von Menschen aus einem der reichsten Länder der Erde. Sie sind Vergemeinschaftungen von Menschen, die in ihrem Denken und Fühlen bestimmt sind von moderner oder postmoderner Geisteshaltung und Erfahrung.

Im Rahmen dieses Buches kann keine detaillierte soziologische Analyse geleistet werden, sondern es werden im Folgenden einige wenige, relativ evidente und im öffentlichen Diskurs weitgehend konsensfähige Elemente zusammengetragen, um so eine alltagspraktische Annäherung an das kirchliche und gesellschaftlich Umfeld künftiger Ekklesien zu wagen. Es geht darum, den Blick zu schärfen und Grundlinien aufzuzeigen, und nicht darum, eine spezifische Umfeldanalyse für eine oder, was wegen der Verschiedenheit der Lebenswelten völlig unmöglich wäre, gar für alle denkbaren Gemeinden in Deutschland, zu erstellen.

Als Schwierigkeiten sind u.a. zu benennen:

- Die katholische Kirche verliert aus demographischen Gründen in den nächsten Jahren die Generation, die das kirchliche Leben bisher an vielen Orten getragen hat. Das Zahlenverhältnis zwischen dieser Generation und den nachfolgenden Generationen nähert sich mancherorts 10:1, was die Bereitschaft zum kirchlichen Engagement angeht, – mit allen Konsequenzen für kirchliche Infrastruktur vor Ort.
- Kirche verliert seit Jahren finanzielle und personelle Ressourcen. Das bedeutet, dass entweder substanzverbrauchend gewirtschaftet wird oder dass die Diözesen sich von einem erheblichen Anteil ihrer Kostenfaktoren – Mitarbeiter, Gebäude, Aufgaben... - verabschieden müssen.
- Kirche hat ein gesellschaftliches Akzeptanzproblem. Während säkulare, nicht-religiöse Deutungen und Verhaltensweisen in einem breiten gesellschaftlichen Kontext als gemeinsame Basis definiert werden, müssen alle nicht-säkularen Systeme (Kirchen, Religionsgemeinschaften, aber auch die Esoterik) ihren Nutzen und Mehrwert ständig vor dem fremdem Forum säkularer Logik verteidigen. Zudem ist das Vertrauen in die Kirche als Schutzinstitution und Fürsprecherin durch den Missbrauchsskandal auf längere Zeit erschüttert.
- Kirche verliert mit ihren Mitgliedern, mit dem Schwinden der Verbände und Organisationen, politische Plausibilität und Unterstützung.
- Es gibt in der Bundesrepublik keine Mehrheitsmeinung mehr und keinen Monopolschutz für die Kirche auf dem Markt der Sinnanbieter. Alle gesellschaftlichen Gruppen, jede Kirche, jede Organisation ist - auf das Ganze der Gesellschaft gesehen - in einer Minoritätsposition. Kirche lebt in der Diaspora, auch wenn einige Orte und Regionen sich noch anders darstellen.

- Jeder Wahrheitsanspruch – auch der der Religion - muss sich, so eine unausgesprochenen Erwartung der Postmoderne, kommunikativ ausweisen und auf authentische Lebensentwürfe stützen. Autoritativ, gar offenbarungstheologisch, argumentierende Stimmen werden nicht selten in der säkularen Gesellschaft als Zumutung empfunden, abgelehnt oder ignoriert.
- Die Bedürfnisunterstellung seitens der Kirche (Kinder brauchen Sakramentenvorbereitung, Erwachsene suchen Sinn, Gottesdienst gehört zum Sonntag...) wird von den angeblich Bedürftigen massiv bestritten. Damit hängen Teile der bisherigen pfarrlichen Pastoral in der Luft und müssen sich ihre Nachfrage erst durch zusätzliche Motivierung selbst schaffen.
- Kirche wird gesellschaftlich mit Modernitätserwartungen konfrontiert und leichthin als vormoderne Institution entlarvt. Als solche wird sie insgeheim selbst von einer Mehrheit ihrer eigenen Mitglieder als exotisch, vielleicht nostalgisch aufgeladen, aber lebenspraktisch für das 21. Jahrhundert irrelevant eingestuft. Um (wieder) gesprächsfähig zu werden, müsste sie eine neue Inkulturation durch eine interne, ihr gemäße und spezifische Umsetzung moderner Werte und Standards durchschreiten: Gleiche Chancen für Mann und Frau, Toleranz einer Vielfalt von sexuellen Orientierungen und daraus resultierenden Lebensformen, unabhängige Gerichtbarkeit, demokratische Kontrolle, Transparenz, Partizipationsmöglichkeiten unabhängig von persönlichem Status, Wahlfreiheit in allen persönlichen Angelegenheiten...
- Aktivitäten der Kirche werden gemeinhin nach den gleichen Maßstäben geprüft wie alle anderen gesellschaftlichen Angebote – und fallen dabei wegen schlechter „handwerklicher“ Qualität, mangelnder Kundenorientierung und ästhetischer Bindung an aussterbende Milieus nicht selten als unzumutbar durch. Das betrifft ganz zentral den liturgischen Bereich: Eucharistie, Sakramente, Beerdigungen. Für junge Leute endet die Anschlussmöglichkeit oft mit dem ersten Musikstück.
- Seit mindestens zwei Generationen leisten die Familien in einer überwältigenden Mehrheit keine umfassende Sozialisation der Kinder in den kirchlichen Glauben und die kirchliche Praxis mehr. Der Versuch, die ausfallende Sozialisationsleistung der Eltern durch Kurse der Kinderkatechese zu ersetzen, ist weithin gescheitert. Aufwand und Nutzen stehen seit langem in keinerlei Verhältnis mehr zu einander. Die ganze Idee einer Erfassungspastoral in jährlich sich wiederholenden Zyklen ist damit massiv in der Krise und wirkt wie ein kräftezehrendes Relikt volkskirchlicher Zustände. Allgemein akzeptierte Alternativen liegen jedoch nicht vor.
- Zur Teilnahme an der sonntäglichen Eucharistiefeyer, der zentralen Selbstvergewisserung und dem selbsterklärten „Premiumprodukt“ der Kirche, sind nur etwa 10 % der Katholikinnen und Katholiken bereit. Zu gemeindlich-gemeinschaftlicher Einbindung und kirchlichem Engagement sind wiederum nur ein Bruchteil der Gottesdienstbesucher/innen bereit. Bei den Männern sinken diese Zahlen manchmal bis in den Promillebereich ab.
- Nicht wenige Pfarrgemeinden leiden seit Jahren unter Mitglieder- und Mitarbeiterschwund. Manche sind so ausgezehrt, dass selbst die dort noch Engagierten ihre Pfarrgemeinde Menschen, die neu zum Glauben kommen, nicht als Ort anbieten mögen. Zurückgeblieben ist manchmal nur ein Arbeitsfeld von Priestern und

pastoralen Hauptamtlichen, während die Netzwerke von Ehrenamtlichen sich weitgehend aufgelöst haben.

- Kaum eine Pfarrgemeinde ist in der Lage, Menschen die als Erwachsene durch intensive Auseinandersetzung und Entscheidung neu oder wieder zum Glauben gekommen sind, eine adäquate Beheimatung zu geben.
- Nicht wenige Katholiken sehen sich durch ihre Lebensführung und ihre Ansichten von der Partizipation und wirklichen Vollmitgliedschaft in der konkreten Gestalt der Kirche ausgeschlossen. Neben der Communio gibt es auch eine zahlenmäßig erhebliche „Ex-Communio“ der Kirche.

Aber natürlich gibt es nicht nur problematische, sondern auch stützende Entwicklungen. Auf der „Haben-Seite“ findet sich u.a.:

- Gesellschaftlich gibt es eine hohe Akzeptanz und Wertschätzung für Spiritualität und Angebote der Kontingenzbewältigung. Den Großkirchen wird dabei immer noch eine Seriösitätsvermutung eingeräumt. In gefühlten Extremsituationen greifen Einzelne, aber auch die Gesellschaft als Ganze, fast reflexartig auf kirchliche Bewältigungsmechanismen – Gottesdienste, Rituale, Gesprächsmöglichkeiten, Netzwerke... - zurück.
- Politik wünscht den Werte-Beitrag der Kirche in den gesellschaftlichen Debatten und schätzt Kirche als verlässliche Partnerin in sozialen Aufgaben.
- Mehr Getaufte als je zuvor in der Geschichte der Kirche haben sich Fähigkeiten und Kenntnisse angeeignet, die sie bereit sind - beruflich oder ehrenamtlich, jedenfalls aber „professionell“ - für Kirche und Glaube einzusetzen. Theologische Bildung, pastorale und katechetische Ausbildung, haben eine nie gesehene Verbreitung gefunden. Der Geist Gottes überschüttet die Kirche seit vielen Jahren mit Charismen.
- An vielen Orten haben sich Gruppen von Getauften weitgehend selbstständig und selbstorganisiert für Glaubensgespräch, Meditation und Gebet zusammengefunden: Hauskreise, Bibelgruppen, Glaubensgruppen, Familienkreise, Gebetskreise...
- Knapp 1 % der Katholiken haben, nach Auskunft der Exerzitiensekretariate in den Bischöflichen Ordinariaten, in den beiden letzten Jahrzehnten Erfahrungen mit gemeindenahen, person- und prozessorientierten geistlichen Wegen (Exerzitionen im Alltag, Glaubenskurse...) gemacht und dabei für die konkrete Gestalt ihres Glaubens profitiert. 0,5 % der Katholiken sind, einer Erhebung des Sekretariates der Deutschen Bischofskonferenz nach, einer spirituellen Kirchlichen Bewegung enger verbunden.
- Religionsunterricht vermittelt nahezu allen Kinder und Jugendlichen eine, allerdings aus den konkreten Vollzügen und gemeindlichen Einbindungen herausgelöste, religiöse Grundbildung und mindestens anfanghafte Urteilsfähigkeit
- Katholische Schulen, Krankenhäuser, Sozialstationen, Heime... sind nach wie vor gesucht. Vor allem an manchen Schulen gelingt es, so etwas wie ein lebendiges Biotop

des Glaubens zu schaffen. Krankenhaus-, Notfall-, Telefon- und Gefängnisseelsorge haben kein Nachfrageproblem.

Das so angedeutete gesellschaftliche Umfeld ist für alle Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften in Deutschland in etwa vergleichbar. So ist es durchaus ein Hoffnungszeichen, dass es neuentstehende und wachsende Gemeinden schon gibt. Allerdings findet sich dieses Phänomen fast nur in den charismatischen und pfingstlerischen Freikirchen. Einige wenige Ausnahmen im Umfeld der Kirchlichen Bewegungen und einiger Ordensgemeinschaften bestätigen diese Regel. Allerdings rekrutiert sich auch das personelle Wachstum der Freikirche fast ausschließlich aus Menschen, die in ihrer Zugehörigkeit zu einer der beiden Großkirchen frustriert sind. Aber dennoch: Wachstum von Gemeinden ist möglich.

Ekklesien, die aus der katholischen Kirche heraus gegründet oder auf Wachstumskurs gebracht werden sollen, profitieren einerseits von der Kompetenz und der Rückendeckung der Großkirche, müssen aber auch mit dem Erbe großkirchlicher Regelungen und mit den Vorurteilen gegen die Großkirche leben. Viele Erfahrungen und Ansätze der Gemeindegewachstums- bzw. Gemeindegründungsbewegung der Freikirchen lassen sich deshalb nur sehr begrenzt übertragen. Das (kirchliche) Umfeld möglicher katholischer Ekklesien muss deshalb noch einmal eigens auf Chancen und Hindernisse analysiert werden.

Ein wesentlicher Ansatzpunkt ist dabei der gesellschaftliche Megatrend „Spiritualität“. Darunter wird zwar alles Mögliche und auch eine Menge Unmögliches subsummiert, aber ganz grundsätzlich werden Versuche, Angebote und Ideen, die spirituelle Prozesse der Selbstwerdung, Ausrichtung, Einübung... von einer gesellschaftlichen Grundsympathie getragen. Das trifft sich mit Erfahrungen, die besonders im Bereich der jungen Erwachsenen – Weltjugendtage, Nightfever-Gottesdienste oder magis-Projekte...- immer wieder beschrieben werden: In der postmodernen, arbeits- und lebensweltdifferenzierten Gesellschaft werden von Kirche Spiritualität, Kontingenzbewältigung, Einzelseelsorge, starke Liturgien und Übergangsrituale, die einen klaren Unterschied zwischen vorher und nachher setzen, nicht aber Freizeitgestaltung oder Durchprägung aller Lebensbereiche erwartet. Ekklesien, die bereit sind, sich konsequent im Sinne einer klaren „Kundenorientierung“ auf diese Erwartungen einzulassen, dürfen durchaus auf Interesse hoffen.

Für kirchliche Verkündigungspraxis insgesamt eher problematisch, für ekklesielle Ansätze aber eine klare Chance, ist die spätmoderne Zurückhaltung bezüglich der Wahrheitsfrage. Was Wahrheit ist, scheint nicht allgemein und schon gar nicht allgemeingültig beantwortbar zu sein. Die „Großen Erzählungen“ lösen eher Skepsis und relativierende Hinweise auf ihre Kultur- und Zeitbindung aus. Zugleich ist das Bedürfnis, sich in der Welt zu orientieren, die Komplexität zu reduzieren, Kriterien für Entscheidungen zu haben und die Lebenswelt in irgendeiner Weise handhabbar zu halten, natürlich nicht verschwunden. Die Vermutung, wie solche Orientierungsmarken zu bekommen seien, hat sich nur verändert. Nicht die Verkündigung ewiger Wahrheiten, sondern der Dialog, das fortwährende Gespräch und die je persönliche Aneignung oder Ablehnung von Positionen in einem tragenden Klima solidarischer Toleranz, scheinen die Wahrscheinlichkeit, die Wahrheit des eigenen Lebens zu finden, ansteigen zu lassen. Beziehungsbasierte Ekklesien, verstanden als kommunikative Praxis um Jesus Christus, bieten sich als möglicher Wahrheitsraum unmittelbar an.

Durch ihre kommunikativ-dialogische Grundstruktur haben solche Ekklesien sogar das Potential die Verschweige-Spirale zu durchbrechen, in die der Glaube geraten ist, weil Belehrung, dogmatische Argumentation und jede Form von monologischem Antwortgeben - klassisch kirchliche Sprechweisen - keinerlei positives emotionales oder intellektuelles Echo in einer postmodernen Hörerschaft erzeugen. Glaube, Ausrichtung an Jesus Christus, Wissen um und Hoffnung auf Erlösung, werden durch dialogische Aneignungsprozesse erst wieder plastisch, sie gewinnen Profil und Relevanz zurück. Ekklesien haben hier gute Chancen, wenn sie, gemäß ihrer Definition, die zentralen Glaubensinhalte kontinuierlich zum Thema machen.

Denn um die zentralen Inhalte geht es, wenn Erwachsene sich durch intensive Such- und Aneignungsprozesse erneut oder erstmals für den Glauben entscheiden. Wer sich neu aufmacht, wer entschieden glauben will, sucht das Zentrum, sucht Jesus Christus, will verstehen, was Erlösung bedeutet, will existentielle Nachfolge leben... Ekklesien als kommunikative Praxis um Jesus Christus sind Kirche von und für Suchende und von und für Entschiedene. Sie haben deshalb ihr größtes Wachstumspotential unter denen, die sich persönlich mit ihrem Glauben auseinander gesetzt haben. Jedenfalls gibt es dieses Potential, wenn die Ekklesien bereit sind, sich auf all diese schwierigen, individualistischen Menschen, die mit ihren Fragen jedes Mal das ganze Fundament des Glaubensgebäudes erschüttern, einzulassen. Erfahrungen in den Kirchlichen Bewegungen zeigen, wie anstrengend, aber auch wie fruchtbar dieser Weg ist.

Zugleich schafft der Nahraum einer Ekklesie (12- 100 Personen) auch die Bedingungen, in denen es möglich wird, Menschen zu begegnen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen, an denen sich das zentrale Wahrheitskriterium der Postmoderne, die Authentizität, festmachen lässt. Wahrscheinlicher wahr und lebenswert sind Vorstellungen, so eine verbreitete Vorstellung, die in der Biographie und Lebensführung von Menschen einen spürbaren und irgendwie „positiven“ Unterschied machen. Bekehrungsgeschichten faszinieren und sind der Stoff aus dem der Erfolg der charismatischen Bewegungen und Gemeinden wächst. Stimmigkeit von Leben und Überzeugungen, konsequente Umsetzung in den Alltag, ethisch profilierte Entschiedenheit, faszinierende Gegenentwürfe zu gesellschaftlichen Normalitäten, all das, was unter dem Stichwort „Authentizität“ zusammengefasst wird, macht eine Lehre glaubwürdig. Eine Ekklesie kann der Ort mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit sein, solchen authentischen Menschen zu begegnen. Die stetig wachsenden Freundeskreise, die sich um Klöster herum etabliert haben, profitieren schon jetzt von diesem Trend.

Authentizität ist auch der Schlüssel zur Akzeptanz von Normen und Verhaltensweisen, die vom Mainstream gesellschaftlicher Normalität abweichen. In der Postmoderne wird nicht erwartet, dass Kirche ihre Positionen auf ein durchschnittliches Niveau herunter regelt. Profil ist gut und kantige Positionen werden wertgeschätzt, vorausgesetzt sie werden überzeugend, authentisch gelebt. Ekklesien als Biotope des Glaubens, als Orte, an denen über die zentralen Überzeugungen und Hoffnungen gesprochen wird, wo die Christus-Gestalt der Wirklichkeit lebendig ist und erahnt werden kann, haben das Potential einen existentiellen Mehrwert über das hinaus, was Konsum, Status und Kleinfamilie geben können, konkret im direkten Lebensbereich der Menschen erfahrbar zu machen. Sie sind in sich selbst die Antwort auf die Frage „Was bringt es mir?“.

Das Schlichtungsverfahren zu Stuttgart 21 steht symbolisch für eine weitere Entwicklung in der reifen Zivilgesellschaft der Bundesrepublik. Partizipation, oder zumindest die virtuelle Möglichkeit der Partizipation, ist zum Prüfstein demokratischer Entscheidungsprozesse geworden. Partizipation wird dabei als direkte, unmittelbare Beteiligung am Meinungs-

bildungsprozess verstanden. Eine Delegation an gewählte Vertreter oder an Fachleute, reicht nicht mehr hin. Zugehörigkeit, Zustimmung, Mittragen... setzen die Möglichkeit zur Partizipation voraus. Kirche kann hier durchaus aus der Mitte ihres Selbstverständnisses heraus anschließen, ist sie doch wesentlich Gemeinschaft von Gleichen, ist gemeinsames Priestertum, gegründet in der gemeinsamen Taufwürde aller Kinder Gottes. Wird diese Grundkonstitution überzeugend in ekklesielle Wirklichkeit und praktische Abläufe übersetzt, sollte das hoch attraktiv sein. Ekklesien, die eine egalitäre, virtuell alle Interessierten einschließende Meinungsbildung und Entscheidungsfindung etablieren können, könnten zum Labor und zur Avantgarde dieses neuen gesellschaftlichen Trends werden.

Die Idee, Ekklesien aus den Volkskirchen heraus neu zu gründen, kommt jedoch relativ spät. In sehr absehbarer Zeit wird an vielen Orten die schiere Einwohnerdichte von suchenden und informierten Christ/innen so weit zurück gegangen sein, dass fußläufig einfach nicht mehr genug Menschen ansprechbar sind, aus denen sich Ekklesien rekrutieren können. Ekklesien werden sich folglich oftmals als Fahr-Gemeinden oder als auch medial-vermittelte Gemeinden finden müssen. Das macht die Gründung schwieriger, die kommunikativen Abläufe behäbiger, vor allem aber zwingt es dazu, Menschen zu integrieren, die kein gemeinsames Lebensumfeld teilen und deshalb nur begrenzt gemeinsame Interessen haben. Die Ausschnitte der Gesellschaft, in denen und für die sie Christen sind, sind damit nicht deckungsgleich, sondern weisen bestenfalls Überlappungen auf. Nachbarschaft, die zentrale Idee eines der erfolgreichsten Gemeindegründungsprojekte der katholischen Kirche (Asian Integrated Pastoral Approach, das gemeinsame Pastoralprogramm der asiatischen Bischofskonferenzen), ist damit nicht einfach gegeben, sondern muss gesucht, vielleicht sogar erst hergestellt werden. Vielleicht müssen künftige Ekklesien von einer tatsächlichen Nachbarschaft, einer geteilten Lebenswelt (Schule, Firma, Freizeitort, Interessenschwerpunkt, gesellschaftliches Engagement...) her, gedacht und konzipiert werden und die lokale Bindung an einen Wohnort hintanstellen.

Ekklesien sind immer, per Definition, Ausdruck einer Freiwilligen-Kirche und damit wesentlich von fachlichen Laien getragene Vergemeinschaftungen. Ekklesien werden selten in mehreren Bereichen über ausreichend professionalisierte Engagierte verfügen. Die Versuchung, andere Bereiche allein durch guten Willen und in fachlich unspezifischer Arbeitsweise auch zu bedienen, ist vor allem dann übergroß, wenn lokal keine weitere Kirchengestalt präsent ist. Das kann als Gegenentwurf zu einer hochspezialisierten Fachleute-Kultur des gesellschaftlichen Umfeldes durchaus seinen Reiz und seine Berechtigung haben, birgt aber erhebliche Risiken. Die spätmoderne Mediengesellschaft nimmt immer das Ganze für das Teil in Haftung. Eine einzige gut gemeinte, aber schlecht gemachte Aktion, kann dann die ganze Reputation und Anziehungskraft einer Ekklesie zunichtemachen. Ekklesien werden, um dieser Professionalisierungserwartung und Professionalitätsfalle zu entgehen, sorgfältig nach ihren Charismen und ihrer spezifischen Berufung fragen müssen. Sie können vielleicht nur einen einzigen Teilbereich kirchlichen Lebens sachgerecht abdecken. Umso mehr braucht es eine Vielfalt und wohlwollende Konkurrenz von Pfarreien, Verbänden, Bewegungen, Gemeinden und Ekklesien.

Als Vergemeinschaftungen, die aus der kommunikativen Praxis - aus geteilten Erinnerungen, aus gemeinsamen Erfahrungen, aus Begegnungen und Gesprächen ihrer Mitglieder entstehen, und die damit ganz beziehungsgegründet sind, werden die Ekklesien in aller Regel relativ rasch eine große ästhetische und soziale Einheitlichkeit herausbilden. Es finden sich Menschen - und bald auch nur noch Menschen - eines Milieus oder doch sehr ähnlicher Milieuprägung zusammen. Diese Milieuversäulung hat sich schon nach wenigen Jahren für

die wesentlich größeren Pfarrgemeinden eingestellt. Es gibt keinen Grund, weshalb es mit den zahlenmäßig kleineren Ekklesien, die noch dazu weniger Input durch Hauptamtliche von außen haben werden, anders kommen sollte. Jede Vergemeinschaftung, die sich findet und miteinander einen kommunitären Stil entwickelt, schließt zwangsläufig durch ihre Optionen, ihre Ästhetik, ihre praktischen Entscheidungen, weit mehr Menschen aus, als sie jemals positiv einschließen kann. Ekklesien haben jedoch gegenüber der Pfarrgemeinde den Vorteil, dass sie nicht für alle und alles zuständig sind. Sie sind nicht die einzige Sozialform innerhalb einer Pfarrei. Sie sind Kirche, aber sie können schon durch ihre strukturelle Begrenzung nie die ganze Kirche am Ort sein. Um andere Menschen zu erreichen, braucht es und darf es andere Ekklesien und andere Gemeinden, Verbände, Bewegungen... mit anderer Prägung, anderen Zeiten und Optionen geben.

Die Ekklesien werden oft zu schwach und auch gar nicht in der Positionsmacht sein, um quasi-verpflichtende Programme (Firmvorbereitung...) für die Gesamtheit der Katholiken auflegen zu können. Über ihr Eigenleben hinaus, werden sie zu ein, maximal zwei offenen Angeboten einladen können. Die „Serviceanfragen“ (Beerdigung...) seitens getaufter, aber nicht gemeindlich gebundener Katholiken werden sie nur in sehr begrenztem Umfang aufgreifen können. Sie brauchen damit notwendig die Ergänzung und Absicherung durch die Pfarrei und die Diözese, die weitere, nicht-ekklesielle Erfahrungsräume von Kirche und hauptamtliche Arbeitskraft bereithalten. Ekklesien ergänzen die institutionellen Anstrengungen, können sie aber unter den Bedingungen und dem Anspruch einer Großkirche niemals ersetzen. Diese notwendige Verwiesenheit auf die Pfarrei ist einerseits eine Entlassung der Ekklesien von unerfüllbaren Erwartungen, andererseits natürlich auch eine klare Begrenzung. Sie sind von Erlaubnissen, Förderung, Wohlwollen seitens der Priester und Hauptamtlichen und von einem Rahmen eines übergeordneten Pastoralkonzepts, das ihnen einen Platz und eine Funktion zuweist, abhängig. Sie sind eben nicht Freikirchen.

Als katholische Ekklesien sind sie auch inhaltlich-theologisch und disziplinar gebunden. Sie sind Teil der weltweiten, die Zeiten überspannenden Kirche. Das gibt ihnen Sicherheit, Zugehörigkeit, natürliche Partner und Entlastung, aber auch Begrenzung, Festlegung und Abhängigkeit. Sie leben ständig in Solidarität mit den Glaubensgeschwistern der katholischen Kirche: Solidarität in den Erfolgen, Solidarität aber auch in den Skandalen. Zwar können die Ekklesien ihr direktes Lebensumfeld mitgestalten, sie stehen aber zugleich nicht nur gesellschaftlich, sondern auch kirchlich in einem größeren Umfeld, das sie in keiner Weise kontrollieren können. Diese Abhängigkeit wird sicher zur Fragilität und zum bleibend improvisierenden Charakter der Ekklesien beitragen. Immer wieder werden einzelne Ekklesien plötzlich aufschließen, aus Gründen, die sie selbst weder beeinflussen noch vorhersehen können. Und genauso werden Ekklesien, wegen Entwicklungen, die sich weit jenseits ihrer Grenzen vollziehen, plötzlich implodieren. Diese Fragilität wird eine spezifische Weise werden, wie Ekklesien als Ganze den evangelischen Rat der Armut leben.

Armut dürfte jedoch noch in einer anderen Hinsicht ein Schlüssel für das Leben der Ekklesien werden. Alles, was Gebäude, Finanzen, organisationale Gestalt, Weisungsbefugnisse, Kontrolle und Satzungen... braucht, wird in den nächsten Jahren durch den absehbaren Einbruch der kirchlichen Ressourcen in die Krise kommen. Ekklesien werden also gut daran tun, sich selbst und ihr Leben und Handeln möglichst unabhängig von regelmäßigem Geldzustrom zu halten. Dass auch eine dauerhafte Existenz in Fragilität, Improvisation und Armut möglich ist, lässt sich in Taizé eindrucksvoll erleben. Beides wird es geben; Dass Ekklesien in Not geraten und das Damoklesschwert fehlender Mittel ständig über ihnen

schwebt und ihre Arbeit zunichte zu machen droht, und dass sie zu einer Armut „um des Evangeliums willen“ vorstoßen, die sie freisetzt und unabhängig macht.

Diese beiden möglichen Seiten der Armut werden auch das liturgische Leben der Ekklesien prägen. Sicher wird es immer wieder einmal die Möglichkeit geben, dass ein Priester mit der Ekklesie Eucharistie feiert. Die große Mehrheit der Sonntage wird eine Ekklesie sich jedoch, unabhängig davon, ob einzelne Mitglieder zusätzlich an Fahr-Eucharistiefiern für die ganze Pfarrei teilnehmen, in anderen gottesdienstlichen Formen versammeln. So ist ihnen, wegen ihrer Einbindung in die Disziplin und (Amts-)Theologie der katholischen Kirche einerseits die Hochform des Gottesdienstes oft vorenthalten. Andererseits ermöglicht es dieser Mangel den Ekklesien auch, mit freieren, potentiell für Suchende und Neubekehrte, für Kinder und Jugendliche, anschlussfähigeren, partizipativeren liturgischen Feiergestalten zu experimentieren.

Nimmt man diese Beobachtungen und Abwägungen zusammen, so spricht viel dafür, dass Ekklesien eine abenteuerreiche Existenz bevorsteht. Sie werden die Nase in den Wind halten können, werden neue Welten erschließen, aber oft wird auch der Gegenwind sie umtosen. „Dann [als er dem Sturm gedroht hatte und Stille eingetreten war] sagte Jesus zu den Jüngern: Wo ist euer Glaube?“ (Lk 8,25)

### **3. Theologische Rückfragen**

3.1. Die katholische Kirche ist sicher nicht die erste Institution, die Menschen einfällt, wenn sie ein Beispiel für gewollte und gelingende Selbstorganisation suchen. Sie versteht sich selbst als überzeitlich, als Ausdruck göttlichen Stifterwillens, als Sakrament und menschlicher Verfügungsgewalt weitgehend entzogenes Produkt des Wirkens des Geistes Gottes. Die absolutistische Macht des Papst, die Vollgewalt des Bischofs über seine Ortskirche, die hierarchische Prägung und Normierung der Kirche, die wesenhafte Unterschiedenheit des Weiheamtes von der Existenzform der Gläubigen, die großen liturgischen Inszenierungen bei Papstmessen und Pontifikalämtern, der hochkomplexe Kanon der dogmatischen Sätze und der paragraphenreiche Codex des kirchlichen Rechtes... all das ruft Bilder und Vorstellungen wach, die wenig mit individueller Eigenverantwortung und freier Selbstorganisation zu tun haben. Die Gesetze massenmedialer Aufmerksamkeit verstärken diesen Eindruck einer durch und durch normierten und konsequent top-down-geführten Institution noch weiter.

Und doch ist das nur die eine Hälfte der komplexen Wirklichkeit der Kirche. Oder wenn man es noch weiter zuspitzen will: all diese Phänomene zusammen beschreiben nicht einmal 5% der Kirche. Zu 95% besteht die Kirche aus Menschen, „Laien“ in theologischer Sprache, deren Mitgliedschaft und kirchlicher Status ausschließlich in Taufe und Firmung begründet sind. Die von Laien getragenen Verbände, Vereine, Gemeinschaften, Bewegungen, Organisationen und Institutionen übersteigen die hierarchisch verantworteten Lebensäußerungen der Kirche um ein Vielfaches. Aber die Laien sind nicht nur eine soziologische Größe der Kirche, ihnen kommt auch eine ganz basale theologische Würde zu, die das Zweite Vatikanische Konzil wieder neu in den Mittelpunkt gerückt hat. „Unter der Bezeichnung Laien sind hier alle Christgläubigen verstanden mit Ausnahme der Glieder des Weihestandes und des in der Kirche anerkannten Ordensstandes, das heißt die Christgläubigen, die, durch die Taufe Christus einverleibt, zum Volk Gottes gemacht und des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi auf ihre Weise teilhaftig, zu ihrem Teil die Sendung des ganzen christlichen Volkes in der Kirche und in der Welt ausüben.“ (Lumen Gentium/LG 31)

Als Ganzes der Getauften - Laien und Kleriker gemeinsam - übt das Volk Gottes das erste und unfehlbare Lehramt aus. „Die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben (vgl. 1 Joh 2,20.27), kann im Glauben nicht irren. Und diese ihre besondere Eigenschaft macht sie durch den übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes dann kund, wenn sie "von den Bischöfen bis zu den letzten gläubigen Laien" ihre allgemeine Übereinstimmung in Sachen des Glaubens und der Sitten äußert.“ (LG 12) Der Glaubenssinn der Getauften – Laien und Geweihte zusammen - geht aller bischöflichen und päpstlichen Gewalt voraus. Die Gesamtheit der Getauften kann in Glaubensdingen nicht irren. Und umgekehrt kann niemand, weder das ordentliche Lehramt der Bischöfe, noch das außerordentliche Lehramt des Papstes, etwas definieren und zu glauben vorlegen, was die Gesamtheit des Gottesvolkes ablehnt oder auch nur ignoriert.

Diese maximale Würde und umfassende Rechtsposition des Volkes Gottes als ganzer Leib, gründet ausschließlich in der Taufe und erfordert keine weiteren Maßnahmen. Durch die Taufe werden alle in den einen Leib Christi aufgenommen. Durch die Taufe sind alle Christen Repräsentanten Christi – unbeschadet der besonderen Verantwortung derer, die durch Weihe und Beauftragung Christus als Haupt seiner Kirche vergegenwärtigen. Allen ist durch die Taufe der gleiche Heilige Geist gegeben, alle sind „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“ (Eph 2,9). Alle haben auch durch die Taufe Anteil am dreifachen Amt Christi, der König ist, Priester und Prophet – auch wenn die bevollmächtigte Ausübung dieses dreifachen Amtes dem Bischof übertragen wird. Alle Binnen-Differenzierungen der Stände der Kirche sind demgegenüber nachrangig und spezifische Ausformungen des einen, gemeinsamen Priestertums. Alle gemeinsam leben sie als das priesterliche Gottesvolk und bilden sie die Gemeinschaft der Heiligen, sind sie die ganze Kirche Gottes aller Zeiten und Kontinente.

Für den Kontext der Gründung von selbstorganisierten Ekklesien als Ausdruck einer konsequenten Freiwilligen-Kirche sind bei diesen grundlegenden theologischen Prämissen zwei Aspekte besonders wichtig. Zum einen gibt die Taufe allein allen Rechte in der Kirche. Niemand braucht irgendeine Erlaubnis, um zu beten, um sich mit anderen zu treffen, um den Glauben gemeinschaftlich zu leben. Ekklesien zu gründen, ist erstmal ein Grundrecht der Gläubigen. Wie diese dann in der Disziplin, Lehre und Einheit der katholischen Kirche zu verankern sind, ist ein zweiter Schritt, bei dem selbstverständlich die bevollmächtigten Leiter der Kirche eine gewichtige Rolle spielen werden. Ein zweiter Aspekt kommt hinzu: Es ist nicht der Einzelne, dem diese Glaubensgewissheit und Rechtsposition zukommt, sondern die Gemeinschaft des ganzen Gottesvolkes. Nur in der Gemeinschaft mit anderen Glaubenden kommt die Taufwürde jedes Einzelnen zur vollen Entfaltung. Niemand hat alleine, auch keine Ekklesie hat für sich alleine Anteil am gemeinsamen Priestertum und ersten Lehramt der Glaubenden. Rückbindung an die ganze Kirche aller Stände, aller Kontinente und aller Zeiten, Gemeinschaft, Dialog, wechselseitige Bestärkung wie wechselseitige Kritik, gehören konstitutiv zu den Bauprinzipien einer katholischen Ekklesie. Sie lebt nach innen Gemeinschaft und steht nach außen, zur Gesamtheit der Kirche hin in Gemeinschaft. Letztlich erklärt sich über diese Prämissen auch die unabdingbare Notwendigkeit von Vergemeinschaftungen – als Pfarrgemeinden, Gemeinschaften, Bewegungen, Orden, Verbände, oder eben auch als Ekklesien – für die Kirche. Die Kirche ist wesentlich *Communio* und diese *Communio* wird kommunitär und kommunikativ gelebt.

„Gottes Sohn hat in der mit sich geeinten menschlichen Natur durch seinen Tod und seine Auferstehung den Tod besiegt und so den Menschen erlöst und ihn umgestaltet zu einem neuen Geschöpf (vgl. Gal 6,15; 2 Kor 5,17). Indem er nämlich seinen Geist mitteilte, hat er

seine Brüder [und Schwestern], die er aus allen Völkern zusammenrief, in geheimnisvoller Weise gleichsam zu seinem Leib gemacht. In jenem Leibe strömt Christi Leben auf die Gläubigen über, die durch die Sakramente auf geheimnisvolle und doch wirkliche Weise mit Christus, der gelitten hat und verherrlicht ist, vereint werden. Durch die Taufe werden wir ja Christus gleichgestaltet: "Denn in einem Geiste sind wir alle getauft in einen Leib hinein" (1 Kor 12,13). Durch diesen heiligen Ritus wird die Vereinigung mit Tod und Auferstehung Christi dargestellt und bewirkt: "Wir sind nämlich mit ihm durch die Taufe hineinbegraben in den Tod"; wenn wir aber "eingepflanzt worden sind dem Gleichbild seines Todes, so werden wir es zugleich auch dem seiner Auferstehung sein" (Röm 6,4-5). Beim Brechen des eucharistischen Brotes erhalten wir wirklich Anteil am Leib des Herrn und werden zur Gemeinschaft mit ihm und untereinander erhoben. "Denn ein Brot, ein Leib sind wir, die Vielen, alle, die an dem einen Brote teilhaben" (1 Kor 10,17). So werden wir alle zu Gliedern jenes Leibes (vgl. 1 Kor 12,27), "die Einzelnen aber untereinander Glieder" (Röm 12,5). Wie aber alle Glieder des menschlichen Leibes, obschon sie viele sind, dennoch den einen Leib ausmachen, so auch die Gläubigen in Christus (vgl. 1 Kor 12,12).“ (LG 7)

3.2. Diese Texte des Konzils formulieren jedoch ausdrücklich nicht nur Aussagen über die Würde der Getauften, sondern auch über ihren Auftrag. Alle, unabhängig von ihrem Stand und ihrer konkreten Berufung haben das Recht und die Pflicht, Kirche mit zu bauen und mit zu gestalten. Alle stehen in der Sendung Christi für das Reich Gottes. Zwar hebt das Konzil die besondere Verantwortung der Laien für den Auftrag in der Welt hervor, es schließt damit aber in keiner Weise einen Auftrag auch für die Kirche aus - ebenso wenig wie es die Kleriker und die Hierarchie aus der Weltverantwortung entlastet. „Die im Volk Gottes versammelten und dem einen Leibe Christi unter dem einen Haupt eingefügten Laien sind, wer auch immer sie sein mögen, berufen, als lebendige Glieder alle ihre Kräfte, die sie durch das Geschenk des Schöpfers und die Gnade des Erlösers empfangen haben, zum Wachstum und zur ständigen Heiligung der Kirche beizutragen. Der Apostolat der Laien ist Teilnahme an der Heilssendung der Kirche selbst. Zu diesem Apostolat werden alle vom Herrn selbst durch Taufe und Firmung bestellt.“ (LG 33) Die Kirche wächst aus ihren Herzen und aus ihrem Handeln. Ihnen kommt eine nicht delegierbare Verantwortung für die Kirche und ihre Sendung in die Welt zu. Das Konzil wählt dafür mit Bedacht das Wort „Apostolat“ und stellt so auch die Sendung der Laien in die Nachfolgebewegung der Apostel.

Entsprechend sieht das kirchliche Gesetzbuch ausdrücklich das Recht der Gläubigen vor, sich für die Pflege ihres geistlichen Leben, für den Aufbau der Kirche, für ihr gesellschaftliches Engagement und für alle berechtigten Anliegen, die der Lehre und Praxis der Kirche nicht widersprechen, zusammen zu finden und unabhängig von der Hierarchie „private Vereine“ zu gründen. Diesen kann nach Prüfung durch den Ordinarius Rechtspersönlichkeit übertragen werden, so dass sie sogar Verträge schließen und einen Etat führen können. Das Vereinigungsrecht verlangt dabei, dass die Vereine eine Satzung entwerfen und eine eigene Leitung schaffen. Eine Haftung des Bistums in finanziellen Angelegenheiten wird abgewiesen und damit die Eigenständigkeit noch einmal betont. Auch kann und darf der Ordinarius nicht direkt in die inneren Angelegenheit und in die Leitung der Vereine eingreifen, wenn es die Satzung nicht ausdrücklich anders vorsieht. Für die klassischen Verbände ist diese kirchliche Rechtsform schon lange eine Selbstverständlichkeit. Auch die Kirchlichen Bewegungen sammeln sich zunehmend unter dem Dach des Vereinigungsrechtes, um ihren kirchlichen Status zu beschreiben und ihre Eigenständigkeit abzusichern. Ob und in welcher Weise das Vereinigungsrecht auch einen rechtlichen Rahmen für selbstorganisierte Ekklesien „unterhalb“ der Pfarreebene bilden kann, ist noch nicht ausgelotet. An dieser Stelle genügt jedoch die grundsätzliche Zustimmung, ja die Aufforderung des kirchlichen Gesetzgebers zu

einer Selbstorganisation von Laien, um eine hinreichende Basis zu formulieren, die es Getauften ermöglicht, selbstständig – wenn auch natürlich unter der Gesamtverantwortung des Bischofs und seiner Mitarbeiter - Ekklesien zu gründen, um sich so eine organisatorische Basis für ihr Apostolat zu schaffen: um ihren Glauben zu leben, zu verkündigen, aus dem Glauben heraus in die Gesellschaft hinein zu wirken und ihre Kräfte für das wachsende Reich Gottes einzusetzen.

3.3. Dass Laien tatsächlich aus eigener Initiative selbstverwaltete Gemeinden als Substrukturen der Pfarreien und organisatorische Basis für das Apostolat gründen, ist in weltkirchlicher Perspektive als der absolute Normalfall anzusehen. Die weiten Wege und die traditionell geringe Zahl der Priester und damit auch der Pfarreien, haben in vielen Ortskirchen des globalen Südens nie eine andere Organisationsform erlaubt. So ist es beispielsweise im Bistum Cyangugu in Ruanda, dem Partnerbistum des Bistums Speyer, selbstverständlich, dass jede Pfarrei Dutzende Gemeinden („Communautés locales“) umfasst. Jeweils mehrere Gemeinden treffen sich sonntags an den „Centrales“ – Kirchorte, von denen es in jeder Pfarrei ebenfalls mehrere gibt - und feiern miteinander Gottesdienst (je nach Präsenz eines Priesters als Eucharistiefeier oder als Wortgottesfeier mit Kommunionsspendung). Unter der Woche versammeln sie sich zusätzlich in ihrem jeweiligen Siedlungsgebiet zum Bibelgespräch, zu Nachbarschaftshilfe, zu Festen und gemeinsamen Aktionen. Die Priester unterstützen und begleiten die Gemeinden, so gut sie in der großen, ihnen anvertrauten Fläche können, greifen aber nur im absoluten Ausnahmefall in das gemeindliche Leben und seine Leitung ein.

Im südlichen Afrika, in vielen Diözesen Südamerikas und in den Diözesen Asiens sind die Bischöfe jedoch noch einen Schritt in der Umsetzung der Neubewertung der Laien durch das Konzil gegangen und haben diese traditionelle, aber doch eher aus der Not geborene Struktur der selbstorganisierten Gemeinden zur offiziellen Pastoralleitlinie erhoben. So setzt beispielsweise AsIPA, das Pastoralprogramm, das alle asiatischen katholischen Bischofskonferenzen gemeinsam beschlossen haben, ganz auf diese Kleinen Christlichen Gemeinden bzw. Gemeinschaften (KCG) als Bauprinzip der Ortskirche. Ihr Entstehen, ihre Präsenz als Substrukturen der Pfarreien, ihr Engagement für Kirche und Gesellschaft wird ausdrücklich gefördert. Ohne KCG's ist das kirchliche Leben in vielen asiatischen Diözesen gar nicht mehr vorstellbar. Die KCG haben die Kirche verändert und ihr ein erneuertes Gesicht gegeben.

Fünf Merkmale sind von den Bischofskonferenzen festgelegt worden und prägen jede KCG:

- Nachbarschaft: Eine KCG wird von Menschen gebildet, die einen gemeinsamen Lebensbereich teilen
- Sendung: Die KCG engagieren sich für die Nöte ihres gesellschaftlichen Umfeldes
- Kirchlichkeit: KCG sind keine Privatsache, sondern Kirche, verbunden mit der ganzen Kirche, Ausdruck und Präsenz der Diözesankirche
- Spiritualität: Im Mittelpunkt jeder KCG steht die Versammlung um das Wort Gottes im BibelTeilen
- „Emerging Leadership“: Leitung und Dienste der KCG wachsen dank den Gaben des Heiligen Geistes aus ihr selbst hervor

3.4. Warum aber Ekklesien? Warum selbstorganisierte, von Freiwilligen getragene Ekklesien als lokale oder personale Strukturen innerhalb der Diözesankirche? Könnte man es nicht dabei belassen, dem Apostolat der Laien durch Verbände und Bewegungen Ausdruck und Form zu geben, wie es in vielen europäischen Ortskirchen eine große Tradition hat?

Eine erste Antwort hat sicher mit der Not zu tun, dass in weiten Teilen Europas die Zahlen der Priester drastisch zurückgehen, auch wenn die „Versorgung“ mit Priestern immer noch unvergleichlich viel dichter ist, als in den jungen Kirchen. Wo die Pfarreien, Seelsorgeverbände, Pastoralenheiten... notgedrungen sehr groß werden, stellt sich die Frage nach alltagspraktisch erlebbarer Gemeinschaft im Glauben neu. Diese ist jedoch nicht nur emotional und soziologisch unverzichtbar. Theologisch gesprochen bedarf es dieser realen Gemeinschaftserfahrung um der Christuspräsenz und –gestalt willen. Die Präsenz des auferstandenen Christus in seinem Leib der Kirche ist grundsätzlich gemeinschaftlich strukturiert. Das hat damit zu tun, dass es zwischen Jesus von Nazareth und den Christinnen und Christen es einen entscheidenden Unterschied gibt, in welcher Weise sie Christus sind. Er, Jesus, ist der Erste, er ist der einzige Sohn Gottes, alle anderen sind erst „in ihm und durch ihn“ Kinder Gottes und Miterben des Reiches. Während aber Jesus diese Würde ganz und als einzelner Mensch zukommt, wird sie durch sein Leben, Sterben und Auferstehen seinen Geschwistern, durch das Wirken des Geistes, immer als Kollegium, als Gemeinschaft übertragen. Nicht der einzelne Christ ist Christus. Wer sich dafür hält, ist wohl eher ein Fall für die Psychiatrie. Durch die Taufe wird der Christ in die Communio des Volkes Gottes aufgenommen. Als Teil und Mitglied dieser Gemeinschaft repräsentieren er oder sie Christus und nicht aus eigener, persönlicher Vollmacht.

Diese kommunitäre Gestalt der Gegenwart des Auferstandenen in der Zeit der Kirche umfasst alle Ebenen und Stände, von der Ekklesiola der christlichen Familie, über die lokale Vernetzung in Gemeinden, Ekklesien und Gemeinschaften, bis zum Kollegium der Bischöfe. Denn auch die Weihe gliedert primär in ein Kollegium ein: den Diözesanklerus oder eine Ordensgemeinschaft bzw. das Kollegium der Bischöfe. Selbst der Papst ist dieser kollegialen Struktur nicht enthoben. Auch das Papstamt vertritt Christus nur in Einheit und Kollegialität mit den Bischöfen und dem ganzen Volk Gottes. „Wie nach der Verfügung des Herrn der heilige Petrus und die übrigen Apostel ein einziges apostolisches Kollegium bilden, so sind in entsprechender Weise der Bischof von Rom, der Nachfolger Petri, und die Bischöfe, die Nachfolger der Apostel, untereinander verbunden. Schon die uralte Disziplin, dass die auf dem ganzen Erdkreis bestellten Bischöfe untereinander und mit dem Bischof von Rom im Bande der Einheit, der Liebe und des Friedens Gemeinschaft hielten, desgleichen das Zusammentreten von Konzilien zur gemeinsamen Regelung gerade der wichtigeren Angelegenheiten in einem durch die Überlegung vieler abgewogenen Spruch weisen auf die kollegiale Natur und Beschaffenheit des Episkopates hin.“ (LG 22)

Entsprechend haben auch die scheinbar individuell gespendeten Sakramente immer diese kommunitäre Verwiesenheit: die Taufe gliedert ein in die Gemeinschaft der Kirche, die Beichte gliedert in die volle Gemeinschaft zurück, die Trauung begründet die Gemeinschaft der christlichen Familie. Besonders springt die gemeinschaftliche Dimension natürlich bei der Eucharistiefeier ins Auge: Die ganze Gemeinde feiert unter dem Vorsitz des Priesters die Eucharistie. Die Gemeinde, der Einzelne nur als Teil an ihr, wird durch den Empfang der gewandelten Gaben von Brot und Wein, von Leib und Blut Christi, gewandelt in den Leib Christi, in die kommunitäre Gegenwart des Auferstandenen hier und heute.

Ob Glaube in erfahrbarer Gemeinschaft gelebt wird oder nicht, ist damit für den christlichen Glauben alles andere als eine verhandelbare Größe. Christus hat seine Gegenwart an Gemeinschaft gebunden. Ohne den Nahbereich vertrauter Gemeinschaften und Gemeinden kommt der Glaube ins Trudeln, denn die Präsenz Christi wird „dünn“. Religionssoziologen haben diesen Zusammenhang aus ihrer Sichtweise noch einmal bestätigt: Erst verlassen Menschen den Raum der Gemeinde und die gemeinschaftlichen Feiern und Aktionen, dann verdunstet ihr Glaube und verflüchtigt sich ihr Beten. Und umgekehrt kommen Menschen fast nie zum Glauben, indem sie intellektuelle Einsichten gewinnen, sondern indem sie tragende Gemeinschaft im Glauben erleben.

Vielleicht ist es ein instinktives Erspüren dieser Zusammenhänge, das den Widerstand so vieler Christinnen und Christen gegen die großen Pastoralverbände mit ihren „Fahr-Gottesdiensten“ mit befeuert. Nicht die Zufallsversammlung eines Sonntages, sondern die verlässliche Gemeinschaft im Nahbereich schafft die existentielle Basis für die heilsnotwendige Communion. Wenn Kirche sich wegen schwindender Ressourcen in ihrer institutionellen Gestalt von vielen Orten zurückziehen muss, ist es absolut notwendig, Ekklesien zu gründen.

## **4. Zugänge**

### 4.1. Sozialisation und Initiation

Es gibt zwei grundsätzlich verschiedene Zugangswege zum Glauben. Diese Zugangswege prägen bleibend das ganze Glaubensleben und sind von entsprechend hoher Bedeutung für die Gestalt und die Interessen, die in Gemeinden gesucht werden. Selbstverständlich kommen diese Zugangswege nie rein und ungemischt in der Biographie der Christen vor. Jeder Christ ist in gewisser Weise eine ganz persönliche Mischung aus beiden Wegen. Dennoch kann das „Schwarz-Weiß-Malen“ dieser typologischen Vorgehensweise helfen, Konsequenzen für die Gestalt von Gemeinden leichter zu identifizieren

Der erste Weg läuft über die jahre-, eigentlich jahrzehntelange Sozialisation von Kindesbeinen an. Die kirchliche Einbindung beginnt noch vor der Bewusstwerdung mit der Kindertaufe, die Kinder sind selbstverständlich mit den Eltern im Gottesdienst, bei kirchlichen Veranstaltungen. Sie besuchen dann einen kirchlichen Kindergarten, nehmen am Religionsunterricht teil, gehen zu Erstkommunion, werden Messdiener oder gehen in eine andere kirchliche Jugendgruppe, werden gefirmt, erleben Jugendgottesdienste, Gruppenstunden und Freizeiten, finden eine/n Partner/in mit ähnlichem Lebensweg, heiraten kirchlich und setzen ihre Kinder auf den gleichen Weg. Die meisten Menschen, die heute das kirchliche Leben prägen und nahezu alle Priester und hauptamtlichen Mitarbeiter/innen sind auf diesem Weg in den christlichen Glauben hinein gewachsen. Als Idealbild einer katholischen Normalbiographie ist dieser Weg in den Glauben fest in den Herzen der Katholiken verwurzelt.

Vergleichbar anderen Sozialisationsprozessen – Umgangsformen, Bildung, Ästhetik – verläuft auch die religiöse Sozialisation kleinschrittig. Die einzelnen Etappen werden als logisch und folgerichtig aufeinander aufbauend erlebt. Innerhalb der die Sozialisation tragenden Gemeinschaften (Familie, Gemeinde, Pfarrei, Verband...) ist das Hineinwachsen unbefragt und unfraglich. Idealtypisch teilen alle Menschen, die ein Kind oder Jugendlicher für religiöse Fragen als relevant erachtet, die gleichen Überzeugungen, teilen den gleichen

eigenen Sozialisationsweg und finden sich untereinander in einer stabilen Verbundenheit, die die Sozialisation über Jahrzehnte hin absichert. Religiöse Sozialisation ist dabei Sozialisation in den Glauben, in die Kirche, aber immer als Sozialisation in einen stabilen, geteilten Erfahrungsraum und eine feste, dem Einzelnen vorgegebene Gemeinschaft. Der Einzelne passt sich den gemeindlich vorgegebenen Schwerpunkten an, übernimmt die ästhetischen Festlegungen, wächst in den kommunitären Stil und die Kultur einer konkreten Gemeinde hinein.

Etwas überspitzt gesagt, lernt der Einzelne auf dem Sozialisationsweg glauben, indem er Teil einer Gemeinde ist. Glauben geht in dieser Gemeinde, an diesem Ort, in dieser Kirche, mit diesem Priester... Ob Glaube auch an anderem Ort, ohne die Stütze der religiösen Primärgruppe möglich ist und trägt, muss sich im Ernstfall (Umzug, neue Mitarbeiter, Partnerschaft mit einem religiös anders, oder auch nur an anderem Ort geprägten Menschen...) erst erweisen. Der allenthalben zu beobachtende rasche Abbruch religiöser Praxis beispielsweise bei einem Umzug lässt sich mit dieser spezifischen Zugangsweise vielleicht ebenso deuten, wie die faktische Weigerung sehr großer Teile der Gottesdienstgemeinden im Rahmen der Pfarrzusammenlegungen wechselnde Gottesdienstorte aufzusuchen. Glaube, der ausschliesslich sozialisatorische Wurzeln hat, ist strikt orts- und gemeindegebunden.

Der Weg der Sozialisation kennt folgerichtig keine großen, dramatischen Entscheidungen für den Glauben. Glaube wird als selbstverständlicher Bestandteil des Lebens erfahren, die Inhalte sind fraglos, sie werden quasi „mit der Muttermilch“ aufgenommen. Dies führt zu einer unreflektierten Akzeptanz gerade der zentralen Inhalte und Vollzüge, die zwar passiv wieder erkannt und nachvollzogen, die aber oft nicht aktiv beherrscht werden. Glaube aus Sozialisation gehört so selbstverständlich zum Leben, dass die Lebensrelevanz unbedacht und damit auch unterhalb der Versprachlichungshürde bleiben kann. Zu glauben macht keinen existentiellen Unterschied, weder diachron zu einem biographischen Vorher- oder Nachher, noch synchron zur religiös relevanten Umwelt. Ideale Lebensbedingungen findet ein Glaube, der ausschließlich durch Sozialisation geprägt ist, in der Milieuersäulung einer ländlichen katholischen Welt. In einer pluralen und zunehmend globalisierten Gesellschaft einer postmodernen Zivilgesellschaft gerät ein solcher Glaube zwangsläufig in „schweres Wetter“ und regelmäßig wiederkehrende innere Krisen.

Während die zentralen Inhalte und Vollzüge fraglos akzeptiert und sicher „gekonnt“ werden, richtet sich das Interesse eher auf die konkrete Ausgestaltung und kircheninterne, kirchenpolitische Fragen. Themen, die nicht gerade an der Spitze der Hierarchie der Wahrheiten angesiedelt sind, erhitzen die Gemüter dann wesentlich heftiger, als die Gottessohnschaft Jesu oder der Heilswille Gottes. Viele „heiße Eisen“ der kirchenpolitischen Diskussion der letzten 50 Jahre sind nur für Menschen von wirklich wesentlicher Bedeutung, deren Glauben weithin von Sozialisation geprägt ist. Nur Sozialisierte interessieren sich (typologisch gesprochen, nicht als Aussage über den Einzelfall) nicht für den Bibel- und Glaubensgesprächskreis, sondern für praktisches Engagement und konkrete Partizipation. Sie sind weniger in Exerzitien im Alltag und meditativen „Zeiten der Stille“ als im Liturgieausschuss, im Kirchenchor oder im Pfarrgemeinderat zu finden.

Nahezu alle bestehenden Pfarrgemeinden sind von Menschen geprägt und getragen, die überwiegend durch Sozialisation zum Glauben kamen. Sie setzen die Themen, sie machen die Arbeit, sie bestimmen den Stil, sie arbeiten in den Gremien. Es sind das überaus wertvolle Menschen. Keine Pfarrgemeinde könnte ohne sie existieren.

Es gibt diesen Zugangsweg in Deutschland noch, und es ist gut, dass es ihn gibt, aber es ist nicht zu verhehlen, dass er seit mindestens vier Generationen in der Krise ist und immer weniger Menschen integriert. Die Zahl derer, die nicht auf dem Weg der Sozialisation von Kind auf in den Glauben hineinwachsen können, steigt exponentiell an, denn jede Unterbrechung zeugt sich in den folgenden Generationen fort und vervielfältigt sich. Schon heute hat die Mehrheit der Katholiken nicht die Chance zu diesem Weg geboten bekommen. Von 100 Babys, die jetzt getauft werden, haben maximal 10, realistisch in vielen Regionen nur 2 - 3 die Chance, so aufzuwachsen und den Glauben kennen zu lernen.

Eine einseitige Schuldzuweisung für diese Entwicklung an die einzelnen Eltern, die ihren Glauben nicht ihren Kindern „weitergegeben haben“, greift dabei erheblich zu kurz. Zum einen sind viele, die dazu hoch motiviert waren, an ihrer eigenen sozialisationsbedingten „Spracharmut“ und an den konkreten Gegebenheiten einer Gesellschaft gescheitert, die Glaube nicht mehr selbstverständlich mitträgt. Zum anderen hat sich die Gesellschaft der Bundesrepublik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer hochkomplexen, arbeitsteiligen und segmentierten Gesellschaft entwickelt. Für jedes Thema gibt es eigene Zuständigkeiten, Lebenswelten und Fachleute. Die Segmentierung wurde dabei auch auf Institutionen wie die Kirche übertragen, deren Selbstverständnis die Zuweisung an ein gesellschaftliches Segment eigentlich nicht zulässt. Kirche werden dabei die Aufgaben: Kontingenzbewältigung, Sinngebung, Sorge für die Opfer des Markt- und Finanzkapitalismus, Kinderbetreuung und Wertevermittlung zugewiesen. Kirche gehört damit zu den funktionalen Segmenten, die ihren Wert durch ihren Beitrag zu den Lebenssegmenten: Familie, Ökonomie und Gesellschaft erweisen müssen.

Damit hat sich die Relation zwischen den Lebenssegmenten und der Kirche umgekehrt: nicht länger Familien für die Kirche, sondern Kirche für die Familien. Familien fühlen sich weithin nicht zuständig, sich für kirchliche Anliegen zu engagieren, sondern erwarten umgekehrt Leistungen der Kirche für die Absicherung der familiären Aufgaben. Eine Sozialisation der Kinder in das kirchliche Zeichen- und Bedeutungsuniversum hinein wird von über 90% der Familien deshalb maximal noch zeitlich eng begrenzt um die beiden Lebenswenden der kindlichen Entwicklung herum mitgetragen.

Der zweite Weg, in den Glauben hinein zu kommen, ist der Weg der Initiation als Erwachsener oder als zum Vernunftgebrauch gekommener Jugendlicher. In vielen Fällen greift dieser zweite Weg auf mehr oder weniger rudimentäre Erinnerung an sozialisationstypische Erlebnisse zurück: Religionsunterricht, eine „fromme“ Oma oder Tante, Erstkommunionunterricht, vielleicht eine Zeit als Messdiener/in oder in einer Jugendgruppe. Zwischen dem Ende der sozialisierenden Bemühungen und dem Beginn einer Initiation liegen jedoch meist erhebliche Zeiträume und die Erfahrungen damals sind weder inhaltlich noch emotional anschließbar. Manchmal wurde die Zugehörigkeit aktiv beendet, meist aber ist sie „irgendwo auf der Strecke geblieben“. Ein initiatorischer Weg kann jedoch auch bei völliger Unkenntnis christlicher Tradition, Überzeugungen und Verhaltensweisen beginnen.

Ausgangspunkt ist meistens ein einschneidendes Erlebnis im Lebenslauf, unabhängig davon, ob dieses Ereignis positiv erlebt wird - etwa die Heirat mit einem gläubigen Partner, oder negativ - Verlust des Arbeitsplatzes, Krankheit, Verlust naher Angehöriger, Katastrophen... Aber auch ein „weicheres“ Hineingleiten in initiatische Prozesse kommt vor: durch Begegnungen mit überzeugenden und überzeugten Christ/innen, durch Lektüre, durch

philosophische Reflexion, durch unbefriedigende Erfahrungen in anderen religiösen, weltanschaulichen oder psychologischen Zugängen, im Rahmen der „Midlife-Krise“...

Beiden Ausgangspunkten gemeinsam ist, dass das bisherige Lebenskonzept als nicht mehr tragfähig, ungenügend, unbefriedigend, unpassend erlebt wird. Die Initiation beginnt mit einer Abkehr und Infragestellung des Gewohnten. Die Menschen erleben nicht eine einzelne, überschaubare und irgendwie lösbare Krise, sondern einen großen Übergang, eine Paradigmenwechsel ihres persönlichen Lebens. Nicht selten ist dabei die Abkehr schon länger unterwegs, bevor sich ein neues Konzept anbietet – eine Zeit die als sehr belastend erlebt wird.

Chancen, dass sich eine christliche Initiation als „Ausweg“ aus dem Übergang anbietet, entstehen, wenn diese Menschen mit Christinnen und Christen, mit der Bibel oder anderer christlicher Literatur, christlichem Gemeindeleben o.ä. in Kontakt kommen. Entscheidend ist dabei, ob die „Gesprächspartner“ als authentisch, überzeugend und „anders“ erlebt werden. Ihr Lebenskonzept, ihr konkretes Verhalten, ihre Überzeugungen und Werte, ihr Konsum, ihr Engagement... müssen einen Unterschied machen, müssen sich klar vom „Mainstream“ abheben und eine eindeutige Alternative zum gesellschaftlichen Minimalkonsens anbieten. Herausforderung, Radikalität, initiatische Schwellen, eine gewisse Hermetik, intensive Übungspraxis, klare Orientierung, verbindliche Schicksalsgemeinschaft ... locken in den Selbstversuch.

Glaube, wie er aus diesen initiatischen Prozessen wächst, bleibt immer ein riskanter Versuch. Glaube wird nicht – oder jedenfalls lange Zeit nicht – Habitus. Glaube ist Abenteuer, ist neu und ungewohnt, unsicher. Das Christwerden geht hier in einer relativ kurzen Zeitspanne vor sich und ist geprägt von einer sehr grundsätzlichen Entscheidung und nicht selten von erheblichen Veränderungen im alltäglichen Leben. Die Geschehnisse lassen in ihrer radikalen und raschen Umkehr oft die Bekehrungsgeschichten der Evangelien anklingen. Manchmal kommt es dabei sogar zu Trennungen von Personen der eigenen Familie bzw. Familiengeschichte, von Teilen des Freundeskreises, zu Absagen an Erwartungen von Arbeitskollegen, Vereinsmitgliedern, Nachbarn. Arbeitsstellen werden aufgegeben, Wohnungswechsel vollzogen, das Freizeitverhalten umgebaut. Solche initiatische Prozesse können zeitweise zu einer hohen existentiellen Ungesicherheit führen, die das Bedürfnis, alles auf eine Karte zu setzen, massiv verstärkt.

Menschen, die auf diesem Weg zum Glauben kommen, haben einen hohen inhaltlichen Gesprächs- und Informationsbedarf. Glaubenskurse, Exerzitien, theologische Bücher, Seminare, Katechumenat, initiiierende Kirchliche Bewegungen... werden sehr hoch geschätzt. Anders als Menschen, die in den Glauben sozialisiert wurden, stoßen Menschen auf initiatischen Wegen immer mitten ins Zentrum des Glaubens vor: Entscheidend ist letztlich, ob Jesus Christus die Welt erlöst hat und wie man dieser Erlösung praktisch, konkret, heute teilhaftig wird. Im Mittelpunkt steht in der Postmoderne dabei immer die Kategorie der Erfahrung. Nur was erfahren werden kann, und was dann auch in der nächsten Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebenskonzept und der persönlichen Umwelt als verlässliche Erinnerung trägt, ist relevant. Der persönliche Übergang wird zur Frage an die Glaubensüberzeugungen, an die biblischen Texte, an die gottesdienstlichen Vollzüge. Bringt mir der Glaube etwas: mehr Klarheit, mehr Boden unter den Füßen, ein lebenswertes Lebenskonzept, eine verlässliche Gemeinschaft, eine Einbindung in das ganz große Drama von Schöpfung, Sünde, Erlösung und Vollendung?

Glaube wird dabei nicht als etwas erlebt, das in einem geprägten kommunitären Stil vorliegt und an das sich der Einzelne anpasst, in das er hineinwächst, und das er bewohnt. Glaube wird auf initiatischen Wegen erst einmal funktional erlebt. Glaube ist im günstigsten Fall ein höchst relevanter Beitrag zum individuell-biographischen Selbstentwurf, er hat lebensverändernde Bedeutung und Wirkung, aber er kommt „hinzu“. Es sind Erwachsene, mit einer biographischen Prägung, mit übernommener Verantwortung, mit Selbststand und Selbstbewusstsein, die sich den Glauben zu ihren Bedingungen aneignen. Auf andere Christen beziehen sie sich dialogisch. Gesucht wird der Austausch, die jetzt unmittelbare gemeinsame Suche, die wechselseitige Stützung, das aktuelle Geschehen gelingenden Glaubens – nicht vorgeprägte Kultur, Tradition, Eingliederung, Überzeitlichkeit...

Damit steht neben der Kategorie der Erfahrung die Beziehung ganz im Zentrum. Persönliches Beten wird auf initiatischen Wegen als selbstverständlicher Grundvollzug des Glaubens erfahren, der die Beziehung zu Gott thematisiert und je neu aktualisiert. Ob dem dann auch ein gemeinschaftlicher, gottesdienstlicher Vollzug folgt, ist damit noch nicht mitentschieden. Liturgie, Hierarchie und binnenkirchliche Themen bleiben oft lange fremd.

Glaube als Beziehungsgeschehen entwickelt sich, trägt zu Reifung bei, fordert Prozesse heraus. Während der sozialisierte Zugang starke bewahrende, statische Anteile hat, stehen hier Bewegung, Veränderung, Dynamik und Prozess klar im Vordergrund. Traditionen werden auf ihren praktischen Beitrag, auf ihre Lebensrelevanz und Zeitgenossenschaft hin befragt. Nur was jetzt trägt, orientiert, fordert... gilt als relevant. Alles andere fällt rasch unter das Verdikt „alte Zöpfe“. Glaube bleibt stets neuer Selbstversuch. Eine gewisse Fremdheit weicht nie.

Die unterschiedlichen Bedürfnisse der beiden Gruppen – der Sozialisierten und der Initiierten - machen ein Gespräch untereinander nicht gerade leicht. Was die einen, Initiierten, händeringend und unter vollem existentiellen Einsatz suchen, ist den anderen, Sozialisierten, das Allervertrauteste, das keinen Aufwand herausfordert. Zu allem wiederum, was im Zentrum des Glaubens der Sozialisierten steht – Liturgie, Kirche, Hierarchie, Traditionen, Soziallehre, Ethik... - bleibt bei den Initiierten ein Fremdheitsgefühl. Die Relevanz muss erst erschlossen werden. Ihr Christsein scheint unmittelbar mit „Christus solus“ oder „Spiritus solum“ lebbar zu sein. Während sie das „pro me“ – das „für mich“ der Erlösung in den Mittelpunkt stellen, fragen die Sozialisierten nach der Kirche und deren Weiterentwicklung aus den Zeichen der Zeit. Im Extremfall begegnen sich die beiden Fragerichtungen nicht.

Nicht selten stehen rasch Vorurteile im Raum. Die einen fühlen sich vereinnahmt, die anderen kritisiert. Beide Gruppen stehen leicht in der Versuchung eines elitären, auch ausschließenden Bewusstseins. Die beiden Wege sind so unterschiedlich, dass sich beide Gruppen jeweils als die eigentlichen Christen empfinden und die anderen als defizitär: neubekehrt, enthusiastisch, von falscher Unmittelbarkeit bestimmt, nicht zuverlässig... oder unentschieden, lau, ohne Radikalität, unbiblisch...

Faktisch führt das dazu, dass eine Integration von Glaubenden, die über den initiatischen Weg in den christlichen Glauben hineinwachsen, in die von Sozialisation geprägte Pfarrgemeinde nur im Einzelfall möglich ist und gelingt. Eine Sozialisation ist als Erwachsener nicht nachholbar. Auch wenn Jahrzehnte im Glauben zurückgelegt wurden, bleibt ein Fremdheitsgefühl, das diejenigen, die von Kindesbeinen an dabei sind selbst dann nicht empfinden, wenn sie die eigene Praxis eine Zeit lang vernachlässigen. Sozialisation und Initiation sind bleibendes Schicksal. Sozialisation und Initiation erfordern deshalb

unterschiedene, nicht aber notwendiger Weise auch getrennte, Gemeinden. Initiation führt nicht zwangsläufig in freikirchliche Zusammenhänge und Gemeindeformen, aber mit großer Wahrscheinlichkeit auch nicht in die traditionellen Pfarrgemeinden, geprägt von den Sozialisierten.

Die Neugründung einer Ekklesie schafft in diesem Kontext eine neue Offenheit. Der Stil der Ekklesie ist noch nicht festgelegt. Er ist nicht zwangsläufig ganz von den Erwartungen und Gewohnheiten der Sozialisierten bestimmt, sondern kann seine spezifische Mischung aus beiden Wegen finden. Es ist der Charme der Gründung, dass die unterschiedlichen Bedürfnisse miteinander verhandelt werden können. Durch ihre Definition als kommunikative Praxis, als Gesprächszusammenhang um Jesus Christus, durch ihre Basis in freiwilliger Entscheidung, schaffen Ekklesien jedoch grundsätzlich einen Raum, der allen, egal ob bisher eher sozialisiert oder initiiert, Möglichkeiten und Herausforderungen anbietet, die sich eher am Leitbild der Initiation orientieren. Anders als viele traditionelle Pfarrgemeinden müssen Ekklesien aus innerer, wie aus zahlenmäßiger Notwendigkeit heraus, Menschen für sich gewinnen, die neu zum Glauben kommen. Ekklesien werden auch eher in der Lage sein, diese Menschen zu integrieren. Damit entfalten sie per se, schon vor jeglicher apostolischer Aktivität, einfach nur um des Selbsterhaltes willen, ein großes evangelisierendes Potential. Evangelisierung bekommt unter den Bedingungen einer nachchristentümlichen Postmoderne - jenseits des Einzelfalles - durch Ekklesien als authentischer, geteilter und anschlussfähiger Glaubensraum entscheidende Impulse und erhebliche Dynamik.

Weltkirchlich gesehen stehen beide Gemeindeformen, beide Kirchnerfahrungen, beide Grundbedürfnisse an den Glauben schon immer nebeneinander und ergänzen sich. Die jungen Kirchen sind zwangsläufig stark von Initiierten bestimmt. In Europa mit seiner christenheitlichen Vergangenheit hingegen wirken Gemeinden von Initiierten noch ungewohnt. Aus der weltkirchlichen Perspektive durchläuft Europa diesbezüglich gerade einen Prozess der „Normalisierung“, der einen historisch gewachsenen Sonderweg beendet. Auch europäisches Christentum wird künftig stark von Initiierten geprägt sein. Diese (Neu-)Initiierten werden sich ihnen gemäßige Ekklesien schaffen, um ihren Glauben zu leben und apostolisch tätig zu werden.

#### 4.2. Vier Gestalten von Glaube

Auch die folgenden Überlegungen sind typologische Vereinfachungen, die natürlich der Komplexität und Differenziertheit der je individuellen Gestalt des Glaubens nicht gerecht werden. Sicher gibt es unzählige Zwischenformen, Übergänge und Überlagerungen. Die Typologie soll ausschließlich helfen, Grundgestalten von christlich gelebtem Glauben benennen zu helfen.

Wichtig ist dabei immer im Blick zu behalten, dass die Gestalten nebeneinander stehen, nicht in einer Wertung zueinander gedacht sind, nicht besser oder schlechter sind. Je nach persönlichem Zugang wird jeder/m eine Gestalt näher und die anderen ferner, weniger angemessen, weniger intensiv... erscheinen. Das hat jedoch primär mit der zwangsläufigen Subjektivität des eigenen Zugangs zu tun. Alle vier Gestalten sind gute, angemessene, ausreichende Gestalten von christlichem Glauben. Niemand braucht eine andere Gestalt für sich an zu nehmen, um ganz seinen Glauben zu leben, vollgültig Kirche zu sein und heilig zu werden.

### Glaubensgestalt „Horizont“

Für Menschen, für die diese Gestalt des Glaubens im Mittelpunkt steht, ist der Glaube zuerst der Bezugsrahmen, eben der Horizont, innerhalb dessen sich das Leben abspielt. Sie bringen ihr alltägliches Verhalten, ihre Handlungen, ihr Engagement mit diesem Horizont des Glaubens kreativ in Verbindung. Das Leben wird vom Horizont her gedeutet, von einzelnen Elementen des Glaubenshorizontes her kritisiert... Der Glaube gibt Werte, Best-Practise-Beispiele, Modelle gelingenden Lebens vor.

Die Beziehung zwischen Leben und Glauben ist in dieser Glaubensgestalt korrelativ, das heißt das eine wird mit dem anderen sekundär verbunden. Typisch für diesen Zugang ist, dass eigentlich alles gute Handeln auch ohne Glaube in gleicher Weise sachgerecht und ethisch richtig ist, andere Menschen also genauso handeln oder handeln würden. Der Unterschied liegt in der Deutung und Einbindung. Für Arme einzutreten ist in jedem Fall richtig. Dieses richtige Handeln bekommt jedoch noch ein mehr an Bedeutung, wenn es im Horizont der Optionen Jesu Christi und seiner Kirche ansiedelt wird. Gutes, ethisch richtiges Handeln ist in dieser Glaubensgestalt der beste Ausdruck des Glaubens.

Diese Glaubensgestalt ist sehr handlungsorientiert. Nicht innerliche Vertiefung, Gebet, biblische Reflexionen... gelten als primärer Ausdruck des Glaubens, sondern das Engagement für das Reich Gottes, für die Humanisierung der Welt, für eine lebenswerte Zukunft der Schöpfung. Der Bezug geht wesentlich auf die zentralen Aussagen des Neuen Testaments. Besonders wertgeschätzt werden Texte, Erzählungen, Worte, aus denen sich eine Handlungsorientierung gewinnen lässt: die Bergpredigt, die Berichte über die Urkirche. Texte, die eher über Gott selbst reflektieren, die Geheimnisse des Lebens Jesu, eucharistiegründende Texte... stehen weniger im Mittelpunkt. Ihre Kenntnis wird aber vorausgesetzt.

Ansätze der Sozialpastoral, der Jugendarbeit, des diakonischen und politischen Handelns der Kirche, aber auch der Korrelationsdidaktik sind Beispiel für diese Gestalt gelebten Glaubens. Die Horizont-Gestalt des Glaubens verbindet sich jedoch fast ausschließlich mit einem Sozialisationsweg. Die zentralen Glaubensinhalte und eine weithin bruchlose Einbindung in kirchliche Abläufe werden vorausgesetzt und nur ihre „Anwendung“ auf die praktischen Handlungsherausforderungen wird diskutiert.

### Glaubensgestalt „Ordnung“

In dieser Gestalt ist Glaube das, was dem Leben Struktur, Orientierung und Halt gibt. Der Glaube gibt dem Leben Sinn und Form. Er wird mittels eines komplexen Geflechts von Verhaltensweisen in den alltäglichen Tagesablauf integriert. Er ist selbstverständlicher Bestandteil der Selbst- und Weltwahrnehmung. Glaubenswissen ist von großer Bedeutung. Kirche ist ein wichtiger, eigener Lebensbereich, mit dem intensiv mitgeföhlt und mitgelebt wird.

Die Glaubensgestalt Ordnung ist zentral von der Frage nach dem „richtig“ geprägt. Wird richtig gebetet, wird richtig - im Sinne der liturgischen Normen - Gottesdienst gefeiert, wird richtig geglaubt, wird richtig gelebt? Dieser Zugang ist zwangsläufig struktur- und wertkonservativ, womit noch nicht gesagt ist, welche Werte und Traditionen bewahrt werden sollen. Das können die Werte des Aufbruchs nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil sein, oder die Kirchengestalt des 19. Jahrhunderts, oder eine rückprojizierte Urkirche... Zentrales Merkmal ist jedoch immer der Vollzug des Glaubens in ritualisierten, wiederkehrenden Formen.

Die Beziehung zwischen Leben und Glauben ist in dieser Glaubensgestalt eher additiv – „ora et labora“. Zusätzlich zu Beruf, Familie, Engagement... wird der Glaube gelebt, werden Riten vollzogen, Austausch gesucht, Freizeit für die Kirche eingesetzt. Eine große Unruhe verursacht dabei in Menschen, die diese Gestalt überwiegend leben, die Frage, ob und wie Glaube und Leben sich verbinden. Ist der Glaube alltagsrelevant? Wie verändert der Glaube das Leben? Solche Fragen sind in dieser Glaubensgestalt nicht oder nur schwer zu beantworten.

Im Mittelpunkt stehen die Feier der Sakramente, die Traditionen und Gewohnheiten der Kirche, die regelmäßige und verlässliche kirchlich-gemeindliche Gemeinschaft: Gebete zu den Mahl- und Tagzeiten, der Jahreskreis und liturgische Festkalender, Riten an den Lebenswenden, praktisches Engagement für die Kirche. Die persönliche Aneignung und Auseinandersetzung gilt als weniger wichtig und nimmt eher theologische Aussagen und kirchliche Optionen in den Fokus. Die Bibel ist selbstverständlicher Bestandteil des Glaubens, aber nicht unbedingt das zentrale Lebens- und Lesebuch.

Klösterliches Leben hat oft eine hohe Affinität zu dieser Gestalt des Glaubens. Auch der Stil der meisten Pfarrgemeinden ist stark von der Ordnungsgestalt des Glaubens geprägt. Bischöfliche und päpstliche Schreiben atmen oft den Geist dieser Glaubensgestalt. Sie zieht auch den weitaus größten Anteil medialer Aufmerksamkeit auf sich. Diese Gestalt des Glaubens spricht sowohl Menschen an, die einen Sozialisationsweg gegangen sind, als auch Initiierte, die erst als Erwachsene zum Glauben kamen. Letztere müssen jedoch wegen der bleibenden Fremdheit sehr viel Energie in die Ordnung investieren. Ordnung wird dann zwar gesucht, aber sie wächst nicht organisch aus dem Lebensvollzug heraus, sondern muss je neu aktiv hergestellt werden. Dabei stellen sich leicht Übertreibungen ein, das so genannte „Konvertitenphänomen“: weil die Ordnung im Innen wackelig ist, wird sie umso ernsthafter und gründlicher nach außen etabliert.

Glaubensgestalt „Beziehung“

Im Mittelpunkt dieser Gestalt steht die persönliche Gottes-, oft die persönliche Christusbeziehung. Alles andere, was Glaube ausmacht, wird diesem Beziehungsgeschehen nachgeordnet bzw. als Ausdruck dieser Beziehung verstanden. Kirche wird analog als Raum und Netz von Beziehungen verstanden. Die dialogisch-kommunikative Vergewisserung über den Glauben ist von zentraler Bedeutung.

Die Beziehung zwischen Leben und Glauben ist in dieser Glaubensgestalt kommunikativ. Gottesbeziehung und Leben werden in eine Beziehung miteinander gesetzt, in der sie sich ständig gegenseitig befragen, fördern und korrigieren. Persönliche Bindung ist der Hauptfokus. Persönliche ganzheitliche Reifung aus Glaube und Leben ist ein wichtiges Anliegen. Glaube wird stark affektiv-emotional und als (Such-)Prozess gelebt. Erfahrung, insbesondere Gotteserfahrung, ist die zentrale Kategorie, die den Prozess am Leben hält.

Gesucht werden (spirituelle) Erfahrungen, das persönliche Beten, geistliches Üben, der Anschluss an die Geheimnisse des Lebens Jesu, die Auseinandersetzung mit der eigenen Berufung. Das Leben wird als immer bewussterer Weg mit Jesus Christus, im Kontakt mit ihm, von ihm geleitet, erhofft und eingeübt. Vor allem die Evangelien sind „täglich Brot“ des Glaubens. Die Geheimnisse des Lebens Jesu entfalten ihre volle Kraft. Theologische Auseinandersetzung und Aneignung, praktisches Engagement für die Kirche, Riten... treten

hinter Erfahrung, Gebet und das Betrachten der Evangelien in der Bedeutung zurück. Gesuchtes Kriterium des Verhaltens ist die Christus-Beziehung: Passt mein Leben zu meiner Beziehung zu Gott, so wie ich sie jetzt erlebe? Lokale und kirchliche Traditionen, Ortsbindung, eine konkrete Gemeinde, der Jahreskreis, vorgegebene Gebetsformen, Gottesdienst... treten oft hinzu, sind aber nicht die eigentlich konstitutiven Elemente dieser Glaubensgestalt.

Manche Kirchliche Bewegung verkörpert diese Gestalt. (Einzel-)Exerzitien und geistliche Begleitung stützen sie. Hauskreise und Glaubensgesprächskreise, kleine christliche Gemeinschaften... sind oft von dieser Gestalt des Glaubens geprägt. Diese Glaubensgestalt setzt notwendig das Durchleben initiatischer Prozesse voraus. Sie spricht deshalb Menschen an, die entweder zusätzlich zu ihrer Sozialisation in den Glauben, Wege spiritueller Initiation gegangen sind, oder Menschen, die über initiierende Prozesse direkt aus einem Nicht-Glauben in diese Glaubensgestalt hineingefunden haben.

Glaubensgestalt „Innigkeit“

Glaube ist in dieser Gestalt primär mystisches Gottesgeschehen im Einzelnen, in der „Seele“, in der Existenzmitte. Die Inkarnation „geschieht“ analog und abgeleitet in jedem Christen. Das individuelle Leben in seinen Höhen und Tiefen und in seiner Alltäglichkeit ist Ausdruck des großen Dramas der Heilsgeschichte. Glaube wird zentral als Überstieg, als Transparenz der Lebensgestalt auf Transzendenz, als erfahrene Nicht-Erfahrung gelebt.

Die Beziehung zwischen Leben und Glauben ist in dieser Glaubensgestalt integrativ. Dabei wird die immer größere Integration des Lebens in den Glauben angestrebt. Vervollkommnung ist ein zentrales Stichwort. Heiligung, persönliche Heiligkeit, Innwerden der Christusgestalt... sind ähnliche Beschreibungen. Manchmal wird das ganze Leben als Vorbereitung für den Moment der Einung verstanden. Diszipliniertes Üben über lange Zeit hin ist der zentrale Vollzug dieser Glaubensgestalt. Zugang zu dieser Glaubensgestalt finden Menschen über die verschiedenen Meditations- und Kontemplationsschulen, manchmal auch über den „Umweg“ einer langen Zen- oder Yoga-Praxis, seltener über Schriften der Mystikerinnen und Mystiker. Oft entwickelt sich diese Glaubensgestalt aus der Beziehungsgestalt heraus und wird quasi als Fortsetzung, besser als der innere Kern der Beziehung gelebt.

Konkrete Glaubensinhalte, aber auch existentielle Lebensvollzüge treten dahinter zurück. Kirche, Tradition, Gemeinschaft, Theologie und Bibel werden als „Wegweiser“ und „Sprungbretter“ verstanden und wertgeschätzt. Das Eigentliche dieser Gestalt des Glaubens überschreitet sie im Erleben jedoch. Auf diesem Weg wächst dann ein Glaubensbewusstsein, das große Nähe zu mystischen Wegen anderer Religionen aufweist. Die Fragen nach der Rückbindung an Jesus Christus, an sein Leben und Lebensschicksal und nach der Einbindung in die Kirche als sichtbare Gestalt der Nachfolgegemeinschaft sind notwendige Kriterien.

Diese Gestalt des Glaubens bildet kaum gemeinschaftliche Vollzüge aus. Es ist der Weg der Mystiker und Kontemplativen - auffindbar am ehesten in oft erst posthum veröffentlichten Lebenszeugnissen und Erfahrungsberichten. Diese Glaubensgestalt setzt notwendig initiierende Prozesse voraus. Wird sie in einer ausdrücklich christlichen Prägung und Einbindung gelebt, setzt sie zusätzlich in der Regel einen Durchgang und eine erste Verwurzelung in der Beziehungsgestalt des Glaubens voraus. Menschen, deren Glaube überwiegend von Sozialisation geprägt ist, ist diese Glaubensgestalt oft verdächtig.

Wie jede Vergemeinschaftungsform der Kirche haben Ekklesien das Potential Menschen aus allen vier Glaubensgestalten zu integrieren. Da Ekklesien als kommunikative Praxis und Freiwilligen-Kirche jedoch durch die Beziehungen ihrer Mitglieder untereinander erst entstehen, werden sie tendentiell eher die Beziehungsgestalt des Glaubens mehr als die anderen Gestalten fördern. Persönliches Beten, Aneignung der zentralen Glaubensinhalte, spirituelle Erfahrungen, Dialog und Austausch... und daraus und davon geprägt das konkrete Engagement für die Gesellschaft werden mehr im Mittelpunkt stehen. Ekklesien werden Menschen einen guten kirchlichen Ort bieten, die gerne auf Augenhöhe Inhalte und Verhaltensweisen miteinander besprechen und aushandeln.

Am schwersten werden sich Menschen mit Ekklesien tun, deren Glaube sehr umfassend von der Ordnungsgestalt bestimmt ist. Der notwendig fragile, improvisierende und punktuelle Charakter der Ekklesie kommt ihren Bedürfnissen nicht entgegen. Da die Ekklesien ausschließlich von Freiwilligen getragen, verantwortet und animiert werden, Priester und pastorale Hauptamtliche also sehr wenig präsent sind, fällt zudem ein für Glaubende der Ordnungsgestalt wichtiger Garant richtigen Glaubens weitgehend aus. Der starke Akzent der Ekklesien auf Sendung, Weltverantwortung, Zeugnis, Service und Ausrichtung auf die umgebende Gesellschaft kommt hingegen den Glaubenden, die von der Horizontgestalt geprägt sind, entgegen. Sie können ihre Handlungskompetenz gut einbringen, werden die vielfach notwendigen Reflexions- und Gesprächsschleifen einer aus der kommunikativen Praxis entstehenden Ekklesie aber als anstrengend empfinden. Menschen die Innigkeit leben, finden einen guten Platz in der eher beziehungsorientierten Grundstimmung der Ekklesien. Sie können ihre Erfahrungen intensiv-integrativen Betens einbringen und im Idealfall sogar so etwas wie das spirituelle Rückgrat der Ekklesie werden. Auch sie werden sich jedoch mit den notwendigen komplizierten Meinungsbildungsprozessen eher schwer tun.

## **5. Gemeindegestalten – eine Horizonterweiterung**

### 5.1. Pfarrgemeinde

Erst seit etwa 40 Jahren ist die deutsche katholische Kirche von Gemeinden geprägt. Gemeinde war zuvor ein Wort, das im katholischen Sprachgebrauch nicht vorkam und eher den protestantischen Kirchen zugeordnet war. Dort bezeichnet es aber bis heute ein etwas anderes Phänomen. Gemeinde wurde in der katholischen Kirche als gelebte Entsprechung zur institutionellen Größe der Pfarrei als Pfarrgemeinde konzipiert.

Die Entstehung der ersten katholischen Pfarrgemeinden im Sinne des heutigen Sprachgebrauchs in den 60er und 70er Jahren war stark von der damaligen Problemstellung geprägt. Nach dem Zusammenbruch sowohl der Großfamilie, wie der Volksgemeinschaft und der Großmilieus, entdeckte sich der Mensch als Allein-Wesen. Familie wurde erstmals kritisch befragt, freie Zusammenschlüsse zur gegenseitigen Stärkung standen hoch im Kurs. Gemeinschaft wurde – in Analogie zur Familie - als Ergebnis dichter, regelmäßiger, emotional relevanter Beziehungen zwischen Menschen verstanden. Gemeinschaft war Ziel, nicht Mittel.

Entsprechend der gesellschaftlich-zeitgeistigen Ausgangslage wurden Pfarrgemeinden in der katholischen Kirche als Gemeinschaften konzipiert, die langfristig miteinander (ihre Freizeit) leben, die einander kennen und in Beziehung miteinander stehen, den Jahreskreis miteinander begehen und zu den wichtigen Lebensstationen aneinander Anteil nehmen. In dieser dichten

Verbundenheit sollen Pfarrgemeinden den Einzelnen stabilisieren und ihm einen Primärraum von Kirchnerfahrung bieten, der die Geschlossenheit des Milieus ersetzen bzw. modern neu interpretieren soll. Da die meisten Pfarrgemeinden jedoch zu groß sind/waren, um wirkliche Anteilnahme aneinander für alle möglich sein zu lassen, entstanden vielfältige Gruppen, Familienkreise, Aktionsgemeinschaften, Verbände, Bibelkreise... ausgerichtet an den unterschiedlichen Interessen, Altersgruppen und Bedürfnissen der Katholik/innen. Wer sich beteiligen will, kann wesentliche Teile seines Alltags, näherhin seiner Freizeit, in der Pfarrgemeinde verbringen, Gleichgesinnte treffen, an kreativen Prozessen der Gemeindeausgestaltung teilnehmen und sich in die Selbstverwaltung der Pfarrgemeinde einbringen. Pfarrgemeinden streben an, eine Gemeinschaft von vielfältigen Gemeinschaften zu sein/zu werden. Die Frage „wozu?“ wird oft nicht gestellt, oder zirkulär, wiederum mit dem Gemeinschaftserleben beantwortet. Gemeinschaft bleibt Ziel und ist nicht Mittel.

Dadurch dass die Pfarrgemeinden mit ihren Gemeinschaften fast ausschließlich von Menschen besucht werden, die in Glaube und Kirche in undramatischer Weise, fast bruchlos hinein sozialisiert wurden, für die entsprechend Glaube kein aufregend neues und existentiell elektrisierendes Thema ist, über das man groß sprechen müsste, werden die Gemeinschaften um andere Themen und Bedürfnisse (Eine-Welt-Arbeit, Bildung, Eltern-Kleinkind, Begegnung von Senior/innen...) herum konzipiert. Im Prinzip wird zwar eine Teilnahme am Gottesdienst und eine basale Gläubigkeit vorausgesetzt, faktisch jedoch ist es immer möglich auch bei einer gewissen wohlwollenden Distanz zu Gottesdienst und Glaube aktiv am Gemeindeleben teilzunehmen. Damit wird die Hoffnung verbunden, in dieser Weise missionarisch, einladend in die Gesellschaft hinein zu wirken.

In der Zeit der Gründung der Pfarrgemeinde war nicht absehbar, welche Folgen diese Gemeindekonzeption zwangsläufig zeitigen würde. Wichtig ist, zu beachten, dass es sich um zwangsläufige Folgen handelt, die nichts mit persönlichem Irrtum zu tun haben. Wird eine Gemeinde auf Gemeinschaft aufgebaut und ist Gemeinschaft das eigentliche Ziel, so ergibt sich unweigerlich, dass nur Menschen zusammenkommen, die „miteinander können“, die also basale Werte, Verhaltensweisen und ästhetische Bedürfnisse miteinander teilen. Konsequenz musste es, ganz gegen den ausdrücklichen Willen und das Selbstverständnis der Engagierten, zur Milieuerengung und Schließung der Pfarrgemeinden kommen. Das ist ein normaler soziologischer Vorgang, der alle Vergemeinschaftungen ergreift und auch Ekklesien sicher nicht verschonen wird. Problematisch wird er durch den Alleinvertretungsanspruch der Pfarrgemeinden. Sie verstehen sich als die eine Gemeinde für alle Katholik/innen der Pfarrei. Es gibt keine Wahl. Wer anderen Werten folgt, wer andere ästhetische Bedürfnisse hat, wer zu Zeiten der pfarrgemeindlichen Aktivitäten arbeiten muss, wer zu jung ist, wer mit den führenden Persönlichkeiten nicht klar kommt... hat ein Problem. Er müsste dazugehören, kann aber nicht, da er zugleich ein- und ausgeschlossen ist. Aus der Binnensicht der Hochengagierten ist er damit faktisch Christ zweiter Klasse, als randständig verdächtig und sieht sich in seiner Glaubensbindung ignoriert.

Durch die Kombination aus Milieuerengung und Alleinvertretungsanspruch ist es zu einer erheblichen Auszehrung vieler Pfarrgemeinden gekommen. Weithin hat sich die zweite Generation der Kirchengestalt ihrer Eltern verweigert, heißt die Pfarrgemeinde verlassen und sich damit in die randständige Position begeben. Faktisch ist damit die katholische Pfarrgemeinde weitgehend an ihre Gründergeneration gebunden. Das heißt aber, dass Pfarrgemeinde in der heutigen Form als flächendeckende Institution von Kirche mit der Gründergeneration an vielen Orten verschwinden wird.

## 5.2. Andere Gemeindegestalten

Die Pfarrgemeinde ist jedoch nicht die einzige Möglichkeit, wie eine Vergemeinschaftung von Christ/innen am Ort organisiert werden kann. Weitere Formen wurden früher schon praktiziert, existieren innerhalb der Kirche in nicht-territorialpastoralen Zusammenhängen oder entstehen im Übergang zur Wissensgesellschaft der Postmoderne neu in der Gesellschaft. Um Verwechslungen und vorgespurte Assoziationen zu begrenzen, wird im Folgenden ein ungewohntes Vokabular verwendet. Alle im Folgenden aufgeführten Sozialformen haben gemeindliches Potential, aber sie sind nicht unbedingt auf dauerhaften Beziehungen im örtlichen Nahbereich aufgebaut. Künftige Ekklesien können aus allen diesen Vergemeinschaftungsformen entstehen, oder diese Formen je nach eigener Zielsetzung und Sendung als Bauprinzipien nutzen.

Die erste verfremdet zu benennende Sozialform ist die lokale Gemeinschaft von Glaubenden. Ihr Wohnort führt sie zusammen und sie teilen wesentliche Elemente ihrer Lebenswelt miteinander. Als Analogie bietet sich das „BIOTOP“ an. Darunter ist ein vernetzter Nahbereich des Lebens zu verstehen, dessen Bewohner ähnliche oder einander ergänzende Bedürfnisse haben. Das Biotop ist ein Lebensraum, kein Aktionsbündnis. Es ist „naturwüchsig“, seine Existenz und Grundlage muss nicht eigens thematisiert werden. Das Biotop nimmt dabei ständig Einfluss auf das größere „Habitat“ der umgebenden Gesellschaft am gleichen Ort und wird umgekehrt auch von dort beeinflusst. Seine Sendung ist auf die lokalen Gegebenheiten ausgerichtet.

Eine lange Tradition haben in der katholischen Kirche die „BRUDERSCHAFTEN“. In manchen Gegenden gibt es bis heute solche Kapellbruderschaften. Spezifisch ist, dass sie sich um einen kirchlichen Ort herum bilden, den sie gerne aufsuchen, für dessen Unterhalt sie sorgen, und der für sie Kristallisations- und Gemeinschaftspunkt ist. An diesen Ort ist auch ihre Sendung gebunden bzw. geht von ihr aus. Ekklesien, die sich im Anschluss an Klöster bilden, könnten auf diese Form zurückgreifen. Aber auch Ekklesien an Krankenhauskapellen, Gefängnis-Ekklesien, Ekklesien in Behinderteneinrichtungen werden nach diesem Bauplan funktionieren. Säkular ist diese Vergemeinschaftungsform sehr aktuell. Fördervereine von Schulen und Kindergärten zum Beispiel sind nach dem gleichen Modell strukturiert.

Eine weitere, sowohl kirchlich, wie gesellschaftlich sehr weit verbreitete Sozialform ist die „LOBBY“. Darunter ist ein Kreis von Menschen zu verstehen, die sich ein Projekt oder Thema zu eigen gemacht haben, sich dafür engagieren und dafür in der Gesellschaft eintreten. In der Gründungsidee vieler katholischer Verbände ist diese Sozialform angelegt. Aber auch Aktionsbündnisse, Eine-Welt-Kreise, Hospizvereine etc. funktionieren nach diesem Grundmuster.

Über das Hilfswerk missio wird seit einigen Jahren der Ansatz des AsIPA auch in Deutschland propagiert. Konstruktionsprinzip der dort favorisierten Kleinen christlichen Gemeinschaften ist die „NACHBARSCHAFT“. Damit ist auch im asiatischen Kontext oft die direkte lokale Nachbarschaft gemeint. Das Grundprinzip, nämlich Gemeinschaften ausgehend von ihren säkularen Lebenszusammenhängen her zu denken, geht jedoch darüber weit hinaus. Nicht Kirche schafft eine Lebenswelt, sondern Kirche nutzt die lebensweltlichen Bezüge, um spezifische Vergemeinschaftungen im Glauben anzuregen. Ansätze nachbarschaftlicher Vergemeinschaftung in diesem weiten Sinn gab es zum Beispiel im Bereich der Arbeiter- und Betriebsseelsorge. Breit greift dieses Konzept jedoch überall da, wo Eltern sich um ihre

Kinder herum zusammenfinden. Krabbelgruppen und Kindergottesdienstgemeinden etwa haben eine solche nachbarschaftliche Struktur. Manche Ansätze der Schulpastoral weisen in eine ähnliche Richtung. Entscheidendes Kennzeichen neben dem gemeinsamen Thema und der lebensweltlichen Bindung ist die wechselseitige Unterstützung.

Zunehmend ins Bewusstsein kirchlicher Öffentlichkeit drängen seit einigen Jahren die Kirchlichen Bewegungen und ihre Gemeinschaften. Auch hier liegt offensichtlich eine spezifische Vergemeinschaftungsform vor. Solche „FREUNDE IM HERRN“ zeichnen sich dadurch aus, dass sie oft einen Bezug auf eine charismatische Gründergestalt, eine spezifische Spiritualität und Lebensausrichtung, manchmal auch einschneidende Basiserlebnisse miteinander teilen. Eine mehr oder weniger dramatische „Bekehrung“ gehört oft ebenfalls zu dieser Sozialform. Vergemeinschaftungen von „Freunden im Herrn“ zeichnen sich nicht selten durch hohe Verbindlichkeit, extreme Belastbarkeit der Netzbeziehungen und erstaunliche Effizienz aus, aber nur sehr selten durch lebensweltliche Nahbereiche.

Nicht nur im Säkularen, auch in kirchlichen Belangen, gibt es ausgeprägte „FAN“-Gemeinden. Gemeint sind Menschen, die sich bei bestimmten Angeboten oder rund um konkrete Persönlichkeiten einfinden. Theatergemeinden sind ein säkulares Beispiel. Kirchlich sind es zum Beispiel die Fans eines Klosters oder einer bestimmten Paters. Aber auch die Menschen, die sich regelmäßig zu Maiandachten oder Rosenkränzen, zu Hungermärschen oder Katholikentagen, zu Sakropop-Konzerten oder Messen mit gregorianischem Choral einfinden.

Eine spezifisch religiöse Vergemeinschaftungsform, die aber im Säkularen seit einiger Zeit wieder stark nachgefragt ist, ist die „PILGER“-Gruppe. Spezifisch ist das gemeinsam unterwegs sein. Das kann ganz praktisch als Wandergruppe oder Wallfahrergemeinschaft sein, oder aber im übertragenen Sinne, dass Menschen sich für Bewältigung bestimmter Lebensetappen zusammen tun. Viele Selbsthilfegruppen beispielsweise haben eine solche übertragene Pilgerstruktur. In der mobilisierten Gesellschaft sind solche mehr oder weniger zufälligen praktischen oder symbolischen Weggefährtenschaften hoch relevant.

Mitten in der Krise vieler Ordensgemeinschaften taucht zudem eine säkulare Variante eines wesentlichen Teils deren Lebenskonzeptes wieder auf: Das gemeinsame Wohnen mit verbindlichen gemeinsamen Veranstaltungen und einer gewissen Öffnung auf Präsenz in der Gesellschaft hin. Säkular werden solche Projekte im Moment meist als „Mehr-Generationen-Wohnen kodiert. Wenn damit ein christlich-religiöser Anspruch verbunden ist, ist von Vita communis, „OASE“, Beginnen-Hof oder ähnlichem die Rede. Gemeint sind immer Menschen, die absichtlich in unmittelbarer räumlicher Nähe wohnen, miteinander verbindliche Regeln einhalten, oft gemeinsame Gebetszeiten haben und diese und andere Veranstaltungen zum Teil für andere Menschen öffnen. Manchmal, aber nicht immer, sind klassische Kongregationen oder Kirchliche Bewegungen in solchen OASEN-Projekte involviert und prägen durch ihre Spiritualität die Gemeinschaft mit. Erste Erfahrungen zeigen, dass diese Oasen auch die Funktion des Klosters als sicherer, verlässlicher Aus-Ruheplatz für die innerlich und äußerlich mobilen Zeitgenossen übernehmen können.

Hohe gesellschaftliche Wertschätzung genießt die „COMMUNITY OF INVESTIGATORS“ Mit dem englischen Begriff sind Menschen gemeint, die Wissens-Sucher sind, sei es wissenschaftlich, sei es aus privatem Interesse heraus. Diese unterscheiden sich von den klassischen „Bildungs-Gemeinden“, die eher Fan-Strukturen aufweisen, durch gute Fachlichkeit und die Bereitschaft eigene Ergebnisse zu erarbeiten, mit anderen auszutauschen

und gegenseitige Korrektur anzunehmen. Faktisch organisieren sich solche Gemeinschaften meist als virtuelle Communities, die sich auch fast nur noch der elektronischen Medien bedienen. Die wachsende Zahl seriöser religiöser Internetforen mit guter Fachlichkeit und manche kirchliche Nutzung der Sozialen Netzwerke weisen in die Richtung, dass auch aus religiös-kirchlichem Interesse diese Vergemeinschaftungsform gewählt wird.

Eine Sonderform der vorgenannten Communities sind „LESEZIRKEL“, die sich in ihrem Austausch und ihrer Vernetzung auf gemeinsam festgelegte Texte beziehen. Der ganze Bereich des e-learning arbeitet mit dieser Vergemeinschaftungsform. Durch die zunehmende Praxis selbstorganisierten Lernens auch in Veranstaltungen katholischer Erwachsenenbildung und der kirchlichen Aus- und Weiterbildung wird diese Form auch als kirchliche Gemeinschaftsform zukünftig deutlich relevanter werden.

Einige dieser Vergemeinschaftungsformen werden sich bei der Gründung einer Ekklesie eher denen nahe legen, die das Glück hatten in den Glauben hinein sozialisiert zu werden, andere werden diejenigen ansprechen, die auf einer sozialisatorischen Basis initiierte Wege der Neuorientierung und persönlichen Entscheidung gegangen sind. Viele Formen aber werden als Bauprinzipien einer Ekklesie vor allem denen dienen, die erst als Erwachsene auf initiierten Wegen zu Glaube und Kirche finden. Die Vergemeinschaftungsformen sind dabei nicht notwendig trennscharf. Oft wird es Überschneidungen und Mischstile geben. Eine einzige Ekklesie kann mehrere Formen kombinieren, sich beispielsweise als Bruderschaft an einer Altenheimkapelle versammeln, innerhalb des Altenheims eine Oase schaffen und wesentliche Elemente einer Pilger- und Weggefährtschaft integrieren.

Die Aufspaltung der Pfarrgemeinden durch die diözesanen Pastoralpläne in Pfarreien und Gemeinden erlaubt es, dass eine Vielfalt von Vergemeinschaftungsformen nebeneinander innerhalb einer Pfarrei existieren. Neben einer oder mehreren weiterbestehenden Gemeinden, die wesentliche Elemente der Pfarrgemeinde weiterführen, können also Ekklesien mit bruderschaftlicher Struktur, biotopische Ekklesien, eine Oase-Ekklesie, Ekklesien aus Freunden im Herrn... der Kirche am Ort Gesicht und Gestalt geben. Ideal wäre es, wenn möglichst in allen Pfarreien verschiedene pfarrgemeindliche und ekklesielle Formen präsent und unkompliziert erreichbar wären. Wenn diese einander wertschätzten und zugleich doch auch wohlwollend konkurrieren, entsteht eine echte Wahlfreiheit für die Christinnen und Christen. Auf diese Weise können die Nachteile der kaum vermeidbaren sozialen Schließung aller Vergemeinschaftungsformen, die über einen längeren Zeitraum stabil bleiben, ausgeglichen werden.

## **6. Krieriologie**

### **6.1. Ekklesie - oder doch Gemeinschaft, Initiativkreis, Verband...?**

Schon in der ersten Übersicht über die verschiedenen, auch kirchlich bereits präsenten Vergemeinschaftungsformen, die überwiegend wenig mit landläufigen Vorstellungen von Gemeinde zu tun haben, stellt sich die Frage nach deren Relevanz. In der Regel besteht außer bei den Biotopen keine Selbst- oder gar Fremdeinschätzung, dass es sich um kirchliche Gemeinden handeln könnte. Schon die Frage, ob es sich wirklich um Gruppen und Gemeinschaften handelt, wird für manche Form selbst von den darin Engagierten offen gelassen. Die Frage nach der kirchlichen Relevanz ist durch die Dominanz der biotopischen Pfarrgemeinden für die kirchliche Selbstwahrnehmung nur über einen Tabubruch zu formulieren.

Die These ist, dass alle diese Vergemeinschaftungsformen ekklesiell Potential haben. Das heißt im Umkehrschluss, dass nicht alle Vergemeinschaftungen diesen Weg gehen wollen, können oder gar müssen. Und dass es tatsächlich ein Entwicklungsweg ist, der einiges an Klärungsarbeit verlangt. Eine Ekklesie ist das Ergebnis einer doppelten Entscheidung: für den Einzelnen, ob er dazugehören und sich kommunikativ einbringen will, und für den Zusammenschluss, ob er sich als Ekklesie finden bzw. dahin entwickeln will.

Die Frage, was eine katholische Ekklesie im Wesen ist, wenn von der spezifischen Ausprägung als Biotop abstrahiert wird, wird ebenfalls noch einiges an theoretischer Klärung erfordern. Einige Konturen lassen sich jedoch bereits erkennen.

Vom Hauskreis, von vielen Gruppen, aber auch von Netzwerken und Aktionsbündnissen unterscheidet sich eine Ekklesie dadurch, dass sie auf eine zumindest mittelfristige Perspektive angelegt ist. Eine Ekklesie hat eine gewisse Stabilität durch die Zeit und hängt nicht direkt von der Präsenz einzelner Personen ab. Anders als eine Einzelgruppe findet sie ihre Basis nicht im persönlichen face-to-face-Austausch, vielmehr entwickelt sie einen kommunitären Stil, der nach innen normierend wirkt und in den hinein neue Mitglieder integriert werden. Sie entwickelt eine „Quasi-Persönlichkeit“. Eine Ekklesie ist ein kirchliches Subjekt, das sich selbst reflektiert und seine Identität durch die Zeit feststellt. Allerdings entscheidet sich die Zugehörigkeit, nicht über vertragliche Mitgliedschaft, Jahresbeitrag und formale Rechte oder Pflichten, sondern über faktische Teilnahme an den Lebensvollzügen und Meinungsbildung. Durch diese offene, amorphe Mitgliedschaft unterscheidet sich eine Ekklesie von einem Verein oder Verband.

Ekklesien sind damit zugleich emotional-geistlich verbindliche und freilassend-offen einladende Vergemeinschaftungen. Diese Balance zu halten wird für Ekklesien wesentlich werden, aber immer wieder viel Aufmerksamkeit erfordern. Die „Straßengräben“ sind auf der einen Seite die verfasste, mitgliedschaftsstrukturierte Gemeinschaft oder der Verband und auf der anderen Seite die unverbindliche, laufkundschaftsoffene, und damit überwiegend religionsrezeptive Veranstaltungsreihe.

Sicher wird nur dann von einer Ekklesie gesprochen werden können, wenn die Engagierten sich selbst so verstehen. Das setzt einen kollektiven Entscheidungsprozess voraus. Solche Prozesse sind jedoch durchaus nicht einfach zu handhaben, denn Ekklesien oder potentielle Ekklesien unterscheiden sich ja von Verbänden und verfassten Gemeinschaften dadurch, dass sie keine formale Mitgliedschaft verlangen. Für den Weg zu einer Ekklesie müssen folglich erst strukturierte Kommunikationswege geschaffen werden, die Information, Meinungsäußerung und Entscheidungsfindung sicherstellen. Wegen der notwendig uneindeutigen, permeablen Grenze der Gemeinde sind solche kommunikativen Wege der Meinungsbildung konzeptionell hoch anspruchsvoll, müssen sie doch potentiell alle einbeziehen, ohne über einfachen Blick in die Mitgliederliste definieren zu können, wer aktuell zur Ekklesie gehört. Erst durch verlässliche und transparente Kommunikationswege wird die künftige Ekklesie als kirchlich-pastorales „Subjekt“ handlungsfähig, d.h. in der Lage, gemeinschaftlich als Akteurin aufzutreten.

Spezifischer wird man nur dann von einer Ekklesie sprechen können, wenn die Vergemeinschaftung sich in irgendeiner Weise an den kirchlichen Grundvollzügen beteiligt. Eine Ekklesie ist nur dann keine Gruppe oder ein Netzwerk von Gruppen mehr, wenn sie in ihr entsprechender Weise und in spezifischem Rhythmus liturgische Feiern begeht. Perspektivisch werden viele Ekklesien für ihre Mitglieder auch eine Form (zusätzlicher)

sonntäglicher Liturgie anstreben. Hierbei wird es sich sicher nur in Ausnahmefällen um Eucharistiefiern handeln können.

Hinzu kommt, dass von einer Ekklesie ein Beitrag zur Verkündigung erwartet werden muss: Sicher zuerst nach innen im Sinne der (Selbst-)Evangelisierung der Mitglieder, dann auch für die Kinder und Jugendlichen, die ihr durch familiäre Bindung zugeordnet sind. Darüber hinaus könnte und sollte jedoch auch ein spezifischer Beitrag zum katechetischen Angebot für Außenstehende gemacht werden. Die Ekklesie hat daran ein vitales Eigeninteresse, da sie neue Mitglieder rekrutieren muss, um unter dem Wachstumsimpuls des Evangeliums leben zu können.

Beitrag zur Verkündigung heißt aber nicht, dass alle Ekklesien im Bereich der Kinder- und Jugendkatechese aktiv sein müssten. Vielen Ekklesien, gerade wenn sie stark von Initiierten mit einer primär beziehungs-basierten Glaubensgestalt geprägt sind, wird die Erwachsenenkatechese viel näher liegen. Es wird hoffentlich Ekklesien geben, die sich Beiträge zur Sozialisation in den Glauben zur Aufgabe machen. Die meisten werden ihren Schwerpunkt jedoch eher in initiierenden Wegen, Angeboten und Prozessen finden. So besteht begründete Hoffnung, dass diese neuen Ekklesien für Kirche vor Ort gleich einen doppelten Dienst tun: sie schaffen gemeinschaftliche Glaubenssubjekte und sie stehen für den notwendigen und von Bischöfen und Pastoraltheologie oft schon angemahnten Umstieg hin zu initiatischen Suchprozessen von Erwachsenen.

Originär zu einer christlichen Ekklesie gehört zudem der „Geschwisterdienst“ – wiederum nach innen, als wechselseitige Unterstützung und Stärkung, und nach außen, als Beitrag zur Humanisierung der Lebenswelt. Eine Gemeinde ganz ohne sozial-caritative Aspekte ist schwerlich vorstellbar und wird sich ernste Fragen nach ihrer biblischen Fundierung, ihre Nachfolgegestalt und Kirchlichkeit gefallen lassen müssen. Die vorrangige Option für die Armen ist für die ganze Kirche verpflichtend und muss von jeder kirchlichen Gemeinschaft, auch von jeder Ekklesie je spezifisch umgesetzt werden.

Auf dem Weg eine Ekklesie zu werden, wird sich später auch die Frage stellen, ob und wie die wichtigen kirchlichen Lebens-Stationen, wie Sakramente und Sakramentalien bis hin zur Beerdigung für die eigenen Mitglieder spezifisch (mit-)gestaltet werden können. Die ersten Erfahrungen mit Gemeindegründungsprozessen in der katholischen Kirche in Deutschland zeigen, dass vor allem die Erstkommunionfeier in diesem Zusammenhang hohe emotionale Bedeutung hat.

Die angesprochenen Fragen sind auch für Pfarrgemeinden hoch relevant, da hier bisher wenige Selbstorganisationsstrukturen gelegt wurden. Die Verantwortung für die konkrete Gestalt der Pfarrgemeinde wurde weitgehend nach außen – auf Priester, hauptamtliche pastorale Mitarbeiter/innen und diözesane Strukturen – delegiert. Die Diskussion, wie beispielsweise eine spezifische Erstkommunionvorbereitung unter den spezifischen Bedingungen vor Ort aussehen könnte, ist nicht nur nicht geführt worden. Es fehlen dafür auch die basalen Informations- und Meinungsbildungsinfrastrukturen. Im Rahmen der diözesanen Zusammenführungsprozesse von Pfarreien werden auch viele Pfarrgemeinden in einen Selbstvergewisserungs- und Entscheidungsprozess eintreten müssen, wie sie sich selbst künftig im größeren kirchlichen Kontext verstehen wollen.

## 6.2. Kirchlicher Ort in der Flächenpastoral der Bistümer

Neue ekklesielle Lebensgestalten von Kirche können nur dann ihren Beitrag zum kirchlichen Leben leisten, wenn sie von der Pfarrei als territorial umschriebene Organisationseinheit und anderen institutionellen Einrichtungen des Bistums sorgfältig unterschieden werden. Eine Pfarrei beispielsweise kann das Dach für eine oder mehrere Pfarrgemeinden und Ekklesien sein, darf aber nicht mehr Gemeinde identifiziert werden, da sonst alle Katholik/innen, die keine pfarrgemeindliche oder ekklesielle Bindung eingegangen sind, und nochmals verschärft die Suchenden, die bisher nicht Mitglied der Kirche sind, automatisch ausgegrenzt wären. Die Pfarrei ist die Sammlung aller Katholikinnen und Katholiken und für alle die relevante Anlaufstelle. Sie ist aber als solche keine eigene Vergemeinschaftungsform, sondern eine Institution. In jeder Pfarrei gibt es und wird es hoffentlich auch in Zukunft viele Vergemeinschaftungen im Glauben geben. Manche werden eher den Charakter von Gruppen, Hauskreisen, Verbänden oder Netzwerken haben, andere werden weiterhin pfarrgemeindlich aufgestellt sein, wieder andere ekklesielle Formen ausprägen. Institution und Vergemeinschaftungsformen bedingen sich gegenseitig, dürfen aber nicht ineinander aufgehen. Das eine Extrem wäre die sklerotisierte Service-Pfarrei, die nur die religiösen Bedürfnisse Einzelner bedient. Das andere die Freikirche, in der Unmittelbarkeit im Glauben und in der Beziehung, mit Struktur und Institution in eins fallen.

Allerdings ist für manche Vergemeinschaftungsform schon heute der lokale Bezug auf eine Pfarrei zu eng und der eigenen Mitgliederstruktur unangemessen. Auf dem Weg der Gründung und Etablierung einer Ekklesie wird deshalb auch zu klären sein, ob eine Rückbindung an eine Pfarrei angemessen ist, oder aber eine Rückbindung an die Ortskirche des Bistums subsidiär eintreten muss und wie eine solche Rückbindung praktisch gestaltet werden könnte.

Durch ihre Unterscheidung von der Pfarrei, als auf Dauer eingerichtete Institution und Präsenz der Kirche, verschwindet auch der Zwang zur Ewigkeit der Ekklesien. Sie sind selbstorganisierte Vergemeinschaftungen, kommunikative Praxis, von Menschen und unterliegen damit den normalen Bedingungen und Zyklen menschlicher Zusammenschlüsse. Löst sich eine Ekklesie nach Jahren auf, so ist das keine Katastrophe und schon gar nicht das Ende von Kirche. Neue, andere Gemeinschaftsformen werden in der entstandenen Lücke wachsen.

## 6.3. Kirchliche Gemeinschaft

Hinzu kommt, dass das Thema Gemeinschaft in der Kirche nicht nur einen gemeindlichen Aspekt hat. Grundlegender und umfassender ist die eigentliche Glaubensgemeinschaft. Hier hat das Vatikanum II wesentliche Dimensionen wieder neu in Erinnerung gerufen. Vor aller lebenspraktischen Vergemeinschaftung in einer definierten Sozialform liegt die Rückbindung des Christen an die *Communio sanctorum*, konkretisiert in der Gemeinschaft der Christgläubigen. Die großen theologischen Selbstbestimmungen der Kirche als pilgerndes Gottesvolk, als Volk der Erlösten, als mystischer Leib Christi und Tempel der Heiligen Geistes, letztlich die Rückbindung der Kirche im Geheimnis der Trinität, sind die erste gemeinschaftliche Basis jedes Christen. Für nicht wenige Christen sind das nicht nur theologische Gewissheiten. Vielmehr erleben viele auch einen emotionalen Gehalt, eine emotionale Bindung an die Ortskirche, an das ganze Gottesvolk - eine emotionale Bindung, die im Einzelfall wesentlich stärker sein kann, als die Bindung an eine konkrete Pfarrgemeinde oder Ekklesie.

Ekklesien sind mögliche und auch notwendige Aktuierungen dieser Ur-Gemeinschaft, aber sie schöpfen sie nicht aus. Um eine konziliare Formel ein wenig zu strapazieren: die Gemeinschaft der Gläubigen subsistiert in den Pfarrgemeinden, Ekklesien und anderen Vergemeinschaftungsformen. Ein logischer Rückschluss, wie es eine „Ist-Relation“ nahe legen würde, hingegen verbietet sich.

Diese Rückbindung relativiert die Ekklesien in ihrer Bedeutung, schafft ihnen aber auch einen Freiraum und nimmt einiges an Druck weg. Es ist möglich, zur kirchlichen Gemeinschaft zu gehören, auch wenn keine Pfarrgemeinde oder Ekklesie zugänglich ist. Die Mehrheit der Bundesbürger verweigert sich allen nicht-familiären Einbindungen. Sie fallen damit aber nicht aus der Kirche. Über ihren Glauben und ihre Bindung an den dreifaltigen Gott ist damit noch nichts gesagt. Nicht Ekklesien sind die „Tür“ und der „Weg“ zu Gott, sondern ausschließlich Jesus Christus selbst.

## 7. Gemeinde-Christologie

Zwei immer wieder zu stellende Rückfragen an die neuen ekklesiellen Wirklichkeiten, die noch zentraler sind, als die Grunddimensionen der Liturgie, der Verkündigung und des Geschwisterdienstes, deuten sich schon an: Die Frage nach der Einbindung in die katholische Kirche, ihre Lehre, Disziplin und weltweite Solidarität und die Frage nach der wirklichkeitsgestaltenden Bindung an Jesus Christus.

Ekklesien sind theologisch keine eigenständigen Wirklichkeiten. Sie sind Ausdruck und Verwirklichungsraum der Sendung der Kirche. Die Sendung der Kirche gibt diese sich jedoch wiederum nicht selbst, sondern empfängt sie von ihrem Herr Jesus Christus. „Ich sende euch...“. Jesus Christus gibt seiner Kirche jedoch keine neue Sendung. Er überträgt ihr seine eigene Sendung. „Wie mich der Vater gesandt hat, sende ich euch.“ (Joh 20,21) Die Sendung der Gemeinde ist die Sendung der Kirche ist die Sendung Jesu Christi. Letztere wieder ist die Sendung die Gott im Geheimnis der Trinität sich selbst für die Welt und die Menschen gibt.

Diese Sendung die Gott sich selbst gibt, macht Jesus durch sein Leben bekannt. Er offenbart Gott und die Bewegung, in die Gott sich selbst für die Menschen und die Schöpfung gesetzt hat. Gott ist uns nur durch Jesus bekannt – „niemand kennt den Vater, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will (Mt 11,26)“ – und Gott ist uns nur in seinem Bezug auf uns, in seiner selbstgegebenen Sendung und Aufgabe für uns bekannt. Das „propter nos“ ist der Anfang des Glaubens.

Dieses „für uns“ buchstabieren die Evangelien und die anderen Schriften des Neuen Testaments aus. Dieses „für uns“ reflektiert die Theologie und kirchliche Verkündigung. Dabei werden Grundlinien gelegt, eine Erkennbarkeit geschaffen, aber keine Eindeutigkeit hergestellt. Die Wahrheit ist bleibend symphonisch, ein Zusammenklang verschiedener Traditionen, Autoren, Schriften, Erfahrungen... So lassen sich einerseits Elemente dieser Sendung klar benennen, andererseits ist die Verständigung darüber, was die Sendung Gottes in Jesus Christus ist, an der die Kirche und konkret die künftige Ekklesie partizipiert, ein wesentlicher Klärungsschritt auf dem Weg der Gemeindegewerdung.

Um es mit dem Glaubensbekenntnis zu sagen, ist die basale Bestimmung der selbstgegebenen Sendung Gottes das „propter nostram salutem“ – um unseres Heiles willen. Alles, was Gott tut, geschieht um des Heiles der Menschen und der ganzen Schöpfung willen. Alles, die

Schöpfung selbst, das Gesetz, die Heilsgeschichte Israels, die Propheten, die Glaubenserfahrung der Unzähligen durch die Zeiten, in der Mitte für uns Christen, die Menschwerdung Christi, die Kirche und die je persönlichen Gnadengaben, Talente und Charismen... alles geschieht um des Heiles der Menschen willen und auf das wachsende Reich Gottes hin.

Was dieses Heil jedoch ist, darauf antworten Schrift und Tradition wieder symphonisch. Versöhnte Gemeinschaft mit Gott, ewiges Leben, Reich Gottes, wiederhergestellte Ordnung, neue Schöpfung, Hochzeitsmahl, himmlische Liturgie..., die Bilder sind vielfältig, weisen aber alle in die gleiche Richtung eines gelungenen, vollendeten Lebens und eines tiefen, bleibenden Glücks in versöhnter Gemeinschaft untereinander und mit und in Gott. Hochspekulativ führen die Theologen die Dreifaltigkeit selbst als Zielbild des heilen Lebens an: ewige, glückende Gemeinschaft in Unterschiedenheit, aber ohne jede Trennung, Identität aus Beziehung, vollkommene Durchdringung ohne Verlust des Eigenstandes.

Es wirkt sehr ungewohnt, aber es legt sich nahe, dass es für die Gründung einer Ekklesie sinnvoll ist, in eine gemeinsame Reflexion einzusteigen, was die Mitglieder der künftigen Ekklesie unter „Heil“ verstehen. Was ist das große Ziel, auf das wir zugehen? Denn vom Ziel und seiner Ausdifferenzierung her gestalten sich die Wege. So macht es wahrscheinlich einen erheblichen Unterschied, ob eine Ekklesie in der Bestimmung des Heiles den Aspekt der Gerechtigkeit stärker gewichtet, oder den Aspekt des Glücks in den Vordergrund rückt, oder die Gemeinschaft mit Gott, oder den Frieden... Idealtypisch hat das direkt Rückwirkungen auf ihren inneren Bauplan, ihre Präsenz und ihr Engagement für die Gesellschaft.

Spezifisch neutestamentlich-christlich ist es nun, dass Gott das Heil der Menschen nicht „von außen“, von jenseits der Gegebenheiten der Welt, unabhängig von den Menschen, machtvoll und unwiderstehlich herbeiführt. Er wählt vielmehr den Weg der Kenosis, des Abstiegs, der Menschwerdung, des Gehorsams, der Ambivalenz und Konkretheit, des Kreuzes und des Todes – und erst darin und da hindurch der Erhöhung, der Rettung, der Auferweckung und Neuschöpfung. Er beendet die Endlichkeit der Welt, Not, Leid, Tod, Ungerechtigkeit, Sünde und Katastrophen nicht, sondern er unterwirft sich ihnen und überschreitet sie von innen her. Der Philipperhymnus (Phil 2,6-11) fasst diese Grundbewegung Gottes zusammen. „Crucifixus etiam pro nobis“ bringt es das Glaubensbekenntnis auf den Punkt. Die Sendung, die Gott sich für unser Heil gibt, geht über Menschwerdung und Kreuz. Und nur so.

Für Kirche, konkret für Ekklesien, hat das erhebliche Bedeutung. Ihre Beziehung zum Heil, zum Reich Gottes, zur versöhnten Gemeinschaft mit Gott, ist nicht einfach werkzeuglich-herstellend zu denken, als ob Kirche, als ob Ekklesien das Heil schaffen könnten, gar müssten. Ihr Weg ist der Weg Jesu. Ihr Weg ist die Kenosis, der Abstieg. Der Inkarnation Christi entspricht die Inkulturation der Kirche, entspricht die Inkulturation der Ekklesie. Und so, darin und dadurch ist sie Werkzeug und Zeichen, Sakrament der Erlösung. Immersion, hineingehen, hineindiffundieren, in osmotische Austauschprozesse mit der umgebenden Welt und Gesellschaft eintreten, den Dialog und die Auseinandersetzung suchen, sich in und unter die Ambivalenzen stellen, sich riskieren, sich je verheutigen, angleichen, anschlussfähig machen, unter die Gesetzmäßigkeiten der Kultur, des Gemeinwesens, des Zeitgeistes stellen... das sind alles Beschreibungen dessen, was eine inkarnatorische, kenotische, christliche, am Weg Jesu geschulte Ekklesie ausmacht. Eine Ekklesie ist keine Sonderwelt, nicht der Gegenentwurf, nicht die heile Gemeinschaft, abgesondert von der sündigen Welt ... sondern eine Vergemeinschaftung die Demut lebt, zuerst unter die Bedingungen ihres Ortes und ihrer Zeit und dann und darin unter die Sendung Gottes. Eine Ekklesie ist eine

Versammlung von Christinnen und Christen, die hineingeht, nah ist, und darin anders ist, anders lebt, eine andere Hoffnung hat, eine Gemeinschaft, die jetzt schon auferstanden lebt, mitten in einer Welt, in der der Tod unausweichlich ist.

Noch konkreter wirklichkeitsgestaltend könnte die Rückbindung an Jesus Christus für beginnende Ekklesien werden, wenn sie miteinander in ein Gespräch einsteigen, was die drei evangelischen Räte des Gehorsams, der Armut und der Keuschheit für sie bedeuten. Wie leben wir diese Grundtugenden, die das Leben Jesu, unseres Herrn, um den herum wir uns versammeln, auf dessen Weg wir gehen wollen und für dessen Sendung wir einstehen, so zentral geprägt haben? Was bedeutet Armut beispielsweise für uns als Ekklesie? Geringe Mittel, Improvisationsnot, Ungesicherheit, Angewiesensein auf andere, Abhängigkeit, nicht planbare Zukunft...? Und konkret: einen Versammlungsort, den wir mit anderen teilen müssen, Gestaltungselemente, die hinter unseren ästhetischen Ansprüchen zurückbleiben, ein Leben „von der Hand in den Mund“, eine Ausbeutbarkeit durch die Bedürfnisse anderer, anderer Armer, eine Solidarität mit den Armen, Ungesicherten...? Ekklesie ist nicht da, wo sie alles haben und alles richtig machen.

Zur Sendung Jesu gehört es weiterhin, dass er die Vorstellung von Gott vereindeutigt. Er beendet die Ambivalenzen im Gottesbild, die die Religionen und auch das Alte Testament durchziehen. Der Gott Jesu Christi ist nahe, ist menschlich, ist gütig, ist einfach und geduldig... Er liebt, er geht den Weg der Kenosis, er setzt alles – Gesetz, die Propheten, sich selbst – für das Heil der Menschen ein, er verzeiht und geht immer wieder Wege des Neuanfangs mit. Willkür, Zerstörung, Ungerechtigkeit, Abwendung, Zorn...sind in johanneischer Sprache gesagt „Werke des Herrschers dieser Welt“ (Joh 16,11) und nicht Handeln Gottes. Diese Vereindeutigung des Gottesbildes ist radikal, radikal anders als das religiöse Umfeld Jesu dachte und lebte, radikal anders als die Religionen, radikal anders als viele Verhaltens- und Denkweisen, in die auch seine Kirche immer wieder hineingerät. Es ist diese Radikalität, die Jesus in Konflikt mit den religiösen und staatlichen Autoritäten bringt. Er vergibt, er verkündet, er heilt und sie gehen hinaus, knirschen mit den Zähnen gegen ihn und beschließen, ihn umzubringen. Es ist die Radikalität seine Gottesrede und seiner Gottesbeziehung, die letztlich sein Schicksal besiegelt. Und es ist die Radikalität Jesu, dass er in aller Gefahr an dieser radikalen Botschaft vom versöhnenden Gott der Armen und Kleinen festhält.

Von daher stellen sich Fragen nicht nur an die Verkündigungspraxis der Ekklesien, sondern auch an ihre Existenz, ihren Bauplan und ihr Engagement. Wie muss eine Ekklesie sein, die eindeutig einem eindeutigen Gott verbunden ist? Wie muss eine Ekklesie leben und sich engagieren, deren Gott ein Freund der Zöllner und Sünder ist? Wie muss eine Ekklesie sein, deren Gott seine Gegenwart an die Armen, Kranken, Gefangenen, Ausgestoßenen und Randgruppen gebunden hat, dessen Himmelreich zuerst den Huren und dann den Frommen geöffnet wird. Kann die Ekklesie eines radikalen Gottes eine freundliche Sonntagsversammlung von Satten sein und bleiben? Was bedeutet die Radikalität des Gottesbildes Jesu für gesellschaftliches Engagement, für Anwaltschaft, für prophetisches Reden und Handeln einer Gemeinde? Und was bedeutet seine Radikalität bei dieser Botschaft und ihren ersten Empfängern zu bleiben, auch wenn die Gefahr übergroß wird – heute für eine Ekklesie in der weithin ungefährlichen Gesellschaft der Bundesrepublik?

Evangelisierung – sich selbst wieder neu unter das Evangelium stellen, wieder evangeliumsgemäßer leben, und damit das Evangelium zum Leuchten zu bringen, damit auch andere sich davon ergreifen lassen wollen – ist Daueraufgabe der Kirche und wird folgerichtig

auch Daueraufgabe der Ekklesien sein. Die Verkündigung mit Worten kommt sinnvoll hinzu und ist ein nicht zu vernachlässigender Teil der Evangelisierung – aber eben nur ein Zweites und ein Teil. Zum Glück gehören die Ekklesien zu einem eindeutigen Gott, der immer wieder vergibt und immer wieder Wege des Neuanfangs mitgeht. „Im Himmelreich wird größere Freude herrschen über einen Sünder, der umkehrt, als über alle diejenigen, die der Umkehr nicht bedürfen.“(Lk 15,7) Christliche Ekklesie ist Umkehr-Wirklichkeit, nicht einmal, sondern immer, immer wieder. Daraus folgt ein hoher Selbstreflexionsbedarf der Ekklesien. Immer wieder müssen sie sich und ihr Leben und Handeln evaluieren, ob es noch in der Spur Jesu geht. Die „ungeordneten Anhänglichkeiten“ wie das Exerzitienbuch des Hl. Ignatius von Loyola dieses aus der Spur kommen beschreibt, lauern nicht nur in jedem individuellen Leben, sondern auch im Leben der Kirche und aller ihrer Gruppierungen und Institutionen. Und immer wieder wird das Ergebnis beschämend sein und nach Umkehr rufen. Und immer wieder werden die Ekklesien in der Umkehr tiefes Glück und Trost, Erneuerung, neue Kraft und Lebendigkeit erfahren.

Jesus Christus ist die Wahrheit, das Leben und der Weg seiner Kirche. Daran hat jede Ekklesie Anteil. Daran muss sich aber auch jede Ekklesie messen lassen. Jesus ruft in die Nachfolge - mit ihm auf seinen Weg. Das ist das innerste Prinzip jeder christlichen Gemeinschaft: Mit ihm zu gehen, ihm zu folgen, für ihn zugehen. Dazu schenkt er jedem Christen und jeder Christin und jeder Ekklesie die Berufung und auch die grundsätzliche Fähigkeit. Aber es bleibt nicht bei dieser allgemeinen Berufung in die Nachfolge. Jedem Menschen und auch jeder Ekklesie wird auch noch eine besondere Berufung geschenkt, die es so nur ein einziges Mal gibt. Den Weg, den diese Ekklesie und nur sie gehen soll und kann. Diese besondere Berufung konkretisiert sich durch die Charismen, die Talente, die der Geist Gottes gibt. Niemand, auch keine Ekklesie, ist zu etwas im Besonderen berufen, wozu er nicht auch die Kraft und das Talent hat. Wenn also in einer Ekklesie niemand einen halbwegs geraden Ton anstimmen kann, wird die besondere Berufung der Ekklesie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht im Chorgesang liegen. Das klingt banal, ist aber von zentraler Bedeutung. Die Berufung und die daraus folgende besondere Gestalt einer Ekklesie wächst aus den Charismen, die vor Ort sind. Das setzt ein anderes Denken und auch eine andere Praxis in Gang, als das in vielen bisherigen Pfarrgemeinden übliche Aufgabendenken. Nicht weil eine Aufgabe erledigt werden muss, muss jemand in der Ekklesie gefunden werden, der sie übernehmen kann. Sondern weil es so viele Talente gibt und sie in eine Richtung weisen, macht sich die Ekklesie eine Aufgabe zum Anliegen, entdeckt sie in dieser Aufgabe einen Aspekt ihrer besonderen Berufung, wächst daraus eine spezifische ekklesielle Gestalt.

Es macht also viel Sinn, dass eine Ekklesie immer wieder nach der eigenen besonderen Berufung fragt. Was können wir, weil wir Talent dafür haben? Was passt zu uns? Was können nur wir einbringen? Wohin führt uns der Geist Gottes? Welchen Weg will Jesus jetzt mit uns gehen? Welchen Ruf spüren wir jetzt in uns? Die Unterscheidung der Geister kann hierbei wichtige Dienste leisten.

Der Berufungsweg ist und bleibt ein Nachfolgeweg, das heißt der Lebensweg und das Lebensschicksal Jesu sind ihm normativ eingeschrieben. Zwar muss das Kreuz zur Erlösung nicht wiederholt werden, aber dennoch tragen die Christen das Zeichen Christi nicht nur um den Hals, sondern auch am Leib. Für eine Ekklesie heißt das, dass ein authentischer Weg mit Jesus Christus immer ein Weg der Brechung und der Gebrochenen, ein Weg „nach unten“ in den Gehorsam und in ein mögliches Scheitern in den Augen der Menschen, sein wird. Wenn die Christen in ihr und die Ekklesie als Gemeinschaft eine Entscheidung getroffen hat für

einen ihr spezifischen Nachfolgeweg, dann wird sie dabei bleiben wollen und müssen, auch wenn die Widerstände wachsen und die Erfolge ausbleiben, weil die Gegenkräfte (nicht weil das eigenen Unvermögen) so groß sind.

Eine Ekklesie des Geschundenen und Gekreuzigten ist notwendig ein Ort, an dem die Geschundenen und Gebrochenen ihren Platz in der Mitte haben. Seltsame Typen, schwierige Menschen, Behinderte und Unkonventionelle, Menschen mit verwundeter Lebensgeschichte und gewundener Glaubenspraxis... machen das Zusammenleben nicht unbedingt leichter, aber eine Ekklesie des Gekreuzigten ist keine bürgerliche Wohlfühl- und auch keine Wohlfahrtsveranstaltung. Jesus hat besondere Freunde und diese will er auch von seinen Ekklesien praktisch wertgeschätzt sehen. Eine Ekklesie ist zugleich eine Versammlung von Gleichen - was die Rechte, die Würde, die Beteiligungsmöglichkeiten angeht, und von Ungleichen - mit Blick auf Fähigkeiten, Bedürfnisse, Prägungen, Werte. Beides zu leben ist eine große Herausforderung. Sie erfordert Achtsamkeit, Mut – und unglaublich viel sorgsame Kommunikation.

Ekklesie des Gekreuzigten zu sein, heißt auch eine besondere Aufmerksamkeit und Solidarität für die Gekreuzigten, Geschundenen und Ausgeschlossenen nicht nur in ihr, sondern in der ganzen Christen- bzw. in der ganzen Menschheitsfamilie zu entwickeln. Die Nöte der Welt sind nicht ein „Außen“ für die Ekklesien, sondern sind Innen-Probleme, ist es doch Christus, der in allen seinen Geschwistern leidet. „Leidet ein Teil des Leibes (Christi), leiden alle Teile mit.“ (1 Kor 12,26) Eine Ekklesie wird sich immer wieder prüfen müssen, wie die Not der Menschen, die Passion Christi und des Leibes Christi in ihr Raum hat. Es ist das ein hartes, notwendiges Kriterium für ihre Christlichkeit – auch wenn es vielleicht erst nach einem längeren geistliche Reifungsweg der Ekklesie zum ersten Mal wirklich angeschaut werden kann.

Aber der Weg mit Jesus geht noch weiter. Er geht über das Grab hinaus. Jesus ist in verwandelter Weise in der Mitte der Jünger. In einer winzigen sprachlichen Besonderheit deutet das die Emmauserzählung an. Dort heißt es, dass die Jünger Jesus beim Brotbrechen erkannten. Dann sahen sie ihn nicht mehr. Und nun wählt der griechische Text mit Bedacht ein ungewöhnliches Wort: „Auferstehend“ kehrten sie nach Jerusalem zurück (Lk 24,33) sagt der Originaltext. Der Auferstandene ist in ihrer Mitte und die Ekklesie selbst ist seine auferstandene Wirklichkeit. Das nimmt nichts vom zuvor Gesagten weg. Der Auferstandene trägt bleibend die Wundmale.

Aber Jesus sendet die Kirche, und in ihr die Ekklesien, nun als seine Gegenwart, als sein Leib, weit über seinen eigenen Wirkungskreis hinaus. Er gibt ihnen „nur“ seinen Geist mit auf den Weg. Keine Ratschläge, die sich über die Jahrhunderte abgenutzt hätten, keine Regeln, die in einer anderen Kultur nicht einzuhalten wären, keinen Ort, der sie halten und binden würde. Er gibt nur den Geist, der ihnen hilft Jesu Weg dort zu finden, wo er selbst nie gegangen ist, sein Werk dort fortzusetzen, wo er nicht einmal die Frage kannte, seine Verkündigung in Sprachen zu sagen, die er nicht einmal ahnte. Er geht mit, er ist gegenwärtig in seinem Wort, in den Sakramenten, in den Armen... und in seinem Leib der Kirche, die in den Ekklesien wirklich wird. Und doch müssen sie alleine gehen, ohne Rückhalt, erwachsen, aus eigener Kraft und auf eigene Rechnung. Ekklesien sind Orte, an denen Menschen im Glauben erwachsen werden können und Ekklesien sind Orte, die wachsen, weil die Menschen in ihr Glaubens-Erwachsene (geworden) sind.

## **8. Pflanzstücke**

### 8.1. Ausschlüsse

Wo könnten denn Ekklesien gegründet werden? Wird das überhaupt gebraucht? Folgt nicht der Rückbau der harten Logik der demographischen Entwicklung und der fortschreitenden Säkularisierung viel sachgemäßer als irgendwelche Gründungsphantasien? Je nach Perspektive, je nach Kirchnerfahrung scheint es wenig Raum und Bedarf in der katholischen Kirche Deutschlands für neue Ekklesien zu geben. Ist nicht alles flächendeckend abgedeckt? Überall ist doch eine Pfarrgemeinde am Ort oder in fahrbarer Entfernung. Nirgendwo herrscht Gottesdienstmangel – wenn man in die Bänke schaut, legt sich eher ein Überangebot nahe, denn voll ist es eigentlich nirgends. Die Nachfrage nach Pastoral bleibt doch hinter dem Angebot zurück und wird, wenn die Soziologen Recht haben, weiter massiv zurückgehen.

Um den Raum entdecken zu können, in dem Ekklesien gepflanzt werden könnten und müssten, braucht es zuerst eine sehr unangenehme Auseinandersetzung mit dem Thema „Ausschluss“. Wen schließen unsere Gottesdienste aus? Wen schließen unser gemeindlichen Zeiten und Rhythmen aus? Wen schaudert bei unserem ästhetischen Stil so sehr, dass er es nicht über sich bringt, an unserer Seite den Glauben zu suchen? Unangenehm ist diese Auseinandersetzung, weil sie immer mit einer Schuldvermutung auf der Bildfläche erscheint. Vor aller Schuld aber ist Ausschluss zuerst eine soziologische Notwendigkeit. Schuld spielt da erst einmal nur im Sinne erbsündlicher Begrenztheit des Menschen eine Rolle. Jede Gemeinschaft braucht Grenzen um existieren zu können, braucht ein Innen und ein Außen, das unterscheidbar ist. Eine Gemeinschaft findet, wie das Individuum auch, eine Identität nur indem sie einen Unterschied setzt. Wer also Gemeinschaft sagt, sagt automatisch auch Ausschluss. Dabei ist der Bereich der „Ex-Communicatio“ immer wesentlich größer als alle „Communio“ – und zwar vorgängig zu aller konkreten Akzentsetzung und aus purer soziologischer Notwendigkeit heraus. Die lokale, konkret gemeindliche, nicht die kirchenrechtliche Ex-Communicatio ist die unvermeidliche Rückseite der Communio-Theologie.

Der erste und lokal am leichtesten wahrzunehmende, weil nicht vor Ort zu verantwortende, Ausschluss geschieht durch die Großkirche. Auch die Großkirche findet ihre Identität durch eine Grenze. Der Ausschluss Wiederverheirateter aus der vollen, auch sakramentalen Gemeinschaft wird breit diskutiert, der Ausschluss praktizierend homosexuell lebender, gar verpartnerter Menschen, flimmert immer wieder über die Tagesordnung, der Ausschluss von Kommunisten scheint sich erledigt zu haben. Schwierige Debatten entstehen durch die römische Entkoppelung von Glaubensabfall und Kirchensteuerverweigerung. Faktisch aber sind in Deutschland alle ausgeschlossen, die sich dem Kirchensteuersystem verweigern, unabhängig von ihren persönlichen Beweggründen und ihrer persönlichen Gläubigkeit. Der kirchenrechtliche Ausschluss, von Menschen, die eine Abtreibung veranlasst oder dabei mitgewirkt haben, wird zwar in angelsächsischen, bisher aber kaum im mainstram-deutschsprachigen Raum diskutiert. Kondome, PID, Sterilisierung, künstliche Befruchtung... im reproduktionsmedizinischen Bereich gibt es noch eine ganze Liste mit potentiell ausschließenden Verhaltensweisen. Bedenken gegen Menschen in konfessionsverbindenden Ehen, zumal wenn ihre Kinder in einer nicht-katholischen Konfession getauft sind, bestehen in vielen Gegenden weiter, auch wenn es keine harten kirchenrechtlichen Sanktionen mehr gibt. Dogmatische Abweichung hingegen wird außer bei einigen wenigen Professoren nicht durch Ausschluss sanktioniert. Alles zusammengenommen, betreffen diese Ausschlüsse jedoch einen ganz erheblichen Prozentsatz der Katholikinnen und Katholiken.

Der Ausschluss ist dabei in der Regel jedoch nicht vollständig, es ist keine strikte Exkommunikation im Sinne des Kirchenrechtes. Aber es ist häufig ein Ausschluss von den Sakramenten, konkret vom Kommunionempfang, was überall dort besonders ins Gewicht fällt, wo sich eine lokale Vergemeinschaftung primär oder sogar ausschließlich zur Eucharistiefeier trifft. Die so Ausgeschlossenen sind jedoch in der weiten Mehrheit auch nach strengsten kirchenrechtlichen Kriterien gemeinde- und kirchenfähig. Emotional und sozial aber sind sie oft draußen. Das Gefühl, unerwünscht, nicht richtig, schuldig zu sein, ist dabei wirkmächtiger als das tatsächliche Recht.

Sehr viel schwieriger sind die faktischen Ausschlüsse vor Ort wahrzunehmen, zumal sie in der Regel konträr zur bewussten Wertorientierung der Gemeinden stattfinden. Die meisten Pfarrgemeinden haben von sich ein offenes Selbstbild. Sie möchten ja neue Menschen integrieren. Sie unterziehen sich erheblicher Mühe, über Besuchs- und Wohnvierteldienste Kontakt zu halten, niedrigschwellige Angebote zu platzieren und über Jahrgangskatechesen Kindern und Eltern den Weg in die Pfarrgemeinde leicht zu machen. Oft wären sie sogar bereit, bei den großkirchlichen Ausschlüssen ein Auge zuzudrücken, damit Menschen einen Zugang zu Glaube und Gemeinschaft vor Ort finden können. Natürlich gibt es immer das gute Gegenbeispiel, aber in der Breite ist diese Hoffnung gescheitert. Die Pfarrgemeinden zehren weiter aus und die „Anderen“ verharren in ihrer distanzierten Haltung und nehmen nur ab und an eine Serviceleistung in Anspruch.

Die verschiedenen (religions-)soziologischen und marketingorientierten Untersuchungen der letzten Jahre haben in die Lehrbücher transportiert, was längst gefühlt und bekannt war. Pfarrgemeinden bilden notwendig einen gemeinsamen, kommunitären Stil aus. Dieser ist wesentlich von dem ästhetischen Milieu mitbestimmt, aus dem sich die wichtigen Funktionsträger rekrutieren. Ästhetische Ausschlüsse kennen aber keine Berufungsinstanz. Entweder es passt, oder es passt nicht. Religionssoziologen sprechen von Ekelgrenzen, die nahezu unüberwindlich sind.

Noch einmal in aller Deutlichkeit: dieser faktische Ausschluss ist keine moralische Verwerflichkeit. Er ist nicht Schuld. Er ist unvermeidlich. Die eigene Wohnfühlzone ist für andere ein Unwohlgebiet, das sie schleunigst wieder verlassen. So ist das einfach. Und auch hier ist der Ausschluss stets größer als der Anschluss. Betroffen von dieser ästhetischen Prägung sind alle Lebensäußerungen einer Gemeinde: ihre Gebäude, ihre Lieder, die „angemessene“ Kleidung ihrer Mitglieder, ihre Veranstaltungsformen und –zeiten, ihre Themen und ihr Engagement. Gut, dass es das so gibt, wie es ist. Es ist für einige, hoffentlich viele, Menschen am Ort gut, stimmig und eine Hilfe, um zu glauben. Und für andere Menschen ist es eben nicht gut, ist es vielmehr unzumutbar und ein Hindernis, zu glauben.

Problematisch wird der notwendige, ungewollte, aber faktische Ausschluss vor Ort, wenn es keine Alternative gibt. Wenn auch die Nachbargemeinde genauso geprägt ist, wenn die Hauptamtlichen aus dem gleichen Milieu kommen, wenn auch in der nächsten Kleinstadt keine „andere“ Gemeinde erreichbar ist, dann wird es eng. Dann wird der Ausschluss aus einer einzigen Verwirklichungsform von Kirche zum erlebten Ausschluss aus Kirche überhaupt und damit aus der erlebbaren Glaubensgemeinschaft. In nahezu allen Fällen zieht das einen Ausschluss aus dem Glauben nach sich.

Leider ist das Problem durch die ästhetischen Ausschlüsse jedoch noch bei weitem nicht vollständig beschreiben. Weitere unvermeidliche Ausschlüsse geschehen aufgrund des Alters: in einer Gemeinde von Senioren wird der oder die eine Jugendliche nie wirklich zu Hause

sein. Auch Alterskohorten finden nur da einen Anschluss, wo viele Vertreter ihrer Kohorte anwesend sind und den Stil prägen. Nahezu alle Gemeinden aber sind überaltert. Die Bistümer versuchen deshalb mit Jugendkirchen gegen zu steuern. Nicht selten sehen sich inzwischen Männer aus der konkreten Gestalt der Beteiligung ausgeschlossen, weil Stil und Angebotsstruktur gemeindlicher Aktivitäten weitgehend von Frauen getragen und damit notwendig auch ästhetisch bestimmt sind. Die Männerseelsorge der Bistümer, die eigentlich schon tot schien, erlebt nicht umsonst gerade eine Renaissance. Soziale Schicht, Bildung und Einkommen, politische Einstellung, Herkunft, familiäre Solidaritäten, Dialekt, Denkgewohnheiten und intellektuelle Präferenzen... tun ein weiteres. Viele dieser Kriterien doppeln und verstärken sich gegenseitig. So kommt es oft zu einer Kumulation von drei, vier Ausschlussmechanismen auf eine einzige Person.

Der umfassendste Ausschluss jedoch ist die Stil- und Bedürfnisdifferenz zwischen denen, die in den Glauben sozialisiert wurden und denen, die aufgrund initiierender Prozesse zum Glauben gekommen sind. Weit über 90% aller Pfarrgemeinden und auch aller Hauptamtlichen in der Pastoral sind durch Sozialisation geprägt – und damit für Initiierte nur schwer anschlussfähig. Damit läuft alle missionarische Anstrengung in die Leere. Sozialisation ist ein guter Weg, Christ zu werden und zu bleiben. Es ist keine Schuld, sozialisiert zu sein. Es ist aber auch praktisch nie die Schuld der Betroffenen nicht sozialisiert worden zu sein. In vielen Gegenden Deutschlands haben über 90% der Katholik/innen nur noch die Chance über Initiation zum Glauben zu kommen. Eine Sozialisation hat nicht stattgefunden und ist nicht nachholbar. Es ist nicht ihre Schuld, aber ihr Problem, wenn nur Gemeinden von Sozialisierten auffindbar sind. Sie werden dort nicht geistlich satt und zugleich fühlen sich die anderen auch noch durch ihre Fragen und Entscheidungen provoziert.

Durch die Reflexion auf diese Ausschlüsse werden jenseits der Normalitätsvermutung der gemeindlich schon gebundenen Christen die „Pflanzstücke“ für neue, andere, initiierende, ästhetisch differente... Gemeinden sichtbar. Vor Ort ist dieser Prozess jederzeit konkretisierbar und wird umgehend zur Wahrnehmung riesiger, offengelassener Pastoralfelder führen. Fremdwahrnehmung abzurufen, also Menschen zu befragen, die nicht gemeindlich gebunden sind, kann diesen Prozess erheblich beschleunigen. Lokale politische Repräsentanten, Mitarbeiter von Caritas und Sozialwerken der Kommunen, Vereinsvorsitzende.. überall gibt es sehr viele Menschen, die einen klaren Blick beisteuern können und beisteuern werden, wo Ekklesien fehlen.

Weltkirchlich ist es schon immer so, aber auch in Deutschland entsteht seit einigen Jahren noch ein weiterer Ausschlussmechanismus. Wer am falschen Ort wohnt, hat es schwer, sich kirchlich-gemeindlich zu beteiligen. Schon seit den Zeiten der ersten Mitverwaltungen von Pfarreien gibt es, gegen alle Bemühungen der Priester und Hauptamtlichen faktisch Orte erster pastoraler Dichte und Orte zweiter Dichte. Durch die derzeitige Fusions-, Verbund- oder pastorale Großraumstrategie, wie sie alle Diözesen unter dem Druck von schwindenden Ressourcen und Demographie auf den Weg bringen, verschärft sich diese Teilung weiter. Es wird Zentralorte, Pfarrorte, Orte mit größerer räumlicher Nähe zu Priestern und Hauptamtlichen geben, Orte mit renoviertem und gepflegtem Kirchgebäude und viele andere Orte. Alle Diözesen wollen natürlich das kirchliche Leben auch an den anderen Orten bewahren und fördern. Hoffentlich wird dies oft gelingen. Realistisch betrachtet wird es aber eine ganze Reihe Orte geben, an denen nicht genug Potential ist, um ein strukturiertes kirchliches Leben jenseits eines Gottesdienstes alle paar Wochen aufrecht zu erhalten. Wer dort wohnt, kann in die Nachbarorte fahren, oder er findet sich faktisch ausgeschlossen.

Zum Leidwesen aller pastoralen Planer der letzten 20 Jahre geschieht etwas nicht oder jedenfalls nicht flächendeckend, was scheinbar so einfach wäre. Die Menschen fahren für alle ihre Bedürfnisse an qualifizierte Orte. Alle Überzeugungsversuche, es auch für Gottesdienst und pastorale Aktivitäten zu tun, sind aber auf taube Ohren gestoßen. Die weitaus größte Zahl der zuvor gemeindlich gebundenen Katholiken nutzt den Abschied des Pfarrers vom Ort, die Verlegung der regelmäßigen Sonntagsmesse und das Ausdünnen des lokalen pastoralen Angebots, um sich aus einer regelmäßigen Praxis zu verabschieden. Wahrgenommen wird noch eine ganze Zeit lang, was am Ort angeboten wird, aber auch diese Praxis nimmt über Jahre hin deutlich ab. Der Rückzug der organisierten Kirche in ihren zentralen Symbolen vom Ort wird als Ausschluss erlebt, auch wenn alle pastoralen Anstrengungen versuchen, das Gegenteil zu leben. Der Ausschluss wäre nicht nötig, er ist auch nirgends beabsichtigt, aber er wirkt dennoch.

## 8.2. Neugründung

Die Einsicht, dass es Menschen gibt, die nicht durch die bisherigen Angebote, Strukturen, und Personen der Pastoral erreicht werden, ist natürlich keineswegs neu. Zwar gab es immer auch eine Art Selbstimmunisierung, die allen, die sich nicht engagieren, mangelndes Interesse, Gleichgültigkeit oder Bosheit unterstellte, die meisten Verantwortungsträger von den Pfarrgemeinderäten bis in die Planungsstäbe der Generalvikariate aber wollten immer schon die Grenzen öffnen, Kirche, Gemeinde und Gottesdienst anschlussfähig machen. Bei aller Hochachtung für die vielen Initiativen, Publikationen und das vorbildliche Engagement so vieler Menschen, lässt sich eine Konstante dennoch nicht verhehlen. In der Breite setzten diese Versuche voraus, dass „das, was den Menschen zugänglich gemacht werden sollte“ schon da, bekannt und fertig ist. Implizit atmen diese vielfältigen Initiativen eine Gewissheit darüber, was Glaube, Kirche, Gemeinde, Gebet, Gottesdienst... ist. Meist sind sie zudem von einer Ordnungsgestalt des Glaubens geprägt: Glaube, der Orientierung gibt, der in festen Rhythmen, an geeigneten Orten, in bewährten Formen gelebt wird. Diese Ordnung hilft denen, die in ihr leben, zu glauben. So legt es sich selbstverständlich nahe, anderen Menschen die gleiche Ordnung anbieten zu wollen.

Am eindrücklichsten lässt sich das an die unzähligen Publikationen zeigen, die den Ablauf und die Bedeutung der Eucharistiefeier erschließen wollen. Spirituelle Hochschätzung der Eucharistie, faktische Monopolstellung der Eucharistiefeier am Sonntag, maximale Normierung des Ablaufes – und zugleich die Einsicht, wie komplex und sprachlich, wie semantisch schwer anschlussfähig die Eucharistiefeier ist, prägen, diese Versuche, Unvertrauten ein Zugang schaffen zu wollen. Das „Produkt“ Eucharistiefeier ist fertig. Es ist partizipativer Umgestaltung praktisch entzogen. Es ist das absolute Premiumprodukt und für das Selbstverständnis katholischer Kirche ebenso zentral, wie unverzichtbar. Aber es verkauft sich schlecht in Deutschland. Da legen sich einladende, erklärende Maßnahmen unbedingt nahe.

In Abstufungen wirkt der gleiche Mechanismus für ganz viele Elemente. Katholischer Glaube ist, so scheint es zumindest, ein hoch normiertes, eindeutig definiertes Gesamt. Zwar kann niemand sagen, was es genau ist, aber gefühlt, gehört einiges dazu und anderes nicht. Die Katechismen versuchen die Lücke zwischen tatsächlichem Glaubenswissen und dem Gefühl der Eindeutigkeit zu schließen, in dem sie Einfachheit und Beantwortbarkeit aller Fragen suggerieren. In gleicher Weise wissen „alle“, was Kirche und was Gemeinde ist. Zwar hält auch da das „Wissen“ kritischen Rückfragen in der Regel nicht lange stand, aber das Gefühl, über etwas Klares, Fertiges, Gutes zu verfügen, kommt dadurch nicht ins Wanken.

So wirken diese Versuche, wie die Pflege eines Obstbaumes. Da wird beschnitten, gedüngt, gegen Schädlinge geschützt, ausgegeizt... auf dass der alte Baum auch weiter viele, gute, attraktive Früchte bringe. Keine Frage, dass das gut und sinnvoll, ja sogar unverzichtbar ist. Aber der Weg der Neugründung ist eine andere Tätigkeit. Es geht jetzt um Säen, Setzlinge stecken, Pflanzen. Etwas Neues soll wachsen, etwas, was es so noch nicht gab. Etwas, was vielleicht nur eine Saison besteht, seine Frucht bringt und darin Samen für eine erneute Neugründung im nächsten Jahr. Ackerbau statt Obstplantage.

Neugründung ist Paradigmenwechsel. Neugründung verlässt die Denk- und Lebensgewohnheiten. Was Glaube ist, wie Gott handelt, wie der Geist die Kirche leitet, was Gemeinde ist und wie Nachfolgegemeinschaft Jesu lebt... gilt nicht länger als Wissens-Besitz, derer die es durch Studium, Sozialisation oder Engagement gelernt haben. Das heißt natürlich nicht, dass ein völlig neuer Glaube entstehen könnte, eine ganz andere Kirche, eine neue Eucharistiefeier. Kirche ist Tradition, lebt aus der Heiligen Schrift, ist von ihrem Herrn gebunden. Aber das Eigene wird nicht als „fertiger Besitz“ gedacht, sondern als Beitrag zu einem unabschließbaren Prozess der Kommunikation, aus dem je neu eine Communion erwächst, die sich in ihrer zeit- und kulturbedingten Weise in die Tradition stellt. Dieser Prozess ist nicht nur unabschließbar, sondern auch ergebnisoffen. Ergebnisoffen, weil partizipativ und dialogisch angelegt: jeder der neu zum Glauben kommt, der sich neu in eine Ekklesie einbindet, gibt der Kirche eine neue Gestalt, die es so noch nie gab, weil der Glaube noch nie mit diesem Lebensentwurf, dieser individuellen Persönlichkeit verbunden war. Communion ist ein Fließgleichgewicht, das hypersensibel auf jede noch so kleine Veränderung in den Rahmenbedingungen und in den Beteiligungsformen reagiert. Kirche, Gemeinde, Gemeinschaft, Ekklesie ist dann Bewegung, Dynamik, Geschehen, besser mit Verben, denn mit Substantiven zu beschreiben.

Das klingt nach Relativismus: Jeder nach seiner Façon, die Glaubens-Bricolage wird vom Problem der Kirche zu ihrem Konstruktionsprinzip geadelt. Tatsächlich löst dieser Ansatz die Spaltung in Glaubens-Besitzende und Glaubens-Besitzlose, in Kerngemeinde und Randsiedler auf. Das Ergebnis des kommunikativen Prozesses ist dabei offen, aber nicht relativistisch. Mit im Gespräch sind nämlich erhebliche Schwergewichte: Die Heilige Schrift, die Tradition und Lebensordnung der Kirche, die wissenschaftliche Theologie, die Glaubenserfahrung derer, die schon länger den Glaubensweg gehen, die spirituelle und mystische Geschichte der Kirche, die milliardenschwere Communion der Glaubenden in ihrem gemeinsamen Lehramt, dem *sensus fidelium*, das ordentliche Lehramt des Diözesanbischofs und das außerordentliche Lehramt der Konzilien und des Papstes. Sie alle sind Gesprächspartner im Dialoggeschehen des Glaubens. Glaube als kommunikatives Geschehen wandelt beide, die Kirche und den Konvertiten – aber in langsamen, wertebewahrenden Bewegungen. „Metanoite – kehrt um!“ ist nicht ein einmaliger Aufruf, den alle, die schon Kirche bilden, hinter sich haben. Der Umkehrruf richtet sich ständig an alle, Glaubende und Noch-nicht-Glaubende – und er trifft sie in ihrer Existenz.

Glauben und Kirche können, jenseits allen Dialogs mit Menschen, die neu suchen und den Glauben in neuen Formen leben wollen, schon deshalb nie abgeschlossen sein, nie Besitzstand werden, weil Gott selbst im Zentrum steht. Kirche ist Geschehen des Heiligen Geistes, Glaube ist Gnade, die Wahrheit ist eine Person: Jesus Christus. Und dieser dreieine Gott ist unabschließbare, stets neue Bewegung, ist Beziehungsgeschehen und Dynamik, ist transzendent und unauslotbar, ist überraschend und bleibend allem noch so gelehrten Zugriff entzogen. Neugründung setzt letztlich das Bekenntnis voraus, Gott nicht zu besitzen, ihn nicht zu kennen, ihn nicht beherrschen zu können und zu wollen. Wer Gott ist, wissen wir nicht.

Was sein Wille ist, ist ein Geheimnis, dem wir uns immer wieder neu anvertrauen müssen. „Der Geist weht wo er will“ und die Glaubenden „werden von oben neu geboren“ (Joh 3,7f). Zum Glauben kommen, heißt neue Schöpfung werden, eine Schöpfung, die nach anderen Gesetzen lebt, und die nicht mit den Mitteln dieser Welt beherrschbar ist.

Neugründung setzt dieses Eingeständnis, Gott nicht zu haben, selbst auch „nur“ im Modus des Suchens zu glauben, voraus. Neugründung ist damit immer und unabhängig von einer möglichen Ausrichtung an einer geistlichen Tradition ein spirituelles Geschehen. Neugründung setzt auf den unverfügbaren Spiritus – den Geist Gottes. Neugründung, Pflanzung ist Geistgeschehen, nicht wirklich planbar, ergebnisoffen, geführt von einer anderen Kraft als die planerische Vernunft der Engagierten. Der Geist Gottes setzt eine Bewegung in Gang, gibt Charismen, verbindet mit der Sendung und den Geheimnissen des Lebens Jesu, führt in die Gemeinschaft mit Gott und der Kirche – und die Menschen, die sich seinem Wirken anvertrauen suchen, bemühen sich geeignete Rahmenbedingungen und eine ekklesielle Infrastruktur zu schaffen, damit diese geistliche Bewegung mehr Wirklichkeit werden kann. Eine Ekklesie wird gegründet, damit Menschen leichter, tiefer, existentieller in ihrer Gottesbeziehung leben können. Folglich muss auch die Ekklesie von dieser Beziehung geprägt und auf sie hin ausgerichtet sein. Mit scholastischem Vokabular gesagt ist die Gottesbeziehung das Formprinzip der Gemeinde.

Damit sind die Fähigkeiten und Vollzüge, die gebraucht werden, um eine Gemeinde zu gründen, auch eindeutig von den Fähigkeiten zu unterscheiden, die gebraucht werden um eine Firma oder einen Verein zu gründen. Diese Fähigkeiten, menschliches Miteinander zu etablieren, zielorientiert zu arbeiten, Partizipation zu organisieren, braucht es auch – und eine große Achtsamkeit auf die Bewegungen des Geistes und die Bereitschaft, damit zu rechnen, dass er konkret und zielgerichtet in die Prozesse eingreift. Eine Ekklesie neu zu gründen, heißt sich neu auf die führende Rolle des Geistes Gottes einzulassen.

Die Ekklesie ist zutiefst und zuerst ein Geistgeschehen und nicht das Ergebnis pastoraler Planung allein. Damit ist natürlich kein Quietismus gemeint, der abwartet, was Gott wohl ohne Zutun der Menschen auf den Weg bringen wird. Innerhalb der Zustimmung, in ein Geistgeschehen hineingenommen zu werden, haben alle planerischen und pastoralen Anstrengungen ihren guten Sinn und unverzichtbare Bedeutung. Sie sind Möglichkeiten, wie Christinnen und Christen sich gegenseitig stützen und helfen, wie sie miteinander einen Bauplan einer Ekklesie erstellen und ihn dann nach und nach mit Leben zu füllen versuchen. So braucht die Gründung einer Ekklesie also alle Klugheit, pastorale Erfahrung, planerische Kühnheit und darüber hinaus ein gut entwickeltes Gespür für die Gottesbeziehung und für das Wirken des Heiligen Geistes. Achtsamkeit, Unterscheidung der Geister, Bereitschaft sich überraschen zu lassen, eine Weitherzigkeit auf Gott hin gehören zu den zentralen Tugenden von Menschen, die sich für Gründung einer Ekklesie einsetzen. Die eigene Gottesbeziehung der Gründenden ist deshalb von grundlegender Bedeutung. Erst durch diese Beziehung, durch ihr intensives geistliches Leben, durch das gelebte Evangelium und ihr persönliches Beten, wird ein Raum aufgespannt, in dem die neu gegründete Ekklesie als Ekklesia Jesu Christi wachsen und sich entwickeln kann. Erst aus dieser persönlichen geistlichen Verwurzelung der Gründenden heraus bekommt die Gottesbeziehung der Menschen und ihrer Ekklesie einen ganz eigenen Nährboden und Entwicklungsraum angeboten. In diesem Raum, auf diesem Nährboden, „gehalten“ von der Gottesbeziehung kann sich eine Ekklesie frei entwickeln. Ob auf diesem Boden und in diesem Raum dann tatsächlich etwas wächst und sich entwickelt aber ist Gnade und Wirken des Geistes. Gesät wird das Evangelium, nicht die Kirche, auch nicht eine Ekklesie. Gesät wird das Evangelium und aus der Kraft des Heiligen Geistes

wächst, so darf man hoffen, eine Ekklesie– „... und du weist nicht wie...“ (Mk 4,27-9. Wer also eine Ekklesie gründen will, muss zuerst in das eigene geistliche Leben, in die eigene Hinwendung zum Evangelium, und die seiner Mitstreiter/innen, investieren und erst dann planen, versammeln, Gespräche führen.

Gott nicht zu haben, Glauben suchen zu müssen, Kirche und Gestalt der Ekklesie nicht zu wissen, Achtsamkeit auf das Wirken des Heiligen Geistes einzuüben und in das eigene geistliche Leben zu investieren, bereitet auf eine Demut vor, wie sie Eltern eigen ist. Diese schaffen unter Einsatz ihrer ganzen Existenz die Lebensbedingungen für Menschen, ihre Kinder, die vielleicht anderen Werten folgen, in anderen Zeiten leben, andere Dinge wissen, ihr Leben anders einrichten werden – für Menschen, die für diesen Ganzeinsatz mehr oder weniger dankbar sein werden, die aber jedenfalls nie eine Kopie und Weiterführung des Lebens ihrer Eltern sein können und wollen. So wie in der Kindererziehung Menschen ermächtigt und frei gesetzt werden, ein eigenes Leben zu führen, entstehen auch bei der Gründung einer Ekklesie eine Kirchengestalt, die vielleicht anderer Logik folgen wird, andere Herausforderungen an den Glauben meistern muss, eine andere Sprache spricht, anders feiert... als es den Gründenden für sich selbst wichtig ist und wie sie es den anderen ermöglichen wollten. Neu gegründete Ekklesien werden niemals Kopien, Abziehbilder, einfache Verheutigungen oder Selbstexporte der gründenden Pfarrgemeinde, Ekklesie oder Gruppe in andere Milieubedingungen und andere Menschengruppen sein.

Wirkliche Neugründung verlangt den Verzicht auf das „Wissen“ um den richtigen Weg, um die guten Lösungen, die angemessenen Strukturen und Ausdrucksformen. Es ist aber nicht wirklich ein Verzicht. Es ist das Eingeständnis und die Erfahrung, dass der Geist Gottes Größeres, Lebendigeres vermag, als sich die Gründer je ausdenken könnten. Neugegründete Ekklesien werden Kirchengestalten sein, die sich vielleicht sogar im Streit von ihren „Müttern“, von ihren Gründern und von denen, die ihre ersten Jahre beschützt haben, trennen werden. Ekklesien neu zu gründen ist, wie das Eltern-sein, eine Weise in die selbstlose Ganzhingabe Jesu einzuschwingen, eine Weise das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen in der Nachfolge Jesu Christi zu leben.

Neugründung folgt dabei den Bedingungen und Herausforderungen, wie sie für das interkulturelle Arbeiten oder für inkulturierende Mission beschrieben werden. Nur wer bereit ist, sich zur Kultur, in der er arbeiten will, zu bekehren, wird dauerhafte Früchte sehen. Entscheidend ist nicht der Ausgangspunkt, sondern die Bereitschaft, den Ort zu wechseln. Erst auf diese Weise kann die Gründung einer Ekklesie zu etwas werden, bei dem der Geist Gottes unter veränderten Bedingungen etwas ganz Neues schafft, um anderen Menschen an anderem Ort, zu anderer Zeit, in einer anderen Kultur, das zu ermöglichen, was die Gründer/innen schon getragen hat: eine Erfahrung von Nachfolgegemeinschaft Jesu Christi. Der gleiche Impuls, den Nachfolgeweg zu gehen, in die Sendung Christi einzuschwingen, sich gegenseitig im Glauben zu stützen und sich gemeinschaftlich zum Leib – zur Gegenwart - Christi wandeln zu lassen, wächst in anderen Formen, Strukturen, kulturellen und ästhetischen Prägungen, noch einmal neu heran. Neugründung von Ekklesien ist Ekklesiogenesis Kirchwerdung – von „unten her durch das Wirken des Geistes Gottes. Eine Ekklesie, Kirche wächst in den Seelen heran (Guardini), wächst aber zu den Bedingungen der Menschen, aus denen sie entsteht, wächst zu neuer, unbekannter Blüte und bringt neue, ungekannte Früchte.

### 8.3. Orte

Neue Ekklesien entstehen also da, wo Menschen gemeinsam auf den Geist Gottes vertrauen, der wachsen lässt, was sie versuchen, zu säen. Neue Ekklesien entstehen da, wo Menschen ihre eigene Gottesbeziehung miteinander pflegen und so einen Pflanzgrund für andere Christen schaffen. Neue Ekklesien entstehen da, wo einige Christen den eigenen Weg verlassen und in der Nachfolge Jesu eine Kehre machen und neue Wege unter die Füße nehmen. Neue Ekklesien als kommunikative Praxis um Jesus Christus entstehen aus kommunikativer Praxis um Jesus Christus. Dies sei nochmals vorausgeschickt, damit sich bei den folgenden Überlegungen keine technischer Eindruck einschleicht

Grundsätzlich ist sodann zu unterscheiden, ob die Gründung einer neuen Ekklesie von einer schon bestehenden kirchlichen Lebensgestalt ausgeht, oder ob Menschen ganz neu zusammenkommen und „ex nihilo“, dort wo zuvor Kirche nicht war, eine Ekklesie versuchen. Beide Möglichkeiten haben ihre spezifischen Chancen und Probleme. Typischer, sortenreiner ist eine Neugründung wohl dort zu beschreiben, wo eine komplette Neuintiative Raum greift. Praktisch dürfte das jedoch in unserem immer noch spät-christentümlich geprägten Land mit seiner Vielzahl kirchlicher Orte und Initiativen, der weitaus seltenere Weg sein. Häufiger wird eine Neugründung von einem bestehenden Angebot ihren Ausgangspunkt nehmen und damit zwangsläufig aus Neuem und Altem gemischt sein.

8.3.1. Ein denkbarer Ausgangspunkt für die Gründung einer Ekklesie sind kirchliche Lebensäußerungen, die bisher nicht explizit gemeindlichen Charakter haben. An geistlichen Zentren, im Umfeld von Ordensgemeinschaften, an Orten der Caritas, in den Kirchlichen Bewegungen, an Wallfahrtsorten, in Bildungseinrichtungen, im Religionsunterricht... treffen Christinnen und Christen aufeinander. Meist treffen sie sich zu einem klar abgegrenzten Zweck: Exerzitien, ein Pilgertagesdienst, eine soziale Aktion, eine Seminarreihe... und, was die geistliche Qualität angeht, oft eher in einer gemeinsam rezeptiven Haltung. Sie empfangen etwas, bei aller in der Regel erwünschten Beteiligung, was andere für Sie vorbereitet haben. Sie treten in einen geistlichen Raum ein, der vorstrukturiert ist, der bereits von einer Person oder einer Gemeinschaft bewohnt wird. Sie beteiligen sich an einer „geführten“ Aktion. Sie vertrauen sich Fachleuten an.

Damit keine Missverständnisse aufkommen. Alle diese Angebote, Initiativen, Treffen, Aktionen... haben ihren Sinn und ihre Berechtigung. Keine muss in eine Ekklesie überführt werden, um vollgültig Kirche zu sein. Rezeptiv strukturierte Angebote haben alles Recht und sind für viele Situationen und Menschen das Mittel der Wahl. Gemeinden sind nur ein Weg, Nachfolge Jesu Christi zu leben und Neugründung von Ekklesien ist von diesem einen Weg wieder nur ein Teil.

Nicht selten jedoch umfassen diese insgesamt eher rezeptiv angelegten Veranstaltungen, jedoch kommunikative Elemente. Glaubenskurse unterbrechen den Vortrag und laden zum Gespräch untereinander ein, für Gottesdienste werden Vorbereitungsgruppen gebildet, Exerzitien laden in die persönliche Aneignung und die betend-kommunikative Hinwendung zu Jesus Christus, Seminare werden als gemeinsamer Lernweg gestaltet, eine entdeckende Pädagogik hat im Religionsunterricht Einzug gehalten... An vielen Stellen ist die Lehre, der Impuls von außen, der Text der Heiligen Schrift, das geworden, was sie eigentlich sein wollen: Anstoß für die persönliche Aneignung, Ausgangspunkt für die Suchbewegung, Wegweiser für den gemeinsamen, kommunikativen Weg. So sind an solchen Orten auch Treffen entstanden, die ausschließlich oder doch sehr überwiegend geistlich-kommunikativen Charakter haben: Wort des Lebens-Kreise der Fokolarbewegung, Erfahrungsaustausch auf

Exerzitien-im-Alltag-Wegen, BibelTeilen, Predigtgespräche... Kommunikative Prozesse, die all den gruppenspezifischen Regeln kommunikativer Gruppen folgen und sich dennoch durch ihren Fokus, ihre Dominante, ihren Horizont, ihr Thema... von anderen Gesprächssituationen unterscheiden. Es sind kommunikative Prozesse um Jesus Christus, um sein Evangelium, um seine/unsere Sendung für die Welt herum. Und es wachsen daraus oft auch kommunikative Prozesse mit Jesus Christus, denn diese Gespräche untereinander drängen in das betende Gespräch mit dem Herrn, über den und dessen Anliegen zuvor gesprochen wurde.

Dort, wo in rezeptiven Veranstaltungen „um Jesus Christus herum“ kommunikative Prozesse eingebettet werden, dort umso mehr, wo die Kommunikation um den Herrn und mit dem Herrn im Mittelpunkt steht und rezeptive Elemente als Hilfe und Anlass hinzutreten, machen Menschen die Erfahrung, dass ihr Glaube wirklicher wird. Indem sie miteinander und indem sie einzeln oder gemeinsam betend „mit Gott sprechen“, wird, was sie glauben, nicht nur plausibler, sondern „dichter“, „realer“, präsentischer. Was kein Wunder ist und auch nicht nur ein einfacher psychologischer Effekt, sondern Ausdruck und Ergebnis der Präsenz Christi, wo immer zwei oder drei oder zwanzig oder dreißig in seinem Namen versammelt sind. In der Gotteserfahrung der Mitchristin „wohnen“ zu dürfen, mit dem Mitchristen den Glauben zu teilen, gemeinsam vor dem Herrn zu stehen und in seiner Gegenwart zu leben, das sind oft die stärksten Erfahrungen, die den Glauben nähren. Sie bereiten den Weg für einen Glauben, der (auch) aus Beziehung lebt, der (auch) Beziehung ist. Und sie bereiten den Weg für die Ekklesia Jesu Christi. Wo Kommunikation um Jesus Christus schon gelebt wird, und wo diese Kommunikation positiv, glaubens- und lebensstützend erlebt wird, da kann, muss aber nicht der Weg der Gründung einer Ekklesie beginnen.

Die Gründung einer Ekklesie, die von einem konkreten Ort, einer Person, einem Angebot, einer geteilten Erfahrung, einem tradierten und gelebten Charisma... ausgeht, wird immer die „Gesichtszüge“, die spezifischen Ausdrucksformen, den Ausgangsort oder die Personen, in sich tragen. Eine Ekklesie, die aus einem „besonderen“ Gottesdienst wächst, wird eine andere Gestalt ausprägen, als eine Ekklesie, die aus einem Glaubensgesprächskreis entsteht, und diese wiederum anders, als eine Ekklesie, die sich aus dem Charisma und Apostolat einer verfassten Kirchlichen Bewegung bildet. Sie werden andere Strukturen ausbilden: Bruderschaft, Fangemeinde, Freunde im Herrn, Pilgergruppe... Aber sie werden alle einen Klärungsprozess durchlaufen müssen, was sie von der oder den Gruppen vorher unterscheidet, was sie zu einer Ekklesie macht, wie das Wort Gottes in ihnen eine zentrale Rolle spielen kann, wie und wo und wann sie miteinander Gottesdienst feiern, geschwisterlich füreinander und für andere eintreten, den Glauben verkünden.

Ekklesien sind kommunikative Prozesse und entstehen durch kommunikative Prozesse. Erst wenn diese kommunikativen Klärungsprozesse zu einem gewissen Abschluss gekommen sind, kann von einer Ekklesie im Sinne eines kirchlich-pastoralen Subjekts gesprochen werden. Aber auch die Klärung, dass eine Ekklesie zu gründen, nicht ansteht, ist ein sinnvolles Ergebnis, denn auch Glaubensgruppen, Aktionsbündnisse, Wallfahrtsgottesdienste... sind sinnvolles, gutes, hilfreiches Geschehen von Kirche.

8.3.2. Noch einmal anders sind die Startbedingungen im Umfeld der klassischen kategorialen Seelsorge. Hier ist eine Gemeindegewinnung oft schon weit fortgeschritten, auch wenn die Prozesse nie mit diesem Etikett belegt wurden. Im Gefängnis gibt es ganz selbstverständlich eine „Gemeinde“, an vielen Krankenhauskapellen findet sich eine treue Gemeinschaft ein, die Telefonseelsorger/innen verstehen sich untereinander oft als Seelsorge-Gemeinschaft,

Urlauberseelsorge bildet eine zeitlich eng begrenzte Gemeinde im ständigen personellen Wandel, an den Hochschulen heißen die Vergemeinschaftungen sogar ganz offiziell Gemeinde...

Das Problem der Gründung einer Ekklesie stellt sich deshalb hier genau umgekehrt dar. Nun sind es nicht die gemeinsamen kommunikativen Prozesse, die schon an den Orten angelegt sind und nach einer gemeindlichen Infrastruktur rufen, sondern es ist die existierende Infrastruktur, die die Frage nach gemeinsamen kommunikativen Prozessen um Jesus Christus stellt. Kategorialseelsorge ist einerseits ganz zentral Glaubenskommunikation, meist aber nur im Einzelkontakt. Andererseits sind die Gruppensituationen, Gottesdienste, Angebote... oft eher religionsrezeptiv angelegt. Entsprechend sind die Lebensäußerungen von Kirche im Feld der Kategorialseelsorge ganz wesentlich von der Tätigkeit von Hauptamtlichen abhängig. Eine spirituelle Selbstorganisation der Getauften in kommunikativen Prozessen ist wenig im Blick, manchmal sogar durch die Rahmenbedingungen ernstlich behindert – etwa im Gefängnis. Gerade aber Erfahrungen mit Glaubensgruppen in Gefängnissen zeigen, dass es sehr möglich und fruchtbar ist, in der Kategorialseelsorge auf Austausch, Gespräch und spirituelle Selbstsorge zu setzen.

Soll sich in einem kategorialen Seelorgefeld eine Ekklesie entstehen so braucht es einen Übergang von einer religionsrezeptiven Haltung zu einem glaubenskommunikativen Verhalten. Dieser Übergang erfordert eine echte Bekehrung. Die Bekehrung muss sowohl die Hauptamtlichen in der kategorialen Seelsorge erfassen, deren Auftrag es bisher ist, Angebote bereit zu stellen, als auch die Getauften, die sich mit ihrem eigenen glaubens kreativen Potential erst anfreunden müssen. Diese notwendige Bekehrung lässt sich an der kategorialen Seelsorge mit ihrer starken Prägung durch hauptamtliche Tätigkeit leichter zeigen, trifft aber alle Seelsorgebereiche und die ganze Kirche. Es ist letztlich die praktisch umgesetzte Bekehrung zu einem Glauben an den Geist Gottes, der in allen Getauften aktiv ist und zu jeder Zeit glaubens kreativ am Werk ist. Es ist der Geist Gottes, der aus allen spricht, die sich auf die Suche nach ihrem Glauben gemacht haben. Er ist es, der den Austausch über Erfahrungen auf dem spirituellen Suchweg zu einem zentralen Geschehen der Nachfolge Christi werden lässt.

Aber Glaube ist ein Weg. Christen heißen von Anfang an die „Anhänger des Weges“ (Apg 9,2). Die Fähigkeit zu glaubenskommunikativen Beiträgen beginnt nicht erst mit einem, wie auch immer definierten, Status an Erfahrung, Wissen und Sprachfähigkeit. Um in die kommunikativen Prozesse um Jesus Christus herum einsteigen zu können, die das Herz einer potentiellen einer Ekklesie darstellen, muss jemand nicht schon etwas Besonderes können oder wissen. Glaubenskreative Kommunikation ist nicht das Privileg einiger „Wissender“, „Gelernter“, „Beauftragter“, sondern der Grundselbstvollzug des ganzen Gottesvolkes und aller seiner Glieder. Die Frage ist also nicht, ob und ab wann jemand mitreden kann, sondern ob er oder sie bereit ist, sich auf den Such-Weg des Glaubens mit anderen zusammen einzulassen. Die innere Bewegung ist die einzige Voraussetzung. Christsein ist nachfolgen wollen. Der Weg und die Bereitschaft zum Gehen, zur Entwicklung und Reifung, zum Suchen, Probieren, Finden und Scheitern, zum Wagnis und zum Sich-korrigieren-lassen ist Christsein, nicht irgendwelche Ergebnisse, Zertifikate, Status, Würden... Wie weit jeder Einzelne auf dem Nachfolgeweg zur je größeren Christusnähe ist oder je kommen wird, ist dabei zweitrangig. Das hängt von seinem persönlichen Charisma, seiner Lebenssituation, seinem Potential – und ganz wesentlich von der Gnade Gottes selbst – ab. Die Gründung einer

Ekklesie braucht keine spirituellen Hochseilartisten, sondern Menschen, die sich miteinander auf den Weg des Glaubens machen wollen – kommunikativ, nicht rezeptiv; selbstorganisiert und selbstsorgend, erwachsen und auf je größere geistliche Mündigkeit hin.

Gründung einer Ekklesie, gerade im Feld der kategorialen Seelsorge, braucht darüber hinaus die Bereitschaft, den gemeinschaftlichen Raum für den glaubens kreativen Dialog freizugeben. Kategoriale Seelsorge ist immer schon dialogisch-kommunikatives Geschehen und damit prädestiniert für kommunikative Prozesse auch in möglichen Vergemeinschaftungen. Vielleicht braucht kategoriale Seelsorge jedoch noch mehr als andere Seelsorgefelder die Initiative, den Anstoß und das Beiseite-Stehen der Hauptamtlichen. Schließlich wendet sich kategoriale Seelsorge an Menschen, deren aktuelle Selbstwahrnehmung stark davon geprägt ist, sich in wichtigen Lebensbereichen gerade nicht selbst helfen, nicht selbst sorgen, nicht selbst organisieren zu können. Gegen dieses „Klienten-/Patientengefühl“ arbeitet die kategoriale Seelsorge in ihrer glaubens kreativen Einzelseelsorge ständig an. So legt es sich mehr als nahe, auch für die Gründung einer Ekklesie im Umfeld auf dieses eigene innerste Seelsorgeprinzip zu setzen.

8.3.3 Der vielleicht vielversprechendste Ausgangsort für die Gründung von Ekklesien könnten Schulen sein. Moderner Religionsunterricht hat bereits hohe Anteile potentiell glaubens kreativer Kommunikation. Reformpädagogische Ansätze fördern seit Jahren die Selbstorganisation und Selbstsorge der Schüler/innen beim Lernen. Schüler/innen sind in der Regel sehr bereit, Ideen, Herausforderungen, Riten... intensiv aufzugreifen, die authentisch sind und einen Beitrag zur eigenen Individuation und Identitätsbildung leisten könnten. Religion, wenn auch zumeist nicht in der kirchlich normierten Gestalt, ist ein ganz großes, existentielles Thema für Kinder und Jugendliche.

Zugleich ist Schule ein ganz grundsätzlich gemeinschaftlich strukturierter Raum und Schüler/innen sind es gewohnt, gemeinschaftliche Settings für ihre persönliche Entwicklung zu nutzen. Auch ist Schule eine eindeutige „Nachbarschaft“, eine geteilte Lebenswelt, ein Ort möglicher Solidarität, ein Ort, der nach dem Engagement von Christ/innen ruft. Die „Nachbarschaft“ bezieht in deutlich abgestufter Weise auch Eltern, Geschwisterkinder, Großeltern... mit ein.

Allerdings unterliegt der Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach an öffentlichen Schulen einer klaren Begrenzung. Er muss so gestaltet sein, dass er von der persönlichen Gläubigkeit, dem konkreten Vollzug religiöser Praktiken und dem Bekenntnis des/der Schüler/in unabhängig ist. Religionsunterricht ist nicht Katechese. Darüber hinaus hängt der Religionsunterricht für viele Schüler/innen und für nicht wenige Lehrer/innen quasi „in der Luft“, da er eigentlich eine Praxis voraussetzt, die er nicht selbst schaffen kann. Diese Praxis einer selbstverständlich in gemeindlich-christliche Bezüge sozialisierten Mehrheit der Schüler/innen existiert so jedoch nicht mehr. So ist der Religionsunterricht oft dazu verdammt, über etwas zu sprechen, von dem es unter den Schülern/innen keine wirkliche Anschauung gibt. Eine Vernetzung mit gemeindlichen Kontexten an den Wohnorten findet in aller Regel nicht statt. Es gibt an vielen Orten nur geringe Überschneidungen zwischen der Sonntagsgottesdienstgemeinde und den Schülern, die den Religionsunterricht besuchen. Auch sind nur wenige Pfarrgemeinden darauf eingerichtet, den Kontakt zu den Schulen und den Schülerinnen aktiv zu suchen und zu gestalten. Aufweichungen dieser faktischen Dichotomie sind allerdings vor allem im Bereich der betreuenden Ganztagschule längst schon auf dem Weg.

Umso mehr macht es Sinn, die Gründung und Entwicklung von Ekklesien an Schulen zu denken. Eigenständige Ekklesien von Schüler/innen – evtl. mit Lehrer/innen, Eltern... - haben die Chance, nach den Bedingungen und den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen zu funktionieren. Es könnten echte Neugründungen sein und eben keine Fortsetzungen der Erwachsenen-Gemeinden im Jugendbereich. Es könnten Ekklesien entstehen, in denen beispielsweise jugendgemäße liturgische Formen der Normalfall sind, in denen ab und an eine Oase für die Bedürfnisse der „mitgebrachten“ Erwachsenen eingerichtet wird. Es könnten Ekklesien entstehen, deren Glaubenskommunikation von der Radikalität und der Bereitschaft zur existentiellen Auseinandersetzung von Jugendlichen geprägt wird. Im Kontakt mit Schüler/innen kann sich niemand vor den schwierigen Fragen „Was bringt es?“ und „Wofür lohnt es?“ drücken. Das dürfte der Suchbewegung des Glaubens weit über den Bereich der Jugendlichen hinaus sehr gut tun.

Entscheidend wird sein, dass es gelingt in solchen Ekklesien die Kommunikation sehr eindeutig auf die Individuationsbemühungen der Jugendlichen hin auszurichten. Christlicher Glaube kann hier seine Stärke beispielhaft ausspielen: Die Fähigkeit, ergebnisoffene Prozesse zu stimulieren, die steile Dynamik des Geistgeschehens, der experimentelle Charakter jeder individuellen Glaubensaneignung, der komparativische Impuls des Glaubens hin auf ein „je mehr“, die radikale Ausrichtung an Jesus als eines einzigartigen Modell für das Leben, die Herausforderung zu Umkehr und existentieller Entschiedenheit, der Anspruch, ein ganzes Leben in seinen fundamentalen Optionen zu prägen... Bei Erwachsenen ist das alles durch ihre Lebensgeschichte, ihre bereits übernommenen Verantwortungen, auch durch die größere „Fallhöhe“ einer radikalen Umkehr, doch sehr abgedämpft. Schul- und andere Jugendekklesien können Stachel im Fleisch und kritischer Spiegel der Erwachsenenekklesien werden und sie gegen die stets lauende Gefahr der bürgerlichen Vereinnahmung des Glaubens stärken.

Mehr noch als bei anderen Gründungen von Ekklesien fällt im Schulbereich direkt ins Auge, dass die Ekklesien ständig wechselnde „Mitglieder“ kennen werden. Für dieses Schuljahr sind es diese Menschen... ist die maximale Perspektive. Schulekklesien werden einer hohen Fluktuation unterliegen und rasche Zyklen aus Aufschwung und Niedergang erleben. So kann an ihnen vielleicht exemplarisch studiert und gelernt werden, was alle Ekklesien erleben werden, was aber im Erwachsenenbereich durch die längeren Zeiträume schwerer zu beobachten ist. Das Feld möglicher Schulekklesien ist künftig mit großer Wahrscheinlichkeit das erste und beste Lernfeld für die prozessorientierte Begleitung von Gemeinden.

Schulekklesien sind primär Ekklesien von Schüler/innen, von ihnen partizipativ geprägt und gestaltet. Es wird jedoch unumgänglich sein, dass Erwachsene – Lehrer, Eltern, kirchliche Hauptamtliche... - sich selbstlos, das heißt unter Hintanstellen ihrer eigenen ästhetischen und spirituellen Bedürfnisse, für diese Ekklesien engagieren. Speziell die notwendigen Rahmenbedingungen von Schulekklesien – Räumlichkeiten, Aufsichtspflicht, Verwaltung finanzieller Mittel, Außenvertretung gegenüber staatlichen und kirchlichen Stellen... - werden ohne Erwachsene nicht zu bewältigen sein. Auch brauchen Jugendliche für ihre eigene Individuation immer wieder den mutigen Widerstand von Erwachsenen – jemanden der dagegen hält, an dem man sich reiben und abarbeiten kann, der aber auch einen weiteren Horizont und gereifere Erfahrung einbringen kann. In den Jugendverbänden gibt es gute Erfahrungen, wie Erwachsene wirkliche Begleiter und nicht „Bestimmer“ und Leiter von Aktivitäten Jugendlicher sein können. Gerade die Kurse zur Geistlichen Verbandsleitung in den Jugendverbänden haben hier wichtige Grundlagen gelegt, die unbedingt in die Gründung von Schulekklesien eingebracht werden sollten.

8.3.4. Eher skeptisch ist der Versuch zu beurteilen, aus einer bestehenden Pfarrgemeinde eine Ekklesie zu gründen. Diese Skepsis verstärkt sich, wenn das Ziel ist, dass die Ekklesie an die Stelle der Pfarrgemeinde treten soll. Der gleiche Ort, die gleichen Räume, die gleichen Menschen mit ihrer geteilten Geschichte – und dann eine ganz neue Weise, zusammen zu leben, den Glauben zu teilen, für andere da zu sein? Die Bedingungen für einen echten Neuanfang sind denkbar schlecht. Was nicht heißt, dass es unmöglich ist. Aber hier wird noch sichtbarer, was für alle Gründungen von Ekklesien richtig ist: dass ein Neuanfang eine längere, sorgfältige, schwierige, konfliktive Klärungsphase braucht.

Wenn Menschen, die bisher in einer eher religionsrezeptiv organisierten Pfarrgemeinde (oder einem anderen rezeptiven Lebensfeld von Kirche) ihren Glauben gelebt haben, umsteigen wollen in eine selbstorganisierte, kommunikative Praxis um Jesus Christus und sich damit die Chance geben wollen, dass ihr Zusammensein sich auf eine Ekklesie hin entwickelt, so handelt es sich um einen großen konversiven Prozess. Die Einzelnen müssen sich mit ihrer religiösen Biographie auseinandersetzen, ihre Bedürfnisse und Erwartungen klären, sich von den Annehmlichkeiten einer „kindlichen“ Versorgung mit Religion lösen, sich zum Risiko eigener, veröffentlichter Meinung in theologischen und spirituellen Fragen durchringen, die Geister unterscheiden, ihre Charismen entdecken und sich der Berufung anvertrauen, die dahinter sichtbar wird, eine Entscheidung treffen, die ein klares Vorher-Nachher markiert, Verantwortung im geistlichen Leben für sich und andere übernehmen, Vergebung üben und auf Versöhnung hoffen, in die Hingabe Jesu an die Welt und die Menschen hineinwachsen... Solche Prozesse von Einzelnen sind nicht so selten und können erfahrungsgemäß in halbwegs überschaubarer Zeit ablaufen. Glaubenskurse, vor allem aber die unterschiedlichen Formen von prozess- und personorientierten Exerzitien und die Geistliche Begleitung sind wichtige und erprobte Hilfsmittel auf solchen Entwicklungswegen.

Allerdings ist damit noch nicht genug getan. In gleicher Weise muss auch die Versammlung einen konversiven Prozess durchlaufen. Es ist nur scheinbar banal, dass das Ganze mehr ist als die Summe der Teile. Eine *Communio* ist eine eigenständige, quasi-personale Wirklichkeit, mit eigener Geschichte, mit Selbstbild, Lebensform, Optionen... So muss also auch die Versammlung als solche sich mit ihrer religiösen Biographie auseinander setzen, von der Rezeptionsorientierung verabschieden, öffentliche Meinungsbildung auf den Weg bringen, die Geister unterscheiden, über den Zweck des eigenen Daseins debattieren, Charisma und Berufung klären... und so eine klare, öffentliche und „einklagbare“ Entscheidung treffen, die einen eindeutigen Unterschied markiert. Wie solche Prozesse jedoch ablaufen, welche Zeiträume dafür nötig sind, welche Hilfsmittel und Übungsformen greifen könnten, da steht die deutsche katholische Kirche noch ganz am Anfang. Die ersten Versuche werden harte Pionierarbeit leisten müssen.

Bei den Einzelnen greifen solche konversiven Prozesse direkt in initiiierende Prozesse hinüber. Der Suchende richtet sich selbst immer mehr an Jesus Christus aus, wird ein betender Mensch, stellt sich in die Nachfolge, sucht aus der Auferstehung zu leben... Der Prozesscharakter überdauert damit seine „Konversion“ und wird zum Habitus und Formprinzip seines Glaubens. Da Ergebnisse initiiierender Prozesse von Gemeinschaften beobachtbar sind – Taizé, Ordensgemeinschaften, manche Kirchliche Bewegung... - ist es offensichtlich möglich, dass auch Versammlungen solche Prozesse durchlaufen. Die Qualität der Neugründung wird sich daraus bestimmen, ob dieser initiiierende Überstieg nicht nur für die Einzelnen, sondern auch für die Gesamtheit unter die Füße genommen wurde. Abschließbar ist ein solcher Prozess nicht mehr. Er kommt an kein Ende mehr, steht er doch bleibend in der komparativischen Dynamik des Gottesreiches, auf das hin immer noch

Reifungsschritte ausstehen. Prozess, Dynamik, Experiment, Bewegung, Dialog, Konflikt, Entscheidung und Revidierung... jedenfalls immer mehr Suchen als Finden, werden zum Habitus von Gemeinden werden, die sich auf die Initiation in den Christus-Glauben einlassen. Wenig verwunderlich, wieder dort heraus zu kommen, wo man mit der Definition schon eingestiegen ist: Ekklesien entstehen durch kommunikative Prozesse, sind kommunikative Prozesse und bleiben kommunikative Prozesse.

Ist das gewollt und sind die Akteure bereit, die nötigen Opfer und Einsätze zu bringen, ist es durchaus denkbar, dass sich eine Pfarrgemeinde zu einer biotopisch strukturierten Ekklesie transformiert, letztlich sich selbst noch einmal neu erfindet, sich neu gründet. Wahrscheinlicher aber ist, dass nur einige der Akteure und Betroffenen sich auf diese langwierigen Wege einlassen wollen und zulassen, dass ihr Glaube und Kirchesein so fundamental gewandelt wird. Andere werden nicht können oder wollen. Es spricht alles dafür, dass eine einfache Transformation einer Pfarrgemeinde in eine Ekklesie, wesentliche Teile der Katholiken ausgrenzen wird. In nahezu allen Fällen wird es also klüger, dem liebevollen Wohlwollen, zu dem die Christen untereinander gerufen sind, angemessener und auch realisierbarer sein, dass neben einer weiterexistierenden Lebensgestalt von Kirche eine zweite, andere, ekklesielle Lebensgestalt entsteht. Aus einer Pfarrgemeinde heraus eine Ekklesie zu gründen, ist immer noch nicht einfach, denn alle schon vorhandenen Akteure sind mit anderen Kirchenbildern und Erwartungen angetreten, aber dennoch wesentlich Erfolg versprechender, als der Versuch einer Transformation.

Die Pfarrgemeinde ist dann auch kein Auslaufmodell. Sie steht für eine gute Weise, Kirche zu sein. Sie führt Menschen zusammen und erleichtert es ihnen, in für sie angemessener Weise, Glauben zu leben. Und die neue Ekklesie ist weder Notnagel, noch Marketingerfolg, noch das Schrumpfungsergebnis der Pfarrgemeinde in der Krise, noch die Zukunft von Kirche, noch der eigentliche und bessere Weg, sondern eine andere Weise, Glauben zu leben, die anderen Menschen mit anderen Bedürfnissen Raum gibt und hilft. Beide Lebensgestalten von Kirche können nebeneinander leben und mit- und aneinander reifen und wachsen.

8.3.5. Mit der Neugründung einer Gemeinde aus einer bestehenden Pfarrgemeinde heraus beginnen wir, das Feld der transformatorischen Gründungen zu verlassen. Transformatorische Gründungen schaffen ausgehend von einer bestehenden, aber nicht ekklesiell strukturierten, kirchlichen Lebensform eine neue ekklesielle Wirklichkeit. Historisch werden sie sich wahrscheinlich einmal im Rückblick als Übergangsphänomene darstellen. Solche transformatorischen Ekklesien werden noch viele Merkmale traditionellen Kircheseins – z.B. den Hauptakzent auf Gottesdienst - an sich tragen, werden sie doch von Menschen und für Menschen gegründet, die bereits eine mehr oder weniger klare Erfahrung und Vorstellung von Kirche, Glaube, Gott, Evangelium... haben. Die wichtigsten Akteure werden noch einige Zeit lang Menschen sein, die sowohl sozialisierende, als auch initiierende Prozesse durchlebt haben.

Von diesen transformatorisch-transitorischen Ekklesien sind inkarnatorische Neugründungen von Ekklesien radikal zu unterscheiden. Ausgangspunkt ist nicht die existierende Kirche mit ihren vielfältigen Lebensformen, sondern einzig der geistgeführte Impuls, denen die den Nachfolger Jesu Christi heute zu hören bereit sind, einen Raum und eine ermöglichende Infrastruktur zu schaffen. Inkarnatorische Gründungen von Ekklesien überspringen damit scheinbar die Kirchengeschichte und setzen direkt mit den Herausforderungen und

Verheißungen des Evangeliums ein. Aus dem Blickwinkel derer, die ihr Leben im Wirkungskreis der Kirche verbracht haben, ist das eine nur schwer unvorstellbare Perspektive.

Allerdings ist das Leben im Wirkungskreis der Kirche heute in Deutschland bereits weitgehend als Sonderfall anzusehen. Für die weitaus meisten Menschen ist Kirche ein steinernes Zeugnis einer vergangenen Kultur, ein Ausflugsziel für Urlaubstage. Die offiziellen Vertreter der Kirche wirken bei ihren sporadischen Auftritten in den Nachrichtensendungen einigermaßen exotisch. Phantasien und Erwartungen beziehen sich auf eine „heile“, ländlich geprägte Kirchenwelt, die sich irgendwo im Nirgendwo eines imaginierten 19. Jahrhunderts anzusiedeln scheint. Oder aber Kirche ist ein Hassbild aus der Kindheit, untrennbar verbunden mit Zwang, Langeweile und Doppelmoral. Erfahrungen mit Kirche als positive gesellschaftliche Gestaltungskraft, gar als Ausdruck der Nachfolge Jesu Christi, als spirituelles Geschehen, ist selbst bei Mitarbeiter/innen von Institutionen in kirchlicher Trägerschaft längst nicht einfach vorauszusetzen. Trifft das Evangelium aber auf Menschen, für die Kirche bisher kein Lebensraum ist, kann etwas völlig Neues entstehen.

Viele Abzweigungen der Geschichte haben massive Spuren in der heutigen Gestalt von Kirche hinterlassen. So ist beispielsweise die gesellschaftliche Stellung der Bischöfe in Deutschland mehr im ottonisch-salischen Reichskirchensystem verwurzelt als in den Evangelien. Die Beichte wurde aus pastoralen Notwendigkeiten der wandernden Iroschottischen Mönche entwickelt. Die Idee einer territorialen Pfarrei in ausschließlicher Zuständigkeit setzt den Augsburger Religionsfrieden und seine Zuordnung von Untertanen und Religion voraus. Direkt biblisch ist daran nichts. Diese Abzweigungen sind nicht in sich schlecht, aber sie sind nicht das Problem der Menschen, die im 21. Jahrhundert neu zum Glauben an Jesus Christus kommen.

Inkarnatorische Neugründungen von Ekklesien können – müssen wahrscheinlich oft – direkt am Evangelium ansetzen. Ein Beispiel: Die Kirche hat sich schon früh für ihre Feiergestalt auf den Abendmahlsbericht der Synoptiker festgelegt. Aber dem Bericht von der Fußwaschung bei Johannes kommt die gleiche theologische Würde zu. Christen sind gewohnt den Gottesdienst als zentralen Vollzug des Glaubens anzusehen. Aber auch Frieden stiften, Gefangene besuchen, Kranke heilen, für Gerechtigkeit eintreten, Prostituierten Schutz gewähren, einander vergeben, untereinander eines Sinnes sein, sich zum Beten nachts auf einen Berg zurückziehen... sind Vollzüge, die sich direkt auf das Beispiel und den Auftrag Jesu berufen können. Die entscheidende Frage ist, was der Ruf Christi in die Nachfolge um der Gottesherrschaft willen, heute für Menschen in ihrem Kontext, in ihrem Milieu, in ihrer Kultur, in ihrem Engagement... bedeutet und wie eine Antwort auf diesen Ruf gelebt werden kann.

Ein spannender Referenzpunkt für inkarnatorische Neugründungen ist der Auftritt des Petrus in Cäsarea. Dort empfangen Menschen „unordentlich“ den Heiligen Geist – nicht wie es sich gehört durch die Taufe. „Kann jemand denen das Wasser zur Taufe verweigern, die ebenso wie wir den Heiligen Geist empfangen haben?“ (Apg 10,47) zieht Petrus die logische Konsequenz. Der Geist Gottes ist aber immer am Werk, wenn Menschen sich für Jesus Christus und sein Evangelium interessieren. Sein Wirken kann, wie das 2. Vatikanische Konzil in Erinnerung gerufen hat, nicht auf die sichtbare Gestalt der Kirche eingegrenzt werden. Wo der Geist Gottes aber wirkt ist die Kirche Gottes in Jesus Christus.

Neugründungen werden also in einem langen kommunikativen Prozess Jesus Christus und sein Evangelium umkreisen, auf den Ruf in die Nachfolge horchen, dann in einem weiteren kommunikativen Prozess die Frage nach der Bedeutung und nach möglicher Umsetzung heute stellen und erst in einem dritten Schritt nach einer angemessenen (eventuell ekklesiellen) Infrastruktur suchen. Inkarnatorische Neugründungen sind Prozesse der Einwurzelung des Evangeliums in Kontexten, in denen es noch nicht gehört werden konnte und nicht Kirchen-Vereins-Gründungen – wie milieusensibel auch immer. Gesät wird das Evangelium, nicht die Kirche. Was dann durch das Wirken des Geistes hoffentlich aufgeht und wächst, ist Nachfolge Jesu. Diese wird sich vielleicht zuerst in individuellen Lebenswegen zeigen, aber wahrscheinlich handelt der Geist Gottes nun nicht völlig anders handelt als zu anderen Zeiten und drängt von innen heraus auf eine Vergemeinschaftung der Gefährten/innen des Auferstandenen hin. Aus diesen Nachfolgegemeinschaften können, müssen aber nicht, Ekklesien im Sinne der katholischen Kirche und mit ihr verbunden, in einer mittelfristigen Stabilität und Identität erwachsen.

Mit einer Allegorie über die erste Begegnung zwischen Adam und Eva in Gen 2 lässt sich die Beziehung zwischen der schon verfassten und vorgegebenen Kirche und diesen Neupflanzungen andeuten. Gott nimmt einen kleinen Teil aus dem Körper der Kirche – einige wenige Menschen, die das Evangelium in einen neuen Kontext säen, aus dieser „Rippe“ formt er eine neue Gestalt, umgibt sie mit dem Fleisch neuer Gemeinschaftsformen, lässt eine Ekklesie heranwachsen. Dann weckt er die Kirche, diese sieht die Schönheit der neuen Gestalt und bekennt: Das ist Fleisch von meinem Fleisch. Das ist auch Leib Christi. Wenn es dann gut geht, werden die beiden sich nicht füreinander schämen, sondern Gemeinschaft miteinander aufnehmen.

Dabei geschieht etwas, was von der Dimension her durchaus mit der Begegnung, Auseinandersetzung und beginnenden Gemeinschaft zwischen der judenchristlichen Gemeinde und der heidenchristlichen Mission verglichen werden kann. Der Epheserbrief führt diese Gemeinschaft in seinen ersten beiden Kapiteln als das konkrete Zeichen und Mysterium/Sakrament der neuen Heilszeit an. Dass die, die schon immer zum auserwählten Volk gehören und nun zum Glauben an Jesus als Auferstandenen gekommen sind, und die die aus dieser Perspektive „Nicht-Glaubende“, Heiden, letztlich Atheisten waren, und sich nun zu Jesus Christus bekehrt haben, einander jeweils als vollgültigen Ausdruck und Verwirklichung des einen Leibes Christi anerkennen können, ist eines der ganz großen Wunder am Beginn der Kirche. Der Epheserbrief führt es direkt auf Christus selbst zurück, der in sich die Mauer der Trennung niedergerissen hat durch sein Kreuz. Aus der Auseinandersetzung über Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit der Beschneidung und Übernahme des mosaischen Gesetzes lässt sich durchaus nicht nur eine Klarheit über den Zugang nichteuropäischer Völker zum christlichen Glauben gewinnen, sondern auch ein Gespür dafür entwickeln, wie Menschen Glauben leben könnten, auch wenn sie nie bruchlos in die Traditionen der verfassten Kirche, ihrer Liturgie und ihrer pfarrgemeindlichen Selbstverständlichkeiten hineinwachsen könnten.

An den Auseinandersetzungen der jungen Kirche kann man jedoch auch lernen, wie steinig und schmerzhaft der Weg beider Gruppen wird, wenn sie sich umeinander und um ein neues Verständnis bemühen, was heute Kirche, Leib Christi, Reich Gottes... ist. Der Disput und die dann wachsende wechselseitige Bestärkung der beiden „Ur-Gemeinden“ in Jerusalem und in Antiochia in der Apostelgeschichte können Hinweise geben, wie ein Zusammenwirken denkbar ist. Die damalige Spannung war der Ausgangspunkt für die theologieproduktivste Zeit der Kirche. Miteinander, gegeneinander und wieder miteinander wurden die Grundlagen

unseres Glaubens erkundet und eine neue religiöse Sprache gefunden, die sowohl den jüdischen, wie den griechischen Kulturkreis transzendierte. In den heute jungen Kirchen, bei der Einwurzelung des Evangeliums in andere, außereuropäische oder säkular-europäische Kulturen ist eine ähnlich produktive Situation entstanden oder zu erwarten. Der Glaube wird wieder einmal neu gesagt.

Solche inkarnatorischen Neugründungen von Ekklesien sind nun in ganz vielfältigen Bezügen denkbar. Abstrahierend lassen sich lokale, thematische, personale und existentielle Anknüpfungspunkte unterscheiden. Zu beachten ist jedoch, dass im Gegensatz zu transformatorischen Gründungen in der Regel nicht die Gründung einer Ekklesie das erste Ziel ist. Meist wird der Nukleus, aus dem sich später eine Ekklesie entwickeln kann, eine völlig anderen Charakter haben.

Mit einem erfundenen Beispiel kann ein idealtypischer Verlauf, von einem existentiellen Nukleus hin zu einer neuen Gestalt einer Ekklesie vorstellbar werden: Ein Sozialkaufhaus eines christlich-caritativen Trägers verliert durch Umstrukturierungen hauptamtliche Mitarbeiter. Kunden und ehemalige Kunden springen ehrenamtlich ein und sichern die Öffnungszeiten und den Bestand. In einer ersten Krise kommt eine Reflexion auf den Weg, warum sich die Einzelnen engagieren und was ihnen wichtig ist. Befragt wird dabei auch die Bedeutung der christlich-caritativen Trägerschaft. In diese Situation hinein „sät“ jemand ein einzelnes Korn des Evangeliums. Miteinander suchen die Engagierten in biblischen Geschichten nach einer Einbindung ihrer Tätigkeit in einen größeren Sinnzusammenhang. Die Rede vom Weltgericht in Mt 25 und später auch die Seligpreisungen werden als Texte entdeckt, die die eigene Erfahrung deuten und ins Wort bringen. Der Prediger Jesus von Nazareth und sein Lebensschicksal werden interessant. In der Solidarität Jesu mit den Armen finden die Mitarbeiter Motivation und Antrieb, im Leidensweg Jesu erkennen sie das Schicksal ihrer Kunden, sie finden sich in der Rolle der Gefährten Jesu, gesandt zu helfen, zu heilen – und auch zu verkünden. Nach und nach entstehen auf diesem Weg Routinen, religiöse Abläufe und erste liturgische Feiern rund um Gedenktage oder jahreszeitliche Feste. Die Mitarbeiter beginnen ihre Familien in ihr Netzwerk einzubeziehen. Ein Raum im Sozialkaufhaus wird umgestaltet und dient als Raum der Stille und gelegentlich als Quasi-Kapelle. In einer weiteren Krise werden Stimmen laut, denen das alles zu „fromm“ wird. Es beginnt sowohl eine ekklesiogenetische Auseinandersetzung mit traditionellen kirchlichen Formen im Umfeld, als auch ein theologieproduktiver Versuch, das Evangelium von der sozialen Aufgabe her neu zu sagen. Die Charismen im Netzwerk werden noch einmal neu befragt. Konkrete Berufung und Sendung von Christus her werden ausbuchstabiert. Schließlich findet sich ein Teil der Engagierten und ihrer Familien als „Geschwister Jesu und der Armgemachten“. Sie beanspruchen ihren Platz als kirchliches Subjekt, als Ekklesie eigener Prägung und eigenen Rechtes im Konzert der Pfarrgemeinden, Ekklesien und Gemeinschaften einer territorialen Pfarrei und treten so in einen Dialog über Kirche und Kirchengestalten ein. Dieser Prozess schließt mit der Anerkennung der neuen Ekklesie im Sozialkaufhaus und der Bestätigung ihrer Leitung durch das kirchliche Amt.

Um noch einen Moment bei dem fiktiven Beispiel zu bleiben: Auch ein Einsatz von Kunden zur Rettung des Sozialkaufhauses ist sinnvoll und schon in sich ein Akt christlicher Nächstenliebe und konkreter, vielleicht nie ins Wort gebrachter Nachfolge Jesu. Die weitere Entwicklung ist nicht notwendig und hängt von vielen günstigen Zufällen ab. Aber sie ist möglich und schafft ein Plus, über das soziale Engagement hinaus, ein Plus in einem neuen, inkarnatorischen Subjekt von Kirche.

Ähnliche Entwicklungen sind möglich, aber nicht notwendig, weil Menschen zusammen ziehen wollen, um sich bei der Kindererziehung oder bei der Pflege von Senioren zu unterstützen; oder weil im Dorf ein Kirchgebäude aufgegeben werden soll; oder weil jemand positiv verändert aus einer Reha-Maßnahme zurückkehrt, bei der er eine christliche Gemeinde kennengelernt hat; oder weil eine Nachbarschaft eine junge Frau unterstützt, die für ein freiwilliges soziales Jahr in kirchliches Projekt in Afrika gegangen ist. Oder... aus tausend anderen Anlässen.

Neben diesen emergenten, sich sekundär aus einem anderen Anlass und einer ersten Vernetzung von Menschen ergebenden Prozessen der Gründung von Ekklesien, sind auch geplante, inkarnatorische Gründungen von Ekklesien denkbar. Wenn jemand von den Eltern in einer Kindertagesstätte die Initiative ergreift und einen Jahresschlussgottesdienst anregt, weil er Glaube mit seinen Kindern leben will und dafür keinen Ort findet; wenn eine kleine christliche Gruppe, Familie oder Zelle in ein Hochhaus zieht, sich für die Nachbarschaft engagiert, versucht das Evangelium zu leben und bekannt zu machen, und auf eine Ekklesie in diesem Haus hinarbeitet; wenn eine kirchliche Mitarbeiterin sich beurlauben lässt und als „Arbeiterschwester“ in einem Industriebetrieb anheuert; wenn eine Familie Nachbarn und Freunde zum Bibelteilen ins Wohnzimmer einlädt; wenn Mitarbeiter eines Hospizes einen Freundeskreis aufbauen, der die Patienten mitträgt, den Angehörigen zum Gespräch zur Verfügung steht, die Beerdigung liturgisch mitgestaltet; wenn Menschen bei Exerzitien wichtige, verändernde Erfahrungen machen und Gleichgesinnte und Gleichfahrende suchen; wenn ... auf tausend anderen Wegen Menschen sich der Kreativität des Geistes Gottes zur Verfügung stellen.

Gemeinsam ist all diesen Formen inkarnatorischer Gründungen von Ekklesien eine Geh-hin-und-bleib“-Struktur. Solche Ekklesien werden in einer Nachbarschaft und für diese Nachbarschaft entstehen, in einem Mehrgenerationenhaus, aus einem sozialen Projekt und für die Engagierten dieses Projekts, an einer Kita, um ein Kirchgebäude herum, für spirituell Suchende eines Yogakurses, im Fitnessstudio... Sie entstehen dort und bleiben dort. Sie haben ihr spezifisches Habitat und dort sind und bleiben sie verwurzelt. Mit diesem Habitat entwickeln sie sich oder verschwinden mit ihm auch wieder. Sie sind nicht übertragbar, immer einmalig, eine je neue Gestalt. Die Sozialraum-, die personale oder thematische Bindung bleibt der erste Bezug und die erste Loyalität. Die ekklesielle Identität tritt hinzu und existiert nur unter den Bedingungen der ersten Bindung. Auch darin zeigen sich inkarnatorische Ekklesien als weitere Entwicklung neben traditionellen Pfarrgemeinden und transformatorischen Ekklesien, deren kirchliche Identität die erste Bindung ist und die diese erste Bindung in einer sekundären Bindung an einen Ort, eine Aufgabe, ein Thema oder eine Person leben.

Interessierte werden deshalb bei inkarnatorischen Gründungen von Ekklesien auch nicht zuerst auf ihren Glauben, sondern auf ihre Begeisterung für einen konkreten Nukleus hin angesprochen. Dabei wird systematisch ignoriert, dass die Angesprochenen, mit denen eine christliche Ekklesie entstehen soll, wahrscheinlich sich zum großen Teil nicht als aktivgläubige Christen bezeichnen würden. Die inkarnatorische Gründung einer Ekklesie übergeht und negiert die aufklärerisch-moderne Spaltung in Glaubende und Nicht-Glaubende. Alle können je mehr Nachfolgende, können je mehr Gefährtinnen und Gefährten Jesu Christi werden. Da mag einer schon zwei Kilometer des Wegs zurückgelegt haben und andere noch vor dem ersten Schritt stehen, aber was ist beides verglichen mit der Weltumrundung auf den Spuren des Auferstandenen. Inkarnatorische Ekklesien sind Mission pur.

8.3.6. Die erste missionarische Strategie der Christen machte sich antike Gesellschaftsstrukturen zu Nutze, die durch die Geschichte der Christenheit und durch die Individualisierung der Moderne obsolet geworden scheinen: die Großfamilie und das „Haus“. Im Sinne inkarnatorischer Gründungen von Ekklesien lohnt dies jedoch einen zweiten Blick.

Die meisten Menschen in Deutschland - Singles, Paare, Kleinfamilien - treffen sich regelmäßig oder anlassbedingt mehrmals im Jahr in großen Familienverbänden. Weihnachten, Geburtstagsfeiern, Sterbefälle, Geburten, Hochzeiten – die großen Lebenswenden und jahreszeitlichen Feiern geben den Anlass. Nicht so selten sind diese Anlässe auch mit dem Besuch einer liturgischen Feier verbunden. Diese findet hohe Akzeptanz auch bei den Familienmitgliedern, die sonst für sich keine gottesdienstliche Praxis kennen.

Ergreift nun ein Familienmitglied die Initiative und versucht den konsumierenden Besuch eines Anlass-Gottesdienstes in eine kommunikative Mitgestaltung zu überführen, wird er in der Regel Mitstreiter/innen finden. Wird dabei in der beschriebenen inkarnatorischen Weise die Spaltung in Glaubende und Nicht-Glaubende ignoriert, kommt eine neue, verändernde Dynamik auf den Weg. Ein familiär (mit-)gestalteter Gottesdienst ist sicher Thema bei der anschließenden Feier. Themen, Texte, Beiträge werden besprochen, gelobt oder kritisiert. So entsteht eine erste, fragile, gemeinschaftlich-familiäre religiöse Meinungsbildung.

Diese erste Meinungsbildung wiederum kann der Ausgangspunkt werden, wenn innerhalb des großfamiliären Verbandes wichtige Veränderungen, gar Schicksalsschläge bewältigt werden müssen. Vielleicht genügt eine Person, die das Evangelium sät, damit es Wurzel schlägt und Blätter treibt. Vielleicht finden sich viele Familienmitglieder lange oder sogar dauerhaft nur in diesem Kontext als Christen. Aber die Vergegenwärtigung zählt. Jetzt, für diesen Moment und Anlass ist die Botschaft des Evangeliums Weg und Leben. Jetzt, hier und heute, mit diesen Menschen macht es Sinn, an Jesus Christus zu erinnern. Vielleicht wächst daraus ein Mehr, ein Weg, eine punktuell immer wieder zusammentretende Gemeinde. Vielleicht auch nicht. Auch dann ist es sinnvoll und eine Gestalt der Nachfolge.

Historisch war das „Haus“ in der Regel ein Synonym für den Einflussbereich eines vermögenden Bürgers. Es umfasste neben der Familie auch Angestellte, Sklaven und „Klienten“, die in irgendeiner Weise abhängig waren. Der Hausherr – seltener, aber aus der Geschichte der jungen Kirche nicht wegzudenken - die Hausherrin, war mehr oder weniger freiwillig von allen akzeptierte Führungspersönlichkeit. Sein/ihr Wort hatte auch da Gewicht, wo er/sie keinen Zwang ausübte. Diese patriarchalen Strukturen sind zum Glück weitgehend verschwunden. Aber natürlich gibt es weiterhin Einflussbereiche von Führungspersönlichkeiten. Postmodern ist wieder möglich, was unter dem Ideologieverdacht der Moderne undenkbar war, dass nämlich solche Führungspersönlichkeiten aus ihrer eigenen Überzeugung, ihrem eigenen geistliche Weg und ihrem Bedürfnis nach Gemeinschaft keinen Hehl machen und die anderen in ihrem Bereich einladen. Wird diese Einladung nicht mit Sanktionsandrohungen oder –vermutungen verbunden, lässt sie also wirklich frei, kann das ein sehr überlegenswertes Angebot sein.

Das „Haus“ unterscheidet sich dabei von der Nachbarschaft dadurch, dass es eindeutig vorstrukturiert ist. Es gibt darin ein oder mehrere Führungspersonen. Ihr Einfluss ist zwangsläufig ambivalent. Also brauchen Prozesse der Gründung einer Ekklesie, die beim „Haus“ ansetzen, ein sehr hohes Maß an Transparenz und Freiheit. Die Macht der Führung muss sorgsam beobachtet werden und es muss eine Gegenmacht geben, die es Menschen aus dem Einflussbereich ermöglicht, sich von allen Aktivitäten, die über das Dienstliche

hinausgehen, fern zu halten. In modernen Betrieben ist so eine Gegenmacht etwa das Tarif- und Betriebsrecht. Oft braucht es aber auch Menschen, die für die Freiheit und gegen die Leitung für die anderen eintreten.

Unter dieser Vorsicht und Einschränkung können Betriebe, Kollegien, Netzwerke... ein sehr fruchtbares „Pflanzstück“ sein, um das Evangelium zu säen und auf Wachstum in der Nachfolge zu hoffen, aus der dann eventuell sich auch ekklesielle Infrastrukturen entwickeln. Sowohl die Vorsicht als auch die Chance trifft in besonderer Weise auf all die kirchlichen „Eigenbetriebe“ zu: Institutionen, Krankenhäuser, Schulen, Vereine, Verbände... in kirchlicher Trägerschaft. Jeder von Kirche getragener Betrieb kann Einladungen auf persönliche und gemeinschaftlich-gemeindliche geistliche Wege aussprechen und dafür Räume und Zeit eröffnen, Anregungen geben, Unterbrechungen in die Abläufe integrieren, Gesprächspartner vorhalten, Freistellungen aussprechen... wenn die die Freiheit, sich zu beteiligen oder nicht zu beteiligen maximal gewahrt ist. Die Analogie mit dem antiken „Haus“ zeigt jedoch, dass die Bekehrung der Führungsperson Voraussetzung ist – Bekehrung zum Evangelium, zu eigenen geistlichen Reifungsprozessen und unabdingbar: zur Freiheit der anderen.

## **9. Ekklesien und Kirche**

### **9.1. Blick in die junge Kirche**

Apostelgeschichte und Briefliteratur geben bei aller Problematik der historischen Verlässlichkeit doch in Nebenbemerkungen wichtige Hinweise auf die ersten Strukturen christlich-gemeindlicher Selbstorganisation. So erwähnt etwa Apg 2,46 sowohl, dass alle (Christen) in Jerusalem täglich im Tempel zusammen kamen, als auch, dass sie in ihren Häusern das Brot brachen. Das setzt offensichtlich eine Doppelstruktur: Alle in der Gesamtheit und kleinere Hausgruppen. Damit nehmen die Christen die jüdische Doppelung zwischen Tempel und Synagoge auf. Für das Jerusalem des ersten Jahrhunderts ist von einer großen Zahl Synagogen auszugehen. Alleine Apg 6,9 zählt fünf Synagogen auf – alle für nicht jüdische Juden. Die Synagogen wurden jedoch nicht als Ersatz für den Tempel besucht, sondern zusätzlich. Während der Tempel Kultstätte für alle Juden ist, sind die Synagogen Stadtteilen, ethnischen oder sozialen Gruppen, religiösen Schulen... zugeordnet. Dort traf man sich also in einer gewissen Homogenität „unter Gleichen“, während im Tempel alle Gruppen, Schulen und Herkünfte zusammentreffen. Durch die besondere Bedeutung des Tempels auch für die ersten Christen ist in Jerusalem bis zu dessen Zerstörung von einem Vorrang der Gesamtversammlung auszugehen, auch wenn die Eucharistie von Anfang an im „privateren“ Kontext des Hauses gefeiert wurde.

Gal 2,11 ff setzt offensichtlich voraus, dass es in Antiochia ein ähnliches System innerhalb der jungen Kirche gab. „Häuser“ in denen das Brot gebrochen wurde und die Versammlung aller. Die „Häuser“ waren dabei entweder judenchristlich oder heidenchristlich geprägt. Anders lässt sich der Umzug des Petrus und der darauf reagierende Protest des Paulus nicht deuten. Eventuell weist auch die Formulierung „an alle in Rom“ in Röm 1,7 – zusammengesetzt mit dem Gruß an die verschiedenen „Häuser“ in Röm 16 auf eine solche Doppelstruktur schließen. Die Hinweise verdichten sich, wenn man auch 1 Kor 14,23 und Apg 20,20 für Korinth und Ephesus heranzieht.

Auffällig ist dabei nicht nur die Doppelstruktur an sich, sondern auch die klare zeitliche Gewichtung und Relevanz. Für Jerusalem und die allerersten Anfänge wird noch eine tägliche Doppelpraxis vorausgesetzt. An allen anderen Orten scheint der normale Ort der christlichen

Versammlung das „Haus“, eine Nachbarschaft oder Synagoge gewesen zu sein, während die Zusammenkünfte auf Stadtebene eher Ausnahmesituationen von besonderer Wichtigkeit darstellen. Vielleicht kann man postulieren, dass sich alle Christen einer Stadt, zumindest in verfolgungsarmen Zeiten zu den größten Festen oder um wichtige Gäste zu empfangen oder gemeinsam zu hören, wenn neue Schriften vorgelesen wurden, an öffentlichen Orten versammelten – die spätere Übernahme der Bauform der Basilika legt nahe, dass dafür die Markt- bzw. Gerichtshallen genutzt wurden – ansonsten aber in wöchentlichem Rhythmus oder öfter in ihrer „Haus“-Kirche beheimatet waren.

Diese Hauskirchen waren jedoch wohl von einer dichten Kommunikation und einer gewissen Homogenität geprägt bzw. nahmen die patriarchale Ordnung und die Gepflogenheiten des antiken „Hauses“ auf (u.a. Jak 2,1-6). Sie pflegten unterschiedliche Schultraditionen, führten sich auf verschiedene Gründerpersönlichkeiten zurück, waren judenchristlich oder heidenchristlich, aramäisch, griechisch oder lateinisch geprägt, waren von Frauen, von Männern oder von Ehepaaren geleitet – und kamen darüber offensichtlich auch in Streit untereinander (u.a. 1 Korinther 1,12). Immer wieder mussten die „Ältesten“ und die Führungspersönlichkeiten auf Stadtebene ( Apg 20,17) oder auch die Vertreter der verschiedenen Traditionslinien (Apg 15) zusammenkommen, miteinander streiten und einen Weg suchen, wie die Einheit und das gemeinsame Erbe im Evangelium bewahrt werden konnte.

## 9.2. Kirchliches Subjekt

Gemäß ihrer kirchenrechtlichen Definition ist eine Pfarrei auf ein kommunitäres Gegenüber angewiesen. Institution und Sozialform bilden zusammen die ganze Wirklichkeit der Pfarrei. In der bisherigen europäischen Gestalt der Kirche gab es dabei eine einfache Entsprechung zwischen einer Institution und einer einzigen Sozialform. Letztere war folglich nicht auf einen eigenen Rechtsstatus angewiesen. Rechtlich war die Pfarrgemeinde die Pfarrei und umgekehrt. Diese Situation ändert sich fundamental, wenn einer Pfarrei mehrere Sozialformen zugehören. Das gemeinschaftliche Gegenüber der Institution wird auf absehbare Zukunft in Deutschland immer plural sein, das heißt mehrere Pfarrgemeinden, mehrere Ekklesien, vielleicht auch mehrere Pfarrgemeinden und mehrere Ekklesien bilden je für sich und miteinander die kommunitäre Verwirklichung der Pfarrei, die darüber hinaus auch weitere kommunitäre (Ordensgemeinschaften...) und nicht-kommunitäre (verbandliche, kategoriale...), kirchliche Lebensgestalten umfassen kann. Damit stellt sich die Frage nach der Position und dem Status der Gemeinden neu. Ekklesien, so die These, sind dabei in einer Parallelität mit den Pfarrgemeinden zu sehen. Sie werden sich in ihrem kirchlichen Status von den vielfältigen Gruppen, Gemeinschaften, Bewegungen und Verbänden unterscheiden müssen.

Trotz alles historischen Grabens lässt sich im aktuellen Auseinandertreten von Pfarrei und Gemeinden durchaus ein Wiederanschluss an die antike Doppelstruktur von Markt (Gesamtheit der Christ/innen am Ort) und Haus (einigermaßen homogene Primärgemeinde) erkennen. Es ist dabei gut vorstellbar, dass mancherorts das Miteinander eher „Jerusalem“ Züge tragen wird, mit klarem Vorrang auf dem Gesamt und der gemeinsamen Versammlung, die sich mehr um der Überschaubarkeit der Kontakte und Interaktionen willen sekundär immer wieder aufteilt. In diesem Modell haben die „Häuser“, die Gemeinschaften ein beschränktes Eigenleben. Die „Häuser“ setzen auf ihre Weise, aber in einer gewissen Parallelität, Vorgaben und Impulse der Pfarrei um. Sie entwickeln jedoch wenig Verantwortlichkeiten über die konkreten, operativen Abläufe hinaus. Entsprechend brauchen

sie keinen eigenen kirchlichen Status. Sie sind Subsysteme, Untergliederungen, letztlich abhängige Systeme. Moderne Varianten dieses „Jerusalemers“ Modells sind beispielsweise das Pfarrzellenmodell, wie es sich von Sant’Eustorgio in Mailand aus in der katholischen Kirche verbreitet hat, und das Modell des „Movimiento per un mondo migliore“, gegründet von P. Lombardi, in Deutschland unter „Gemeinderneuerungsbewegung“ bekannt.

Ekklesien, wie auch die künftigen Pfarrgemeinden, werden sich in dieser „Jerusalemers“ Lösung nicht finden. Vielmehr wird sich das Miteinander mehr auf das „Diaspora“-Modell zubewegen müssen: klarer Vorrang des „Hauses“ als normaler kirchlicher Ort, auch als normaler Gottesdienstort, der sich für große Feste und für Anlässe regionaler Bedeutung, auf das Gesamt der Pfarrei hin öffnet. Viele diözesanen Ordnungen für Basisgemeinden oder Kleine christliche Gemeinschaften in den jungen Ortskirchen des Südens, aber auch das Pastoralmodell der Erzdiözese Poitiers in Frankreich variieren dieses „Diaspora“-Modell. Das grundlegende kirchliche Subjekt ist die gelebte Glaubensgemeinschaft in der Gemeinde. Die Gemeinden sind dann – in gewisser Weise sekundär - in einen größeren Zusammenhang, zumeist eine Pfarrei, eingebunden.

Dem Bauprinzip der Ekklesien als Freiwilligen-Kirche in Selbstverantwortung und Selbstorganisation setzt das „Diaspora“-Modell voraus. Ekklesien sind für ihre Mitglieder der erste Ort gelebten Kircheseins. Sie entwickeln ihre Lebensgestalt von Kirche selbstbestimmt aus ihren Charismen heraus. Sie reagieren auf spezifische Anforderungen ihres direkten Umfeldes. Sie suchen eine ihnen spezifische Weise der Nachfolge. Christ/innen schaffen sich mit den Ekklesien ihnen entsprechende kirchliche Nahräume. Die Ekklesien in räumlicher Nähe, einer einzigen Pfarrei zugeordnet, entwickeln dabei keine direkte Parallelität. Jede folgt ihrer inneren Logik, ihrer Geistführung, ihren inneren Prozessen. Es wird innerhalb einer Pfarrei im günstigsten Fall eine Gleichzeitigkeit von beginnenden, blühenden und vergehenden Ekklesien geben. Sie sind eben nicht Substrukturen der Pfarrei, sondern kirchliche Subjekte, die aus einer Eigenidentität und einem Eigenrecht heraus ihr Leben und ihre Sendung gestalten. Sie sind kommunitäre „Individuen“. Aber sie sind nicht die ganze Kirche. Die Pfarrei ist die erste subsidiär ergänzende Ebene. Denn die Ekklesien sind nicht alleine Kirche, sondern öffnen sich, vernetzen sich, verbinden sich mit einem lokalen Gesamt der Pfarrei, das wiederum vernetzt ist mit dem Gesamt der Ortskirche eines Bistums und diese wiederum in die Gemeinschaft der Ortskirchen, der Weltkirche.

Durch diesen ihnen gemäßen Vorrang vor der subsidiär ergänzenden und vernetzenden größeren Einheit – in der Regel die Pfarrei, und den daraus folgenden Status als lokale Subjekte kirchlichen Handelns in Eigenrecht unterscheiden sich Ekklesien auf der lokalen Ebene von Verbänden und Bewegungen, deren kirchliche Subjekthaftigkeit auf diözesaner oder überregionaler Ebene angesiedelt ist. Sie unterscheiden sich aber auch von den Gruppierungen, Kreisen und Initiativen, die unterhalb dieses Niveaus von Selbstorganisation und Selbstverantwortung bleiben. Ekklesien sind Kirche, sind eigenständige kirchliche Subjekte und nicht nur ein Teil von Kirche. Für die Ekklesien – aber auch für die künftigen Pfarrgemeinden - muss entsprechend eine eigenständige Rechtspersönlichkeit (eventuell in Anlehnung an das kirchliche Vereinsrecht) entwickelt werden. Sie sind nicht Zellen, sondern Stammzellen des kirchlichen Organismus. Aus ihnen wächst in einer komplexen Dynamik die Kirche, die ihnen zugleich vorgeben ist.

### 9.3. Heterotopie und Heterodoxie

Aber nicht nur hinsichtlich ihrer Eigenständigkeit werden sich die Ekklesien an den „Häusern“ der frühen Kirche orientieren können. Sie entstehen an je anderen Orten, an Orten, die sich von den pfarrgemeindlichen, bisher „normalen“ Heimatorten von lokaler Kirche (Milieu, Ortsbindung, biotopische Gestalt...) unterscheiden. Die Heterotopie („am anderen Ort sein“) von Ekklesien gehört zu ihrer Definition. Es geht ja gerade nicht um die Reform bestehender Pfarrgemeinden. Vielmehr werden diese weiterhin, wenn auch wahrscheinlich in deutlich reduzierter Zahl, ihren gesellschaftlichen und kirchlichen Ort ausfüllen, während die Ekklesien daneben, eben heterotop, an Anders-Orten entstehen. Pfarreien, die als lückenlos umfassende territoriale Einheiten definiert sind, vereinen in sich jedoch schon immer ganz unterschiedliche, „normale“, definierte und wahrgenommene Orte und eben heterotope, fremde, ungewohnte, kirchlich unbewohnte Orte. So hat die Sinusstudie herausgearbeitet, dass die weitaus größere Zahl der modernen, gesellschaftlichen Milieus für Kirche solche heterotopen Orte sind, Orte an denen Kirche nicht wohnt, nicht findbar, nicht anschlussfähig ist.

Wollen sie der in sie gelegten Erwartung entsprechen, Kirche für alle zu sein, müssen die Pfarreien entsprechend neben den normalen „Kirchorten“ in den Pfarrgemeinden auch heterotope, transformatorische und inkarnatorische Ekklesien integrieren. Transformatorische, vor allem aber inkarnatorische Ekklesien, und hier noch einmal in besonderer Weise emergierende Ekklesien, die sich aus einem nicht primär kirchlichen Kontext und Nukleus entwickeln, bilden sich in anderen Räumen, besetzen andere gesellschaftliche Orte, greifen andere kulturelle Muster auf. Ihr gesellschaftlich-kultureller Ort prägt sie. Sie entstehen am anderen Ort. Anders ist er jedoch nur für die gewohnte Optik lokaler kirchlicher Weltwahrnehmung. Fremd ist dieser Ort für die Pfarrgemeinde, die dort nicht sein kann. Für die Menschen, die diesen gesellschaftlichen Ort bewohnen, ist er der Normal-Ort schlechthin, ihr Lebensraum, ihre Nachbarschaft, ihr Milieu. Für sie ist die Pfarrgemeinde und sind alle ihnen bekannten Kirchengestalten heterotop. Bilokation ist jedoch auch für Pfarrgemeinden, wie für Ekklesien, unmöglich. Jede Vergemeinschaftung kann nur an einem Ort sein und alle anderen Orte sind für sie heterotop.

Für die „äußere“ Mission ist es längst Standard, dass das Evangelium unter den Bedingungen des neuen Ortes und der anderen Kultur neu gesagt werden muss. Dabei entsteht kein neuer Glaube, aber eine andere, dort inkulturierte Gestalt. Andere Themen werden in den Vordergrund gerückt, weil sie in dieser Kultur mehr Sinn machen, andere biblische Texte spielen eine zentrale Rolle, selbst die zentralen Vorstellungen von Gott, von Sünde und Erlösung, von Auferweckung und Kirche... verändern ihr Gesicht. Dass das Gleiche für die „innere“ Mission gelten wird, wenn also Kirche sich selbst als Ekklesien an heterotopen Orten innerhalb der scheinbar allgemeinen Kultur neu gründet, ist nur logisch, wenn auch weitaus weniger Allgemeingut des theologischen Denkens. Konnte unter den Bedingungen der Moderne noch, wenn auch kontrafaktisch, von einer einheitlichen Kultur ausgegangen werden, haben sich die Bedingungen mit der Postmoderne grundlegend verändert. In der Postmoderne mit ihrer dekonstruierenden Kritik an den übergreifenden Erzählungen, ihrer Zersplitterung in unterschiedlichste Milieus und Subkulturen einerseits, ihrem Akzent auf gewähren lassende Toleranz sehr vieler Formen kultureller Andersheit andererseits, ist es nicht mehr möglich diese Fiktion einer einheitlichen Kultur als Basis für die kirchliche Selbstorganisation und Verortung weiter zu führen. Es existieren in Deutschland, es existieren an jedem noch so kleinen Lebensort, verschiedenste Kulturen, Milieus, Szenen... nebeneinander.

Ekklesien werden am anderen Ort, im für die Pfarrgemeinden heterokulturellen Kontext entstehen. Dort gelten andere Werte, werden andere Verhaltensweisen sanktioniert, klingt Musik anders, werden andere Dinge für schön, normal und gut erachtet... Formung durch den Glauben, Nachfolge Jesu, Kirche leben... werden zwangsläufig in einem Kontext von Fitnesscentern mit ihrem Ansatz bei der Formung des Körpers anders gesagt werden, als in einem Kontext literarischer Salons. Es ist der gleiche Gott, aber die Gotteserfahrung von Motorradfahrern, Wanderern und Kleingärtnern fühlt sich je anders an. Neu gegründete Ekklesien werden zwar in sich eine gewisse Homogenität voraussetzen bzw. schaffen, durch ihre Einbindung in heterotope und damit heterokulturelle Orte auch untereinander sehr heterogen sein.

Heterotopie führt zu Heterogenität und damit unter den Bedingungen der Postmoderne unvermeidlich auch zu einer Art Heterodoxie. Das Gleiche wird anders geglaubt. Die Formeln und die Sprache des einen Ortes, machen am anderen Ort keinen Sinn. Um den Glauben zu bewahren, muss er anders geglaubt werden. Heterodoxie ist also in diesem Kontext keineswegs das Gegenteil von Orthodoxie. Um orthodox sein zu können, müssen Menschen an heterotopen gesellschaftlichen Orten heterodox glauben. Menschen der unterschiedlichen Milieus und Subkulturen glauben anders, erwarten anderes von Gott, leben Nachfolge in anderer Weise, gestalten und gewichten Gottesdienst anders... verehren Gott unter anderen Bildern und Gestalten. Und wie eine indische Theologie und eine kongolesische Theologie entstanden sind, so werden im günstigsten Fall auch HipHop-, Performer-, NeueMedien-, Skater-, Pilger-... Theologien, entstehen. Heterodoxie, in diesem Sinn, ist Ausdruck und notwendige Folge von Inkulturation. Ob die heterodoxen Theologieproduktionen dann orthodox sind, also authentisch an die biblische und kirchliche Tradition anschließen, ist eine notwendige, aber zweite Frage. Hier ist mit schwierigen Diskussionen zu rechnen. Sachgemäß beurteilt werden können solche heterodoxen Theologien nur, wenn gleichzeitig eine gute Kenntnis der Tradition besteht und eine Bereitschaft, sich auf die inneren Bezüge, Werte und Ausdrucksformen des heterotopen Kontextes einzulassen. Negativ gesagt, ist mit viel Streit, positiv mit spannenden, theologiegenerierenden Gesprächen zu rechnen.

Im Kontext der Gründung neuer Ekklesien kommt hinzu, dass die theologiekreative Tätigkeit innerhalb der Ekklesien fast ausschließlich in der Hand fachtheologischer Laien mit recht begrenzter Kenntnis der theologischen Tradition der katholischen Kirche liegen wird. Dies ist ebenso unvermeidliche Folge des Selbstorganisationsansatzes aus dem gemeinsamen Priestertum aller Getauften, wie problematische Bedingung. Darüber hinaus sind Ekklesien als kommunikativ strukturierte Vergemeinschaftungen konzipiert, das heißt, die Theoriebildung und damit die Theologiebildung greift auf den persönlichen Glauben der Einzelnen zurück, also auf den Glauben, wie er durch die Biographie und individuelle Aneignung hindurch gegangen ist. Auch das ist Chance und Problem zugleich. Der Glaube der Gemeinden wird so „erdverbundener“, realer und eindeutiger mit den konkreten Herausforderungen des Lebens verbunden, aber auch vielfältiger, schwerer zu beurteilen, vielleicht verführungsgefährdeter, vielleicht unkritischer, sicher weniger akademisch.

Die Theologien der jungen Kirchen vor allem in Asien und Afrika zeigen genau diese Doppelgesichtigkeit. Sie sind teils sehr stark, existentiell, neu, ergreifend und wirklich herausfordernd, teils aber auch wenig reflektiert, voraufklärerisch, schlicht und aus europäischer Sicht ein wenig naiv. In jedem Fall aber dienen sie ihrer Kirche an ihrem kulturellen Ort, in ihrer von Europa aus gesehenen Anders-Welt, an ihrem Heterotopos. Sie dienen ihrer Ortskirche mit den Möglichkeiten, die sie eben haben. Eine europäische Theologie ist für diese Ortskirchen nicht überflüssig, aber mehr eine wichtige Dialogpartnerin

und Kritikerin als eine maßgeschneiderte Hilfe. In ähnlicher Weise werden die Theologien die in den Ekklesien dem dort versammelten Volk Gottes in seiner Sprache und Vorstellungswelt dienen sollen, große Stärken und heftige Schwächen haben. Eine scheinbar allgemeine Theologie dient ihnen jedoch nicht. Sie kann nur Gesprächspartnerin sein. Inkarnatorische Ekklesien erfordern eine dialogische Kirche, die die verschiedenen, notwendig heterodoxen Theologieproduktionen miteinander ins Gespräch und in einen Prozess gemeinsamen Abwägens einbringt. In der Kollegialität der Ortskirchen und ihrer Bischöfe - entsprechend den Texten des 2. Vatikanischen Konzils - ist dieser dialogische Prozess im Zentrum der Kirche verankert. In diesem Prozess kommt der wissenschaftlichen Theologie, vor allem aber dem Dienst der Einheit auf allen Ebenen der kirchlichen Vergemeinschaftung, eine herausragende Aufgabe zu.

Wesentlicher jedoch als alles notwendige Ringen um Orthodoxie, wird das Ringen um die Orthopraxis, das rechte Handeln in der Sendung Christi und der Kirche, angesichts von Heteropraxis sein. Die Ekklesien werden anders in die Gesellschaft hinein handeln, als die Pfarrgemeinden und andere kirchliche Lebensgestalten. Sie müssen anders, heteropraktisch handeln, um ihrer heterotopen Verortung und ihrer notwendig heterodoxen Theologie angemessen Ausdruck zu geben. Schließt diese ekklesielle Praxis aber an die Praxis Jesu an? Wird in der Verkündigung jener Ekklesie der Glaube so gelehrt, dass die Menschen in eine je tiefere, persönliche Beziehung zu Jesus Christus hineinfinden? Lässt diese ekklesielle Praxis Raum für die aktive Gegenwart des Geistes Jesu? Stellt sich die Ekklesie unter die Wachstumsperspektive des Evangeliums? Lebt jene Ekklesie missionarisch – im Anschluss an den Missionsbefehl des Auferstandenen? Werden die Menschen durch die Aktivitäten jener Ekklesie zu authentischen Jünger/innen und Zeug/innen Jesu geformt?

Fragen, die sich nur im engagierten Dialog klären lassen, da es keine „Super-Position“, jenseits der kontextuellen Theologien, der inkarnierten Praxis und konkreter Inkulturation in einen spezifischen und damit begrenzten Ort gibt. Dieser Dialog kann dabei nicht nur auf die „neuen“, inkarnatorischen Ekklesien zielen. Jede Gemeinde, ganz gleich ob Pfarrgemeinde, transformatorische oder inkarnatorische Ekklesie wird sich den Fragen nach ihrer Rückbindung an Jesus Christus und an die Lehre und Praxis der ganzen Kirche stellen müssen. Jede Gemeinde wird immer neu mit ihrem Glauben den Glauben der ganzen Kirche suchen müssen. Jede Gemeinde, ob Pfarrgemeinde oder Ekklesie, wird dafür auf den zugleich beglückenden und beschwerlichen Weg des Dialogs mit den anderen Lebensgestalten der Kirche angewiesen sein.

#### 9.4. Konfessionalität

Seit der Reformation existiert Kirche in Deutschland nur in Konfessionen. Ein konfessionsloses oder –übergreifendes Christentum ist nicht vorgesehen. Es ist jedoch gut, sich vor aller weiteren Überlegung in Erinnerung zu rufen, dass die konfessionelle Gestalt Ausdruck und Folge einer Katastrophe – nämlich der Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts - ist. Konfessionalität ist in der Geschichte der Kirche ein Ärgernis und Ausdruck einer Niederlage.

Nun ist die konfessionelle Landschaft in Deutschland im 21. Jahrhundert so gemischt, dass nur in Ausnahmefällen davon ausgegangen werden kann, dass Ekklesien als kommunikative kirchliche Vergemeinschaftungen nur Menschen einer Konfession ansprechen werden. Bereits in den Pfarrgemeinden sind schon lange Menschen bleibend anderer Konfession – z.B. aufgrund einer konfessionsverbindenden Ehe – präsent. Neugründungen von Ekklesien, die

auf neue Kontexte ausgreifen, sich aus nicht-gemeindlichen Nachbarschaften entwickeln, Ekklesien, die thematisch oder personell strukturiert sind, die jedenfalls die Kommunikation und Beziehung in den Mittelpunkt stellen, werden künftig immer konfessionell gemischt sein.

Die meisten Ekklesien werden sich dabei in einem ersten Schritt ihrer Entwicklung wahrscheinlich einer der Konfessionen zugehörig fühlen, eine konfessionell-kirchliche Tradition stärker gewichten als andere, vornehmlich auf (personelle) Ressourcen einer Konfession zurückgreifen, Dialog und Prüfung primär in einer Konfession suchen, eine konfessionell rückgebundene liturgische Feiergestalt priorisieren. Damit bringen sie ihre Mitglieder, die an eine andere Konfession gebunden sind, jedoch in eine erhebliche Spannung. Oft wird sich diese Spannung erst einmal im Sinne der doppelten oder mehrfachen Mitgliedschaft lösen lassen. Katholische Christen nehmen dann außer an dem Leben der Ekklesie auch am sakramentalen Leben einer katholischen Pfarrei teil, evangelische Christen, Methodisten, Mennoniten, Baptisten... in entsprechender Weise.

In der weiteren Entwicklung werden die Ekklesien möglicherweise jedoch auf eine postkonfessionelle Wirklichkeit zugehen. In ihnen werden Christinnen und Christen verschiedener Konfessionen (im Sinne der doppelten Mitgliedschaft) engagiert sein. Je länger die Ekklesie existiert und je intensiver sie ihre Mitglieder miteinander im Glauben verbindet, desto mehr wird sie unter der Herausforderung stehen, eine Gestalt zu entwickeln, die allen Mitgliedern die volle Partizipation erlaubt. Mancherorts wird erst diese umfassend partizipative Gestalt die Form sein, in der die Ekklesie ihre spezifische Berufung und ihre Weise, Nachfolgegemeinschaft Jesu heute zu sein, findet. Auch eine solche Entwicklung ist nicht ohne Beispiel, sondern bereits seit über 50 Jahren in der Gemeinschaft von Taizé vorweggenommen. Auch Taizé wurde keine eigene Konfession, sondern ist eine Gemeinschaft jenseits der konfessionellen Einbindungen der einzelnen Brüder. Durchaus vorstellbar, dass die Ekklesien sich auf eine solche postkonfessionelle Gestalt ihres Kircheseins, bei bleibender konfessioneller Einbindung ihrer Mitglieder, hinbewegen werden.

Neugründungen von Ekklesien haben ein ökumenisches Potential, das weit über ihre faktische Praxis hinaus reicht. Nicht nur integrieren sie voraussichtlich Menschen unterschiedlicher konfessioneller Herkunft - und hoffentlich in zunehmendem Maße auch in missionarischer Weise Menschen ohne vorherige konfessionelle Einbindung. Durch ihre Perspektive hin auf eine postkonfessionelle Gestalt von Kirche stellen sie ganz grundsätzlich die Konfessionsfrage. Das wird massive Auswirkungen auf die verfassten Kirchen haben. Im besten Fall werden die Ekklesien in Deutschland Zeichen und Werkzeug einer versöhnten Ökumene aus unterschiedlichen, bleibend getrennt verfassten, konfessionellen Traditionen und Kirchengestalten einerseits und neuen postkonfessionellen Wirklichkeiten andererseits sein.

## **10. Die handelnden Personen**

10.1. Die Orte und Gestalten möglicher Gründungen von Ekklesien sind extrem vielfältig. Ebenso vielfältig werden die Persönlichkeiten sein, die Ekklesien gründen. Dennoch ist davon auszugehen, dass gewisse Regelmäßigkeiten identifizierbar sind, die Gründungen erleichtern.

Zuerst aber bleibt festzuhalten, dass eine Ekklesie als selbstorganisierte, kommunikative Praxis um Jesus Christus nicht gegen ihre eigene Definition gegründet werden kann. Vorgehensweise und Ergebnis müssen sich entsprechen. So kann eine Ekklesie nicht durch Anordnung entstehen, denn eine Anordnung setzt ein rezeptives Selbstverständnis bei denen

voraus, die die Anordnung umzusetzen versuchen. Selbst wenn es gelingen würde, wäre es keine Ekklesie und schon gar nicht ihre Ekklesie. Selbstorganisation beginnt nur selbstorganisiert. Freiheit des Handelns, wie der Rede, lässt sich nicht einpflanzen.

Eine kommunikative Praxis beginnt kommunikativ. Ein unbearbeitetes Stück Land wird durch Umbrechen zum Pflanzstück. Eine Ansammlung von Menschen wird durch Kommunikation zum Ausgangspunkt einer Ekklesie. Kommunikation ist dabei immer wechselseitig und auf Augenhöhe gedacht. Eine Ekklesie, die sich aus dem gemeinsamen Priestertum aller Getauften speist, kann nicht mit einer Kommunikation zwischen Wissenden und Unwissenden beginnen. Kommunikation meint vielmehr die „Mitteilung von beiden Seiten“ (Exerzitienbuch 231). Alle haben Fragen und alle haben Antworten beizutragen. In jeder Situation, in jeder gesellschaftlichen Gruppe, in allen Menschen ist schon eine Weisheit und Kenntnis des Lebens, seiner Hoffnungen und Bedrohungen, seiner tiefen Bewegungen und Blockaden, seiner Bedeutung und seiner Banalität. Der Geist Gottes – wie auch die Gegenkräfte – sind schon immer und in allen am Werk. Die Gründung einer Ekklesie beginnt also mit einem kommunikativen Prozess, in dem die verschiedensten Ansichten und Erfahrungen über das Leben auf der Erde und darüber hinaus ausgesprochen, geteilt und abgewogen werden. Der Brief der französischen Bischöfe an die Katholiken (Proposer la foi) hat diesen Schritt mit Recht weit vor die Katechese gestellt. Das Erste ist das Hören, nicht das Reden. Hören, was die Menschen bewegt, wie sie sich in ihrer Welt eingerichtet haben, wie sie sich das Leben erklären. In dem Gehörten werden sich hunderte Anknüpfungspunkte für das Evangelium finden. Sehr bald taucht in wesentlichen Gesprächen erfahrungsgemäß die Frage nach der „Hoffnung, die uns bewegt“ (1 Petr. 3,15) auf. Anlässe sind alle Krisen, Übergänge, tiefen Freunden und ernsten Enttäuschungen – und diese reihen sich wie Perlen einer Kette in jedem Leben dicht aneinander.

Ekklesien als kommunikative Praxis um Jesus Christus entstehen natürlich nur, wenn die Gespräche zumindest auch um Jesus Christus kreisen. Wird er nicht ins Wort gebracht, wird nicht das Evangelium in die Herzen gesät, wird nicht der Ruf in die Nachfolge in den Raum gestellt, entsteht etwas anderes, vielleicht sehr sinnvolles, aber keine Ekklesie. In kulturellen Kontexten, in denen das Evangelium noch nie als Wort des Lebens gehört wurde, kann es jedoch nicht als etwas Fremdes gesagt werden. Es muss mit den Vokabeln und mit der Syntax dieser Kultur, dieses Milieus, nach der Auffassungsgabe dieser konkreten Menschen gesagt werden. Das erfordert eine gute Kenntnis der Heiligen Schrift und ein besonderes Talent, das Gelesene nicht nur zu übersetzen, sondern in der neuen Sprache und einem neuen Bedeutungskosmos neu zu finden.

Ekklesien sind – und das ist nur scheinbar banal – Vergemeinschaftungen von Menschen. Gegründet werden sie deshalb nie von Einzelnen. Einer spricht und die anderen hören, einer hat eine Idee und andere folgen - das Ergebnis ist nie eine Ekklesie. Ekklesien entstehen, wenn Gruppen und Einzelpersonen gemeinsam aktiv sind, einladen, ihre Kreise weiter ziehen. Die kommunikative Praxis um Jesus Christus hat schon lange in der gründungswilligen Gruppe begonnen. Sie wird nicht erst künstlich bei der „Grundsteinlegung“ eingeführt. Es ist vielmehr der kommunikative Prozess der Gründer/innen selbst, der Ekklesie wird. Wenn also einer die Gründung einer Ekklesie im Herzen hat, so braucht er als erstes zumindest zwei weitere Personen, die diese Vision teilen. Mit ihnen beginnt die Kommunikation über das Leben und die Kommunikation über das Evangelium. Diese Gruppe wird zuerst sehr viel in ihre eigene Kommunikation, ihre Kommunikationsfähigkeit, ihre Glaubenskommunikation investieren, und relativ wenig in ekklesielle Aktivitäten. Die Mitglieder der Gruppe lernen mehr auf den Geist Gottes zu hören, entwickeln miteinander eine angemessene Weise des

Betens, entdecken mehr und mehr ihre Charismen, ihre je eigene und die gemeinsame Berufung , entwickeln gemeinsam eine Vorstellung von ihrer Sendung für dieses „Pflanzstück“ und lassen andere daran Anteil nehmen.

Ekklesien werden nicht für die Kirche und nicht für den Erfolg der Gründer/innen gegründet, sondern für die Menschen, die sie sich vergemeinschaften und für das wachsende Gottesreich mitten unter ihnen und um sie herum. Die Gruppe, die eine Ekklesie gründen will, braucht deshalb eine gute Kenntnis, ein umfassendes Verstehen und tiefes Verständnis für die Menschen, aus denen heraus die Ekklesie erwachsen soll. Eine erste Hilfe können soziographische Beschreibungen und soziologische Analysen sein, aber dann ist sehr bald der Schritt in den Kontext der Menschen selbst notwendig. Wenn die Gründer von „außen“ kommen, also einem anderen Milieu angehören, bisher an einem anderen Ort gelebt haben, anderen Werten folgen, sich sozioökonomisch von den Menschen, mit denen sie eine Ekklesie bilden wollen, unterscheiden, so wird dieser Schritt als Bekehrung ge- und erlebt. Die lateinamerikanischen Theoretiker der Basisgemeinden haben in diesem Zusammenhang von der „Bekehrung zu den Armen“ gesprochen. Entscheidend, so etwa Clodovis Boff, ist nicht, ob derjenige, der mit den Armen arbeiten will, selbst ein Armer ist, sondern ob er ihre Werte annehmen will, ihre Freundschaft sucht, ihre Nähe als angenehm empfindet, ihre Freuden teilt, ihre Not bereit ist am eigenen Leib zu teilen. In vergleichbarer Weise müssen mögliche Gründer/innen von Ekklesien sich zu ihrem „Pflanzstück“ bekehren, den Dialekt erlernen, in die Bezüge der Menschen eintauchen, ihre Freizeit teilen, ihre Ängste spüren...

Wollen Menschen in ihrem eigenen Umfeld eine Ekklesie gründen, scheint diese Bekehrung weniger sichtbar. Aber es besteht dennoch ein Graben, der zuerst überbrückt werden muss. Die Gruppe, die eine neue Ekklesie gründen will, hat den Glauben an einem anderen Ort kennen gelernt, ihn mit anderen Menschen gelebt und geteilt. Ihr Glaube folgt damit unvermeidlich einer Grammatik, die ihrem eigenen Ort nur teilweise vertraut ist. So steht auch für sie eine Bekehrung an: so zu glauben, so Jesus nachzufolgen, so Gott zu ehren, wie es an diesem Ort und für diese Menschen Sinn macht und verstehbar ist. Wie herausfordernd selbst dieser scheinbar kleinere Bekehrungsschritt ist, kann in vielfachen Varianten in der neutestamentlichen Briefliteratur und der Apostelgeschichte nachgelesen werden. Dort sind die Anstrengungen, die Erfolge, aber auch die Fehlgriffe, voreiligen Schritte und Misserfolge festgehalten, die die ersten Christen bei der Ausbreitung des Evangeliums erlebten.

All dies scheint im Umfeld transformatorischer Gründungen nicht nötig zu sein. Das dürfte jedoch eine Fehleinschätzung sein. Es gibt dort, wo eine Ekklesie entstehen soll, bisher aus gutem Grund noch keine Ekklesie. Vielleicht ist die Kultur der Menschen noch nicht tief genug verstanden und angenommen, vielleicht steht die Bekehrung zur Kommunikation virtuell aller Beteiligten auf Augenhöhe noch aus, vielleicht folgt der Glaube noch einer Grammatik, die nicht der Alltagssprache der Menschen entspricht... Je weniger Aufwand, je weniger Veränderung und Bekehrung notwendig zu sein scheint, desto mehr lohnt ein zweiter kritischer und sorgfältiger Blick. Es hat Gründe, dass es bisher keine Ekklesie gibt – und bevor sie nicht ausgeräumt sind, wird die Ekklesie nicht wachsen.

Die Gründung einer Ekklesie als kommunikativer Prozess braucht also die Kommunikation um und mit Jesus Christus und über sein Evangelium, braucht als zweiten Fokus die Frage nach den spezifischen kulturellen, sprachlichen und praktischen Bedingungen des „Pflanzstücks“, in dem die Ekklesie gegründet werden soll, braucht aber als drittes Thema eine fortwährende Debatte über die eigene Vorgehensweise. Die Gruppe dient nicht nur als Rückzugs- und Selbstvergewisserungsraum für die Einzelnen, die dann aktiv werden. Die gründende Gruppe als Ekklesie im Kleinsten ist das eigentliche Instrument der Gründung.

Die Gründung einer Ekklesie ist eher ein organischer Vorgang einer Gruppenerweiterung und Integration von immer mehr Menschen in weitere Kreise, als ein technischer Akt, bei dem bestimmte Vorgehensweisen abgearbeitet werden. Wie sich die Gruppe selbst erlebt, ihre Gruppendynamik, aber auch was es ausmacht, wenn weitere Personen hinzukommen, wie die Gruppe weiter geöffnet werden kann, wie die notwendige Bekehrung nicht nur der Einzelnen, sondern der ganzen Gruppe zur Kontextkultur vorankommen kann, all das ist ebenfalls notwendig Gesprächsgegenstand der gründungswilligen Gruppe. Ohne systematische Selbstbeobachtung und ständige kritische Rückfrage, ob die Aktivitäten auch wirklich auf eine glaubenskommunikative, selbstorganisierte Ekklesie hin ausgerichtet sind, bleibt die Gruppe eine Gruppe, wenn vielleicht auch eine etwas größere Gruppe, oder eine Gruppe mit einem rezeptiven Publikum.

10.2. Dass Menschen, die sich für die Gründung einer Ekklesie engagieren, kommunikative Fähigkeiten benötigen, ergibt sich von selbst. Fragt man darüber hinaus, welche Charismen einer Gründung besonders zuträglich sind, so zeigt sich, dass die Anfangsphase einer Ekklesie in zwei Abschnitte unterschieden werden müssen, die unterschiedliche Charismen erfordern.

Der erste Gründungsabschnitt läuft von der Idee bis zu einer ersten, provisorischen Stabilisierung als Ekklesie. Der zweite umfasst die anschließende Zeit bis sich die Ekklesie eine mittelfristig tragfähige Infrastruktur gegeben hat. Für beide Abschnitte lässt sich unkompliziert an die Dienst- und Charismenlisten des Neuen Testaments anschließen. So zählt etwa das 4. Kapitel des Epheserbriefes Apostel, Propheten und Evangelisten, sodann Hirten und Lehrer auf. In anderen Listen kommen im Wesentlichen noch die Vorsteher und Ältesten, die Begabungen zum Sprachengebet und seiner Deutung, zur Unterscheidung der Geister, in Einzelfällen auch zu Krankenheilung und Dämonenaustreibung hinzu.

Für den ersten Abschnitt einer Gründung einer Ekklesie im 21. Jahrhundert müssen diese Charismen freilich übersetzt werden. Das Charisma des/der Apostel/in besteht einerseits in einer starken Rückbindung an den, der sendet, in seiner/ihrer Begeisterung und Liebe für Jesus Christus, der in seinem Geist selbst aktiv ist und sein will. Andererseits sind Apostel/innen Menschen mit der zündenden Vision. In ihnen ist die Gestalt der Ekklesie schon angelegt, sie „sehen“ die Ekklesie schon in voller Blüte. Deshalb brennt Eifer und Ungeduld in ihnen. Etwas zu beginnen, fällt ihnen leichter, als etwas über Jahre hin zu pflegen. Aufrütteln, begeistern, herausfordern, aber auch beteiligen, einbinden, jedenfalls voranbringen, Hindernisse überwinden, Koalitionen schmieden, alles tun, was die Gründung einer neuen Nachfolgemeinschaft Jesu dient, sind typische Verhaltensweisen und Fähigkeiten. Es muss rasch gehen. Verweilen, lange abwarten, bis etwas von selbst wächst, ist ihr Talent nicht. Dafür können sie jeden Schritt, den sie unternehmen, eindeutig vom Ziel und Grund in Jesus Christus her begründen. Für Leitung, Betreuung, Pflege... eignen sie sich eher nicht. Seine/ihre Versuchung ist der/die Führer/in.

Propheten, die zweite in Eph 4, genannte Gruppe, überraschen erst einmal im Neuen Testament. Propheten scheinen auf den ersten Blick doch eher die großen, wortmächtigen Gestalten des Alten Testaments zu sein. Typisch für Propheten ist, dass sie das Wort Gottes für eine konkrete Situation sagen. Sie sprechen eine Deutung der Umstände auf die Gegenwart und den Willen Gottes aus. Dazu haben sie zu jeder Zeit eine scharfe analytische Begabung. Sie sehen Ungerechtigkeit, wo eben noch alle zufrieden scheinen, ahnen Bedrohung, wo noch tiefster Friede herrscht, künden aber auch die Erlösung, die sie schon hinter der heillosen Wirklichkeit erahnen. Jesus selbst verkörpert diese prophetischen

Tugenden, aber auch viele Nicht-Evangelien-Texte des Neuen Testaments atmen diesen Geist der Prophetie. Die Welt wird durch die Propheten auf Gott und sein Handeln hin durchsichtig gemacht. In dieser Deutung haben prophetische Gaben große Bedeutung für die Gründung einer Ekklesie. Die Sprache und Grammatik der Kultur erfassen, Beziehungen und Abhängigkeiten aufdecken, Strukturen, Ziele und Werte analysieren – und das Verstandene auf Gott hin transparent machen, sind Fähigkeiten, die der ersten Gründungsphase sehr dienen. Die Begabung der Prophet/innen für das deutende Wort, auch die scharfe, scheidende Rede, den unüberhörbaren Ruf zu Bekehrung und Nachfolge, fordert die Menschen, unter denen eine Ekklesie wachsen könnte, existentiell heraus. Oft geht diese Begabung zudem einher mit einem klaren Blick für die Kräfte, die dem Evangelium, der Nachfolge und einer möglichen Gründung einer Ekklesie entgegenstehen. Auch diese Gegenkräfte furchtlos zu benennen und sie damit eines wesentlichen Teils ihrer Macht zu entblößen, gehört zu den Aufgaben der Prophet/innen bei Gründungen von Ekklesien. Seine/ihre Versuchung ist der/die Intellektuelle.

Die Botschaft ins Wort bringen die Evangelist/innen. Ihre besondere Begabung ist es, dem Evangelium Stimme zu geben. Sie verfügen über eine gute Kenntnis und persönliche Vertrautheit mit den biblischen Texten und können spontan und zielgenau Texte auswählen, die die Situation jetzt voranbringen. Manche von ihnen können fesselnd erzählen, finden Formulierungen, Übersetzungen, neue Vokabeln, um das überlieferte Zeugnis Menschen einer anderen Kultur zugänglich zu machen. Sie sind die Animateure der ersten Phase der Gründung einer Ekklesie. In ihnen ist ein Gespür, über welchen Aspekt des Lebens Jesu und seiner Botschaft die beginnende Ekklesie jetzt miteinander ins Gespräch kommen muss, um auf dem Weg der je einzelnen und der gemeinschaftlichen Nachfolge voran zu kommen. Sie können immer wieder Impulse setzen und die Kommunikation um Jesus Christus lebendig halten. Die Evangelist/innen sind auch die Anwält/innen der ständigen und radikalen Rückbindung an Jesus Christus und widerstehen offen allen Versuchen, die Ekklesie nach menschlichem Maß zu organisieren. Seine/ihre Versuchung ist der/die Fundamentalist/in.

Über die Liste in Eph 4, hinaus haben zwei weitere Personen heute wichtige Bedeutung für die erste Gründungsphase einer Ekklesie: der/die geistliche Assistent/in und ein/e Kommunikator/in. Der/die geistliche Assistent/in sollte nicht direkt in der Gründungstätigkeit involviert sein. Sie dient der ersten Gruppe „aus der zweiten Reihe“. Ihr Talent ist es, innere Regungen in Menschen und Gruppen zu spüren, Gruppendynamik zu verstehen und ins Wort zu bringen, Tendenzen wahrzunehmen, zu unterscheiden. Der/die geistliche Assistent/in hat Erfahrung mit geistlichen Prozessen, ihrer Dynamik, ihren Regelmäßigkeiten, mit den zu erwartenden Schwierigkeiten und Blockaden. Er kann in die Gruppe oder den Einzelnen wohlwollende, aber realistische und herausfordernde Rückmeldungen geben, kann Impulse setzen, die die Gruppe auf ihrem und dem Weg Jesu weiter führen. Er/sie hat auch ein Gespür dafür, wann die erste Etappe der Gründung erreicht ist, und andere Menschen mit anderen Begabungen, in den Vordergrund treten müssen. Seine/ihre Versuchung ist der/die Seelenführer/in.

Eine Ansammlung von Menschen, unter denen eine Ekklesie wachsen könnte, hat in der Regel noch keine Strukturen der gemeinsamen Meinungsbildung ausgebildet. Brauchbare Wege der Partizipation bahnen, kreative Ideen entwickeln, wie weitere Menschen an die kommunikative Praxis angeschlossen werden können, Texte, die Etappen der Meinungs- und damit der Gemeindebildung zugänglich halten, gestalten und zugänglich machen, Plattformen und Foren einrichten, „vergessene“ Meinungen und Beiträge einholen, „Fremdprophetien“ – Ausdruck der Außenwahrnehmung der beginnenden Ekklesie - aufnehmen und in das

Gespräch einspeisen, all das sind Tätigkeiten und Begabungen des/der Kommunikator/in. Sie können partizipativ Spielregeln der gemeindlichen Kommunikation entwickeln und effektiv einüben. Sie durchschauen kommunikative Spiele und Blockaden und haben ein Talent, sie sichtbar zu machen und so aufzulösen. Sie spüren, wie Sprache Ausschlüsse und Ungerechtigkeit transportiert und wissen, dagegen anzugehen. Seine/ihre Versuchung ist der/die Talkmaster/in.

Und schließlich ist ein/e Praktiker/in eine große Hilfe. Das ist ein Mensch, der einen klaren Blick für die Dinge hat. Er/sie sieht, welchen Raum es für eine Versammlung braucht und weiß ihn zu organisieren. Er/sie hat ein Gespür für Geld und andere notwendige Ressourcen. Er/sie weiß, wie die Heizung funktioniert, wo ein Beamer oder ein Mikrofon zu besorgen sind, hat Stifte und Papier greifbar, wenn sie gebraucht werden. Manchmal kommt ein Talent für Ausstattung und Gestaltung hinzu, so dass Räume angemessen gestaltet sind, erste gottesdienstliche Feiern einen würdigen Rahmen haben, Infostände einladend wirken... Oder es tritt ein Charisma für Gastfreundschaft und Bewirtung hinzu. Oder für Inszenierung, oder für ... Idealtypisch kann der/die Praktiker/in nicht nur nach innen organisieren, sondern auch außen Not im gesellschaftlichen Umfeld der künftigen Ekklesie wahrnehmen und erste konkrete Schritte zur Linderung ergreifen. So ist er/sie oft auch der/die erste Anwalt/in des gesellschaftlichen Dienstes der beginnenden Ekklesie. Seine/ihre Versuchung ist der/die Hausmeister/in.

Ideal kommen also fünf plus eine Person – Apostel/in, Prophet/in, Evangelist/in, Kommunikator/in und Praktiker/in direkt im Feld und in einem gewissen Abstand zum praktischen Geschehen der/die geistliche Assistent/in – zusammen, wenn eine Ekklesie gegründet werden soll. Manchmal kommen vielleicht mehrere Begabungen in einer Person zusammen, manchmal bleibt eine Funktion eine Zeit lang schmerzlich offen, niemals aber darf das Charisma des/der Apostel/in fehlen, denn sonst fehlen Vision und Zielorientierung.

Der/die Apostel/in ist jedoch auch die erste Person, die der Gründung einer Ekklesie schadet, wenn sie in die zweite Phase eintritt. Die Ungeduld, die hochfliegenden Pläne, die Witterung für immer neue Möglichkeiten, müssen erst einmal zurücktreten, damit sich die begonnene Vergemeinschaftung selbst finden kann. Das Prinzip der Selbstorganisation beginnt zu greifen, aber Selbstorganisation braucht Zeit und viele kommunikativen Schleifen. Der/die Apostel/in muss deshalb aus der antreibenden, anführenden Position in die Rolle des/der Mahner/in zurücktreten. Er/sie steht weiterhin für die Vision, für die großen Ziele – und fordert diese immer wieder ein. Seine frühere Führungsrolle muss nun jedoch eine Person mit dem Charisma des/der Hirten/in einnehmen.

Hirt/innen sind Menschen, die auf der einen Seite mit klarem Blick vorangehen, den Weg weisen und bahnen, auf der anderen Seite aber ein großes, sorgendes Herz für alle Weggefährten/innen haben. Auch sie sind Menschen des Weges und der Dynamik, aber ihr existentielles Grundtempo ist deutlich langsamer als bei den Apostel/innen. Auch ihnen ist wichtig, weiter zu gehen - und dabei alle mit zu nehmen. Wachsen und reifen lassen können, hegen und pflegen, sorgsam achten, Konflikte ansprechen, austragen und auflösen, Versöhnung Raum geben... gehören zum Charisma des/der Hirt/in. Aber sie leben auch eine erste Stellvertretung, treten nach außen für die beginnende Ekklesie ein, verteidigen sie gegen Angriffe, wehren Anschuldigungen ab, verhandeln mit staatlichen und kirchlichen Stellen, knüpfen Kontakte zu anderen Gemeinden, arbeiten an der Profilierung... Seine/ihre Versuchung ist der/die König/in.

Der Dienst und das Charisma des/der Evangelist/in muss in der zweiten Phase der Gründung in Lehrer/innen eine Ergänzung finden. Ihr Charisma ist es, das Aufgenommene zu vertiefen. Sie sind in der Lage, Lernumfelde zu schaffen, in denen sich die Mitglieder der Gemeinde mit dem Glauben, mit Kirche, aber auch mit den Herausforderungen ihres Umfeldes auseinandersetzen können. Sie haben sich einen Wissens- und Erfahrungsvorsprung erarbeitet, den sie für die anderen fruchtbar machen. Sie können geistliche Übungen anleiten, die persönliche und gemeinschaftliche Aneignung biblischer Texte unterstützen, Methoden der Bibelarbeit einführen, theologische Sachverhalte so aufbereiten, dass es allen die Teilhabe an der Meinungsbildung erlaubt... Seine/ihre Versuchung ist der/die Belehrer/in.

Der Dienst des/der geistlichen Assistent/in wandelt sich in die längerfristig angelegte Aufgabe eines/einer Spiritual/in der Gemeinde. Auch er/sie sollte nicht direkt mit den Abläufen der Gemeindegründung involviert sein, sondern in einer gewissen Distanz angesiedelt sein. Es geht nun darum, gruppensdynamische Prozesse wahrzunehmen und ins Wort zu bringen, Unterbrechungen zu setzen und spirituelle Aus- und Vertiefungszeiten einzufordern, die Geister zu unterscheiden und die Unterscheidung für Entscheidungsprozesse nutzbar zu machen, Prozesse der Unterscheidung in Gemeinschaft auf den Weg zu bringen... Er/sie konfrontiert die beginnende Ekklesie mit den Forderungen der evangelischen Räte. Er/sie achtet darauf, dass die Normativität des Lebensschicksals Jesu im Blick bleibt und Passion, Schmerz und Tod – und die Menschen, die heute solches erleiden – nicht ausgeblendet werden. Er/sie widersteht für die Ekklesie der Versuchung, sich als heile, gelingende Gemeinschaft von „Reichen“, Gesunden und Glücklichen zu stabilisieren. Er/sie fordert die Verantwortung und Selbstständigkeit der zur neuen Schöpfung Auferweckten im gemeinsamen Priestertum aller Getauften ein. Seine/ihre Versuchung ist der/die Spiritualisier/in.

Steht der/die Kommunikator/in für die menschliche Kommunikation, so tritt gewinnt nun die betende Kommunikation mit Gott rasch an Bedeutung für die werdende Ekklesie. Das biblische Charisma der Zungenrede weist in diese Richtung. Dabei geht es in diesem Kontext weniger um das Gebet in unbekanntem Sprachen, wie es in der Charismatischen Erneuerung wieder gepflegt wird, sondern um die innige, intensive Kommunikation mit Gott, die alle Schranken der Konvention hinter sich lässt. Die Beter/innen stehen persönlich in einer intensiven Praxis geistlichen Lebens. Sie treten stellvertretend (für)betend für andere ein. Sie kennen verschiedene Gebetsformen. Idealtypisch haben sie aber auch das Talent, andere beim Beten anzuleiten, sie zum persönlich-individuellen Beten zu ermutigen, den Raum für gemeinsames Beten zu öffnen. Sie können Gebetserfahrungen abwägen und einschätzen. Sie können andere dabei unterstützen, ein geistliches Leben aufzubauen und zu gestalten. Ihre Versuchung ist der/die Frömmeler/in.

Gemeinde ist nicht für sich selbst da, sondern immer für die umgebende Gesellschaft. Sie ist Ausdruck der Sendung, die Gott sich selbst für seine Welt gegeben hat. Um diese Sendung leben zu können, sind ganz viele verschiedene soziale, wissenschaftliche, technische, ethische... Charismen und Begabungen erforderlich. Die biblischen Charismen der Krankenheilung und Dämonenaustreibung können hier Pate stehen. Diese Charismen können nicht allgemein beschrieben werden, denn sie unterscheiden sich je nach Sendung und Umfeld der beginnenden Ekklesie. Das neutestamentliche Bild dafür ist der/die Diakon/in. Not sehen und handeln, das Motto der verbandlichen Caritas ist auch das Lebensmotto aller, die diese Charismen in die beginnende Gemeinde einbringen. Ihre Versuchung ist der Gutmensch.

So kommen in dieser zweiten Phase vier und ein Charisma, vier und eine Rolle hinzu, ohne die bisherigen damit überflüssig zu machen: Hirt/in, Lehrer/innen, Beter/innen, „Diakon/innen“ und der/die Spiritual/in. Wenigstens neun plus ein oder zwei Personen übernehmen nun Aufgaben für die Gemeinde. Wahrscheinlich werden es wesentlich mehr Menschen sein, da viele der Aufgaben deutlich ausdifferenziert sind und eigentlich mehrere Männer und Frauen erfordern, die sich ihrer annehmen.

Nach Abschluss der Gründungsphase benötigt die Ekklesie weitere Dienste und Charismen: Leitung/Repräsentanz, Verantwortung für die ökonomischen Belange, Verantwortung für die Grunddienste der Liturgie, Verkündigung und Diakonie, Gemeindeschreiber/innen, Menschen im Kinder- und Jugenddienst, Musiker/innen, Kontaktpersonen zu anderen Gemeinden, in die Ökumene, zu Vereinen, staatlichen Stellen, Menschen guten Willens. Diese Dienste werden im Abschnitte „Dienste und Aufgaben“ näher beschrieben.

10.3. Dieser Blick auf die Charismen könnte erst einmal entmutigen, denn wer kann das schon? Die Vergleichspunkte sind aber nicht der Apostel Paulus, der Evangelist Lukas, Barnabas und Titus... Im postmodernen Kontext der Gründung selbstorganisierter Ekklesien sind die Aufgaben und die dafür nötigen Fähigkeiten wesentlich weniger heroisch. Es braucht jemanden, der zielstrebig eine Idee verfolgen kann, jemand, der mit dem Feld vertraut ist, in der die Ekklesie entstehen soll, jemand, der biblische Texte auswählen kann... Vorteil der Postmoderne gegenüber der Antike ist, dass Ekklesien auf ein nahezu unerschöpfliches Reservoir bestens ausgebildeter Menschen zurückgreifen können. Und der Geist Gottes überschüttet seine Kirche schon seit Jahrzehnten mit Charismen. Nie gab es mehr Menschen mit theologischer Bildung, nie mehr Menschen mit so guter Bibelkenntnis, nie mehr Menschen mit ausgezeichneten kommunikativen Fähigkeiten, nie mehr Menschen mit einer katechetischen bzw. religionspädagogischen Ausbildung, nie mehr Menschen mit Befähigung für geistliche Begleitung und spirituelle Prozessbegleitung, nie mehr Menschen mit einem intensiven, persönlichen geistlichen Leben...

Auch ist nicht zu erwarten, dass der Geist Gottes heute weniger aktiv ist, weniger Fähigkeiten schenkt, die Kirche Jesu Christi heute weniger belebt und ermutigt, weniger klare Ziele verfolgt, sich gründlicher verbirgt als zur Zeit der jungen Kirche. Der Geist gibt der Kirche zu jeder Zeit die Fähigkeiten, Charismen, Dienste und Ämter, die sie für ihr Leben und die Erneuerung ihrer Jugend benötigt. Gott ist heute nicht weniger freigiebig!

Wie diese nötigen Charismen nun aber zusammenkommen und für die entstehende Ekklesie fruchtbar werden, dafür gibt es eine Reihe von Denkmöglichkeiten. Eine Möglichkeit ist, dass eine bestehende Pfarrei, Pfarrgemeinde oder Ekklesie Menschen auswählt, befähigt, in ein Team zusammenführt und aussendet, um eine neue Ekklesie in einem anderen Kontext zu gründen. Im katholischen Kontext ist das streng genommen die Aufgabe der Pfarrei und der in ihr tätigen Priester, Diakone und hauptamtlichen Seelsorger/innen. Wohlgemerkt, das Auffinden der Charismen, die Weiterbildung, Unterstützung und Sendung der Gemeindeglieder/innen ist Aufgabe der Hauptamtlichen und der Engagierten und Verantwortlichen der Pfarrei, in der Regel aber nicht das Gründen selbst. Aber auch Pfarrgemeinden können sich die Unterstützung von Gründungsteams zu Aufgabe machen. Je länger dann erste Ekklesien existieren, desto häufiger werden diese selbst Neugründungen auf den Weg bringen.

Aber auch andere entsendende Gemeinschaften, Institutionen, Orden etc. sind denkbar. Besonders die Kirchlichen Bewegungen und die Institute des geweihten Lebens könnten ein großes Interesse haben, Ekklesien zu gründen. Oft ist das längst unterwegs, heißt nur nicht so, setzt vielleicht nicht konsequent kommunikativ und selbstorganisiert an, geht nicht den letzten Schritt bis zu einer eigenständigen ekklesiellen Wirklichkeit...

Im Fall transformatorischer Ekklesien wird es oft das bisherige Team der Verantwortlichen sein, das die Gründung auf den Weg bringt. Dabei kann es sein, dass einige aus dem Team selbst Charismen haben, die für die Gründung fruchtbar werden. Es kann aber auch sein, dass ihre Hauptaufgabe darin liegt, die Charismen in ihrem Umfeld zu finden, zu stärken und die tatsächlichen Gründer/innen zu unterstützen. Vielleicht werden die Charismen des bisherigen Verantwortlichenteams auch erst zu einem späteren Zeitpunkt der Entwicklung wieder gebraucht, da sie eine Begabung zur Leitung, zur Lehre, für Musik, Jugendarbeit oder geistlichen Prozessbegleitung haben. Dann ist ihr Platz zuerst im Hintergrund. Sie sind dann die ersten Mitglieder, aber vielleicht nicht diejenigen, die die Gründung voranbringen.

Inkarnatorische Ekklesien entstehen aus einer anderen Nachbarschaft heraus, an anderen nichtgemeindlichen Orten, aus einem nichtkirchlichen Impuls und Engagement. Die Gründung einer Ekklesie kommt hier entweder auf den Weg, in dem sich unter den Engagierten Menschen mit den nötigen Charismen zeigen, die Charismen also emergieren, oder aber indem die Verantwortlichen für den Nukleus, das noch-nicht-ekklesielle Feld, das soziale Engagement... von außen, aus der Pfarrei, aus anderen Gemeinden, von der Diözese... Menschen einladen, denen die Aufgaben der Gründung leicht fallen. Es ist nicht einmal auszuschließen, dass über Maßnahmen der Öffentlichkeitsarbeit, Werbung und freien Ausschreibung in lokalen Medien Menschen gefunden werden können, die sich mit ihren Begabungen in den Dienst der Gründung einer Ekklesie an diesem sozialen Ort, in dieser spezifischen Nachbarschaft stellen.

Denkbar ist jedoch auch, dass Diözesen Teams – aus Haupt- und Ehrenamtlichen - zusammenstellen, die jeweils für einige Zeit die Gründungsphase anschieben. Sie übernehmen dann an wechselnden Orten und in ganz unterschiedlichen Kontexten den „Apostel“-Dienst, indem sie für die Idee einer Gründung einer Ekklesie begeistern, Kommunikation eröffnen und eine Zieldebatte anstoßen. Ihre zweite Aufgabe ist, Charismen vor Ort zu finden, Menschen, die ihre Präsenz ablösen können. Sie werden selbst nicht Teil der entstehenden Ekklesie. Sie dürfen gar nicht Teil werden, weil sie sonst nicht weiter ziehen können und ihren Dienst für andere Kontexte ausüben. Paulus blieb aus gutem Grund nirgends länger als ein paar Monate. Zwei Jahre wie in Ephesus sind schon das absolute Maximum. Dort gründet Paulus aber nicht eine, sondern eine ganze Reihe von Hauskirchen mit und nutzt Ephesus als Standort für Gründungen im Umland.

Wenn sich diese impulsgebenden Erst- und Wanderapostel/innen dann relativ rasch wieder zurückziehen, bedeutet das nicht, dass sie die entstehende Gemeinde und das Team dort alleine lassen. Paulus schrieb Briefe an „seine“ Gemeinden! Aber ihre Tätigkeit wechselt von Durchführung zu Beratung, von „vor Ort“ zu „aus der Ferne“, von experimentell zu reflektierend. Wahrscheinlich braucht es solche Beratungsteams auf Diözesanebene in jedem Fall, unabhängig davon, ob ein wanderndes, ein von der Pfarrei entsandtes oder emergentes Team im konkreten Dienst der Gründung steht. Nur so kann den Gründungsteams Kollegenberatung ermöglicht, können Erfahrungen dokumentiert und transportiert, können Schulungen und geistliche Übungen organisiert werden.

Auch für die Dienste des/der geistlichen Assistent/in bzw. des/der Spiritual/in – wiederum Haupt- und Ehrenamtliche - könnte es viel Sinn machen, sie auf Diözesanebene anzusiedeln. Diese Dienste brauchen einerseits eine lange Ausbildung und Erfahrung, bleiben andererseits notwendig außerhalb des akuten ekklesiellen Geschehens. Sie brauchen diese bleibende Fremdheit, um ihren Dienst tun zu können, leben deshalb sinnvollerweise an einem anderen Ort und besuchen das Team und die entstehende Ekklesie nur in Abständen.

10.4. Zu den handelnden Personen bei der Gründung einer Ekklesie zählen jedoch noch weitere Personengruppen, die auf den ersten Blick weniger sichtbar sind. Im Kontext katholischer Kirche gehört dazu der für das „Gebiet“ zuständige und mit dem Dienst der Einheit beauftragte Priester – Pfarrer, Dekan, Ordensoberer, evtl. der Bischof selbst. Seine Aufgabe ist es, das apostolische Wirken der Getauften im gemeinsamen Priestertum zu fördern, sie in eine Kommunikation mit anderen kirchlichen Lebensäußerungen zu integrieren, notfalls aber auch klärend und kritisch auf die entstehende Ekklesie einzuwirken.

Eine wichtige Funktion haben auch diejenigen, die im Umfeld der entstehenden Ekklesie sozial etabliert sind, Einfluss und Verantwortung haben. Bei einer lokal situierten Gemeinde können das Vereinsvorsitzende, Bürgermeister/innen, lokale Geschäftsleute, Nachbarn... sein. Indem sie Erwartungen an die entstehende Gemeinde formulieren, auf soziale Herausforderungen aufmerksam machen, kommunikative Netzwerke öffnen..., tragen sie wesentlich dazu bei, der Ekklesie ihre Ausrichtung, Bedeutung und Fruchtbarkeit zu geben. Durch ihr Interesse, aber auch durch ihren Widerstand, klärt sich die besondere Berufung dieser entstehenden Ekklesie, über sich selbst und ihre interne Gemeinschaft hinaus. Es macht deshalb viel Sinn, solche „Fremdprophetien“ in regelmäßigen Abständen einzuholen. Denkbar ist darüber hinaus, dass solche Verantwortungsträger/innen im gesellschaftlichen Umfeld auch ihre organisatorischen Fähigkeiten und Erfahrungen beratend zur Verfügung stellen, um so der Ekklesie durch die Anfangsschwierigkeiten zu helfen. Der Geist Gottes wirkt auch in ihnen und durch sie, ganz unabhängig davon, ob sie für sich ein aktives christliches Leben in Betracht ziehen. Ekklesien werden gut daran tun, einerseits mit Wohlwollen und Unterstützungsbereitschaft zu rechnen, andererseits auch aktiv darum zu werben. Sie müssen nicht alles alleine bewältigen. Gott ist für sie da, wie einer der schwere Arbeit verrichtet in allen geschaffenen Dingen, um ihretwillen (Exerzitenbuch 236) - und er bewegt auch die Herzen ihrer Nachbarn, ihrer Freunde und Feinde.

Es handeln aber auch alle, die sich für die Ekklesie ansprechen lassen, die sich durch die entstehende Ekklesie in die Bekehrung und Hinwendung zu Jesus Christus rufen lassen, die in ihr einen Weg der Nachfolge entdecken, sich an der kommunikativen Praxis beteiligen. Sie sind nie nur rezeptive Empfänger/innen. Jede/r - auch diejenigen, die erst seit ein paar Wochen auf dem Weg der Aneignung des Glaubens ist - kann etwas geben. Niemand ist zu arm, zu unwissend, zu fremd..., um sich mit anderen auf den Weg machen zu können. Niemand ist ohne Gnadengaben des Heiligen Geistes. In allen schlummern Charismen für den Aufbau der Ekklesie. Wer gerade evangelisiert wird, kann evangelisieren. Wer zum ersten Mal die Bibel als Lebensbuch für sich entdeckt, kann andere ebenfalls dafür begeistern und aufschließen. Wer gerade erst dabei ist, sein Leben umzustellen, kann für andere ein besseres Vorbild sein, als die, die schon lange oder schon immer im Glauben stehen. Die neutestamentlichen Berichte sprechen eine deutliche Sprache. Der äthiopische Kämmerer wird maximal einige Stunden mit der Frohen Botschaft bekannt gemacht, dann wird er getauft, dann reist er heim in sein Land und verkündet. (Apg 8,26-40) Der gleiche Geist ist auch heute am Werk. Die Menschen heute sind dem Evangelium nicht ferner als die Menschen der Antike. Die Vorstellung von mehrjährigen Klärungs- und Bildungswegen,

bevor jemand über seinen Glauben sprechen und seine Charismen in die Gemeinde einbringen kann, hat mehr mit den Notwendigkeiten und Standards der Ausbildung des Klerus oder des Ordensnachwuchses zu tun, als mit biblischen Erfahrungen und postmodernen Notwendigkeiten. Die Kirchlichen Bewegungen machen schon lange gute Erfahrungen damit, Menschen, die gerade erst zum Glauben kommen, direkt auch in die Sendung zu stellen. Sammlung und Sendung gehen gut in eins und sind nicht notwendig um Jahre oder Jahrzehnte auseinandergedehnt.

Eine wichtige Personengruppe scheint gar nicht zu handeln, ist aber immer für jede Nachfolgegemeinschaft Jesu Christi von entscheidender Bedeutung: die Armen, die Opfer, die Kranken, die Bedürftigen, die Fremden, die Ausgestoßenen, die Unehrenhaften... Ihnen ist das Reich Gottes zuerst gegeben. Sie handeln für die Ekklesie, indem sie da sein. Wo sie sind, ist Gott nicht fern. In Nähe und Freundschaft zu ihnen wächst das Reich Gottes schneller, wächst auch die Ekklesie rascher, wächst eine Ekklesie in die Sendung Jesu hinein. Manche Ekklesie wird es als ihr Charisma entdecken, Menschen aus dieser Personengruppe zu integrieren, andere werden für und mit diesen Menschen tätig sein. Ob sich die Armen aber einem christlichen Leben zu wenden und den Glauben annehmen, ist zweitrangig. Den Armen gehört das Himmelreich, unabhängig davon, ob sie Jesus nachfolgen und sich zur Kirche bekennen.

10.5. Die Definition einer Ekklesie als kommunikative Praxis um Jesus Christus, der aktuelle Fokus auf die Charismen und die handelnden Personen scheinen nahezu legen, dass eine Ekklesie letztlich eine Aktivistentruppe ist. Oder kann man in einer Ekklesie auch passiv dabei sein? Hier gilt es zu unterscheiden. Eine Gemeinde ist sicher nicht der Ort für Menschen, die religiöse Vorgänge nur konsumieren oder persolvieren wollen. Das heißt aber nicht im Umkehrschluss, dass alle ständig aktiv sein müssen. Über Jesus zu sprechen macht nur Sinn, wenn wenigstens ein anderer nicht spricht, sondern hört. Natürlich ist Hören und schon gar engagiertes Hören auch eine Tätigkeit, aber es fühlt sich schon weniger aktivistisch an. Beten, bei der Heiligen Schrift verweilen, Stille wahren, Liturgie mitfeiern – auch das sind solche Tätigkeiten ganz eigener Art. Vergemeinschaftungen ohne diese Tätigkeiten sind aber sicher keine Ekklesien. So ist also Aufnehmen von Konsum zu unterscheiden. Gemeinden werden immer Menschen umfassen, die zur gegebenen Zeit und bei einem bestimmten Thema kreativ tätig und Menschen, die in diesem Moment aufnehmend tätig sind. Aufnehmen ist aber alles andere als passiv.

Ekklesien können es sich jedoch nicht leisten, zwischen kreativen und aufnehmenden Mitgliedern eine trennende Wand einzuziehen. Wenn einmal immer nur dieselben Menschen auf der Bühne und die anderen im Saal sitzen, hat die Ekklesie ihre Essenz und Daseinsberechtigung verloren. Eine Ekklesie ist fundamental Gemeinschaft von Gleichen – alle sind Getaufte und alle haben Anteil am gemeinsamen Priestertum – bei aller Ungleichheit der Charismen, Bedürfnisse und Optionen. Potentiell sind alle gerufen und in der Lage, kreativ zum Leben der Ekklesie beizutragen. Aber nicht immer alle gleichzeitig. Der Geist Gottes ist in allen gegenwärtig und am Werk. Er spricht aus allen Mitgliedern. Aber nicht eines jeden Begabung ist es, in der Versammlung das Wort zu führen. Die kommunikative Praxis um Jesus Christus nimmt alle mit. Alle haben das Recht der Rede und das Recht, Verantwortung zu übernehmen. Allen stehen alle Informationen zu. Aber niemand ist verpflichtet, zu allen Themen eine Meinung zu haben. Niemand ist für alle Aufgaben begabt. Es kann durchaus längere Zeiten geben, während deren Mitglieder einer Ekklesie durch andere Aufgaben so beschäftigt sind, dass sie sich nicht kreativ einbringen können. Es kann Lebenssituationen geben, die an der Beteiligung hindern. Persönliche Begabungen und

Bedürfnisse können nur wenige Äußerungen möglich machen. Aber auch Behinderte, auch Demente, auch Kleinkinder... sind wertgeschätzte, unverwechselbar kostbare, einmalige Mitglieder. Auch sie sind Gegenwart Christi für die anderen. Ihr Platz ist in der Mitte der Ekklesie – und dieser Platz darf nicht leer bleiben.

Ekklesie als kommunikative Praxis um Jesus Christus hat eine zeitliche Erstreckung. Wer gestern kreativ war, muss es heute nicht sein, kann es aber morgen durchaus wieder werden. Wer bisher nie kreativ war, dem stehen künftig dennoch alle Möglichkeiten offen. Wer bisher immer kreativ war, für den steht vielleicht eine Phase an, sich zurück zu nehmen, zu hören, zu beten... Eine Ekklesie ist jedoch dann keine Ekklesie mehr, wenn einige dauerhaft immer nur schweigen und einige immer nur reden (dürfen). Potentiell umfasst die Kommunikation immer alle – jetzt, früher oder später. Wer zu dieser Zeit eher aufnehmend sein kann oder muss, trägt die anderen mit und wird von den anderen mitgetragen – und umgekehrt. Es ist ein wenig wie mit dem Chorgebet der Mönche und Nonnen. Der Einzelne kann sich auch mal eine ganze Zeit lang nur „hineinsinken“ lassen. Das Gebet der anderen trägt ihn mit. Dann erhebt er/sie die Stimme und bringt sich wieder in die Harmonie ein. Ein Problem ist das höchstens, wenn sich plötzlich alle von den anderen tragen lassen wollen und keiner mehr singt. Das scheint aber nicht vorzukommen.

Für die Liturgie wurde in der Theologie des 20. Jahrhunderts der Begriff der „*Participatio actuosa*“ entwickelt, der dann Eingang in das Konzilsdokument über die Liturgie gefunden hat (*Sacrosanctum Concilium*). Gemeint ist die aktive Teilnahme aller Christinnen und Christen am gottesdienstlichen Geschehen. *Participatio actuosa* hebt die überkommene Trennung in „*ecclesia docens*“ – die lehrende Kirche – und „*ecclesia tacens*“ – die schweigende Kirche – auf. Dass die Einzelnen verschiedene Rollen in der Liturgie übernehmen, vorstehen, singen, vorlesen, vorbeten, musizieren..., ist nur die Oberfläche der *Participatio*. Mehr noch geht es um die innere, aktive Teilnahme. Diese ist Voraussetzung für die Liturgie. Der Gottesdienst ist die Feier der ganzen Gemeinde - Laien und Priester. Alle leben in der Feier ihr gemeinsames Priestertum, indem sie sich mit dem Leben, Sterben und Auferstehen Jesu verbinden. Das heißt freilich nicht im Umkehrschluss, dass einfach jeder jederzeit jede Rolle übernehmen könnte. Dies gilt in besonderer Weise für die Rolle des Priesters, der über sein Priestertum, das er mit allen teilt, auch sein Priestertum des Dienstes mit einbringt, das es ihm durch die Weihe ermöglicht, im Rahmen der Liturgie stellvertretend für Christus zu handeln. Alle - die ganze Gemeinde - aber werden durch die Teilhabe an Leib und Blut Christi in Christi Gegenwart gewandelt. Sie werden Leib Christi. So meint *Participatio actuosa* kausal die notwendige innere und äußere Beteiligung aller an der Liturgie – in differenzierten Rollen – und konsekutiv die innere Wandlung aller in Gegenwart Christi, was äußerlich in einem christlichen Leben jenseits des Gottesdienstes Ausdruck finden soll. Gottesdienst-Konsum, Gottesdienst als rein persönliche Frömmigkeitsübung, das Ableisten einer äußerlichen Gottesdienstpflicht ... haben in der Liturgie der katholischen Kirche keinen Platz.

Dieses liturgische Konzept lässt sich bruchlos auf die Frage der Partizipation in einer Ekklesie übertragen. Eine Ekklesie entsteht, indem alle, durch innere und/oder äußere Vollzüge, ihr gemeinsames Priestertum leben. Dabei sind durchaus unterschiedliche Rollen, Aufgaben, Beauftragungen..., eine mehr kreative oder mehr aufnehmende Gestalt der Teilhabe, möglich. Aber ohne *Participatio actuosa* findet eine Ekklesie nicht statt. Dann zielt die Ekklesie auch auf die Wandlung aller. Alle werden durch die Ekklesie zu Jüngerinnen und Jüngern Jesu geformt. Alle werden durch die Ausrichtung ihres Lebens zur Gegenwart Christi an diesem Ort und zu dieser Zeit.

Da aber Ekklesien wie alle menschlichen Vergemeinschaftungen den normalen sozialen Gesetzen unterliegen, wird es immer eine Tendenz zur „Spezialisierung“ geben, die über die offensichtlichen Charismen hinausgeht. Wer einmal Verantwortung erfolgreich getragen hat, dem wird man sie wieder anbieten. Wenn einer in einem Bereich Erfahrung gesammelt hat, legt es sich nahe, ihn oder sie weiter mit diesen Aufgaben zu betrauen. Unter der Hand entstehen so rasch „Klerikalisierungen“. Ekklesien werden deshalb gut daran tun, ihre Aufgaben oft rotieren zu lassen, Beauftragungen zeitlich zu begrenzen, Zwangspausen in die kreative Mitgliedschaft einzuschieben... Viele Ordensgemeinschaften machen es vor und zeigen wie stabilisierend und egalisierend eine solche Vorgehensweise wirkt. Jede Schwester kann Oberin werden – und auch wieder in die Gemeinschaft zurücktreten. Der Benediktiner-Abt ist durch seine Regel verpflichtet, zu allen wichtigen Themen immer auch die Meinung des jüngsten Mitbruders zu hören. Ekklesien werden in ähnlicher Weise ein festgelegtes Verfahren benötigen, das sie zwingt, in regelmäßigen Abständen, spätestens aber vor allen wichtigen Entscheidungen auch auf die Weisheit der „Kleinen und Unmündigen“ zu hören.

10.6. Wenn also nicht nur diejenigen, die in einem oberflächlichen Sinn aktiv sind und sich sichtbar in die kommunikative Praxis einbringen, zur Ekklesie gehören, stellt sich die Frage nach der Mitgliedschaft in aller Schärfe. Wer gehört zu einer Ekklesie und wer nicht? Ekklesie ist kein umfassender Begriff, der einfach alle Katholik/innen an einem Ort umgreift, ob sie wollen oder nicht. Katholik/innen können vollgültig zur Kirche gehören, ohne Mitglied einer Ekklesie zu sein. Ihr Zugehörigkeitsort ist dann die territoriale Pfarrei, oder eine Pfarrgemeinde, ein Verband, eine Kirchliche Bewegung.

Nun unterscheidet sich eine Ekklesie aber von einem Verband, einem Orden, einem Verein... dadurch, dass es keine formale Mitgliedschaft gibt. Eine Ekklesie ist Kirche am Ort. Sie steht potentiell allen offen. Ihre Versammlungen, insbesondere ihre Gottesdienste, sind öffentlich. Kirche ist keine Sekte, mit Zugangsbeschränkungen und Ausschlusskriterien, und Ekklesien dürfen nicht sektiererisch agieren. Man kann einer Ekklesie also nicht beitreten. Genauso wenig kann jemand eine Ekklesie durch formalen Akt verlassen. Es gibt keine Formulare dafür und keine Stelle, bei der man sie hinterlegen könnte.

Gleichzeitig ist jede kommunikative Praxis immer auf einen definierbaren Kreis von Teilnehmer/innen angewiesen. Die Ekklesie ist nicht alles. Sie setzt durch ihre Existenz ein Innen und ein Außen. Es gibt Menschen, die zugehörig sind und Menschen, die sich in Distanz zur Ekklesie finden.

In einem ersten Angang schon legt sich nahe, dass Ekklesien versuchen werden, die Schwellen niedrig zu halten. Eine leichte, einfache Zugänglichkeit entspricht ihrem öffentlichen, kirchlichen Charakter. Nur niedrige Schwellen führen den missionarischen Anspruch der Ekklesien nicht ad absurdum: Teilhabe an der Sendung Jesu Christi, Zeugnis für die Erlösung, Mitarbeit am wachsenden Gottesreich... Da Ekklesien jedoch auch keine verbindlichen, eingeschworenen Gemeinschaften sind, hat auch die Ausgangstür eine niedrige Schwelle. Keine Ekklesie ist heilsnotwendig. Jede/r kann sie jederzeit wieder verlassen. Er oder sie hinterlässt eine Lücke, aber keine Katastrophe. Ob man eine Ekklesie ohne große Argumentation, ohne Nachkarten und ohne „soziale Bestrafung“ verlassen kann, ist eines der wichtigsten Qualitätskriterien. Eine Ekklesie ist Kirche und nicht Sekte, wenn die Einzelnen frei und ohne Aufwand ihre jeweils jetzt passende Nähe und Distanz bestimmen können.

Das Konzept der Participatio actuosa hingegen kann helfen, sich dem Mitgliedschaftsbegriff von Ekklesien weiter anzunähern. Mitglied ist, wer partizipiert – egal ob zu einem Zeitpunkt X seine/ihre Teilhabe eher aufnehmend oder eher kreativ ist. Schaut man genauer hin, hat diese Partizipation jedoch zwei Dimensionen: die persönliche Ebene innerer Verbundenheit und die öffentliche Ebene wahrnehmbarer Beteiligung (aufnehmend oder kreativ!).

Ein Beispiel kann vielleicht helfen. Angenommen eine Ekklesie hat einen Gemeindebrief, den sie in ihrem Umfeld verteilt. Wenn eine ältere Dame diesen Gemeindebrief bekommt, liest und zum Altpapier gibt, und dies ihre einzige Beteiligung bleibt, ist sie eher nicht als Mitglied anzusehen. Anders liegt der Fall, wenn die gleiche ältere Dame, weil sie viel Zeit hat, täglich für sich alleine den Rosenkranz betet und in dieses Beten immer wieder Anliegen der Ekklesie einfließen lässt. Sie lebt eine stille Weise der Beteiligung. Sie partizipiert, ist also als Mitglied der Ekklesie anzusehen, jedoch erst einmal nur auf der persönlichen Ebene. Wenn nun diese Dame ihrer Freundin, die immer wieder an Versammlungen der Ekklesie teilnimmt, von ihrer Gebetspraxis erzählt, und diese Freundin ihr Wissen in die kommunikative Praxis der Ekklesie einspeist, entsteht ein neuer Zustand, denn die Mitgliedschaft schließt eine öffentliche Dimension nicht mehr aus. Der nächste Schritt ist, dass von der sichtbareren Ekklesie aus, Menschen zu der Dame Kontakt aufnehmen und nachfragen, ob sie ihre Mitgliedschaft in der Ekklesie aus der persönlichen Verbundenheit in eine öffentliche Mitgliedschaft weiterentwickeln will. Stimmt sie zu, ist sie Mitglied, auch wenn sie vielleicht wegen der Belastungen ihres Alters nie oder nur äußerst selten an öffentlichen Akten der Ekklesie teilnehmen wird. Die Ekklesie wird nach Möglichkeiten suchen, die ältere Dame so in ihre kommunikative Praxis aufzunehmen, dass sie sich zumindest potentiell auch kreativ einbringen kann. So könnte beispielsweise ein Weg gefunden werden, wie ihre Gebetserfahrungen, wenn sie die Anliegen der Gründung einer Ekklesie in den Rosenkranz einfließen lässt, wieder zu den Betroffenen zurück fließen können. So entsteht durch die persönliche und dann öffentliche Mitgliedschaft eine wechselseitige Verpflichtung. Diese liegt freilich nicht im Gebiet des Rechts und einklagbarer Pflichten, sondern in der Solidarität der Glaubensgeschwister, die miteinander Nachfolge Jesu zu leben suchen.

Mitgliedschaft in einer Ekklesie ist also einerseits eine innere Entscheidung und nicht einfach Schicksal, andererseits aber auch eine Entscheidung zu einer Öffentlichkeit der eigenen Verbundenheit mit der Ekklesie. Beide Elemente müssen zusammenkommen, damit eine volle Participatio actuosa in wechselseitiger Solidarität zu leben beginnt. Ein weiteres Beispiel soll dies von der anderen Seite her vertiefen: Wenn ein Ehepaar beginnt in einer gewissen Regelmäßigkeit die Gottesdienste der Ekklesie zu besuchen, so wird sich die Ekklesie darüber freuen und relativ zeitnah versuchen, Kontakt aufzunehmen. Zeigt sich bei diesem Kontakt, dass die Teilnahme ausschließlich zustande kommt, weil Zeit und Ort günstig in den Tagesablauf des Ehepaars passen, sie aber alle weitere Teilhabe ausschließen und nicht in eine Solidarität hineinwachsen möchten, so sind sie weiterhin gern gesehene Gäste, aber zu diesem Zeitpunkt keine Mitglieder. Trotz der öffentlichen Teilnahme fehlt der Aspekt der persönlichen Teilhabe – die Participatio bleibt unterhalb ihre Vollgestalt.

Ekklesien werden gut daran tun, (liturgische) Feiergestalten zu entwickeln, die immer dann das Neue markieren und vor Gott gutheißen, wenn eine Participatio actuosa zu ihrer Vollgestalt herangereift ist und der Ekklesie damit ein neues Mitglied beitrifft. In gleicher Weise könnte es sinnvoll ein (liturgisches) Gedenken und Verabschieden geben, wenn jemand die Ekklesie verlässt. Durch diese Feiern, die ein klares Vorher und Nachher markieren, entsteht damit faktisch etwas wie eine „Mitglieder-Liste“ und eine Vergewisserung, wer zum jetzigen Zeitpunkt dazu gehört. Eine solche Gewissheit kann vor allem dort notwendig sein, wo

Ekklesien durch entsprechende Wahlordnungen in die Wahl pfarrlicher Gremien und Vertretungen einbezogen sind, aber auch dann, wenn Entscheidungen innerhalb der Ekklesie durch Abstimmung erreicht werden müssen oder Leitungsdienste demokratisch zu besetzen sind.

10.7. Spätestens aus diesem zweiten Beispiel wird deutlich, dass Ekklesien nicht nur Mitglieder, sondern auch Freunde haben. Freunde sind Menschen, die der Ekklesie in irgendeiner Weise positiv verbunden sind, ohne dass sie ihre Verbundenheit zum jetzigen Zeitpunkt in eine volle Partizipation weiterentwickeln wollen. Freunde können Menschen sein, die der Ekklesie persönlich, innerlich verbunden sind, aber die den Schritt in die Öffentlichkeit nicht gehen wollen, oder Menschen, die zwar öffentlich immer wieder präsent sind, die innere Entscheidung zu persönlicher Verbundenheit in wechselseitiger Verpflichtung aber (noch) nicht vollzogen haben.

Freunde aber sind zum Freuen da. Die Ekklesie wird versuchen, sie mit Informationen zu versorgen, Kontakte zu halten, immer wieder Einladungen auszusprechen, Anteil zu nehmen, soweit erwünscht – dabei aber die gesetzte Distanz wahren. Freunde sind Freunde. Vielleicht werden aus Freunden einmal Mitglieder, aber die Freundschaft misst sich nicht aus dieser Perspektive. Freundschaft in kann ganz vielfältigen Formen gelebt werden: als innere Verbundenheit, als Gebetsbegleitung, als gelegentliche finanzielle Unterstützung, als wohlwollendes Türen-Öffnen zu anderen Gruppierungen hin, als politische Solidarität, oder auch nur, indem jemand gut über die Ekklesie und die Menschen in ihr redet. Der zuständige Pfarrer oder sonstige kirchliche Autorität, die pastoralen Mitarbeiter/innen im Umfeld, kirchliche Institutionen, eine nahegelegene Ordensgemeinschaft oder kirchliche Bewegung, der Bischof... all das sind hoffentlich ebenfalls Freunde der Ekklesie – ihr verbunden und zugetan, ohne Mitglied zu sein.

Für noch eine weitere Gruppe von Menschen ist von einer Freundschaftsbeziehung zur Ekklesie auszugehen. Anders als in anderen Kulturkreisen, bedeutet die Mitgliedschaft eines Familienmitglieds in einer Gemeinde erst einmal nicht auch die Mitgliedschaft der ganzen Familie. Andere Familienmitglieder können und werden andere Optionen leben, eine andere Balance von Nähe und Distanz suchen. Da diese Familienangehörigen die Mitgliedschaft jedoch mindestens tolerieren, vielleicht akzeptieren, möglicherweise wohlwollend unterstützen... sind sie bis zum Beweis des Gegenteils auch als Freunde der Ekklesie anzusehen und auch entsprechend zu behandeln. Ihnen stehen Informationen, Einladungen, Anteilnahme... zu. Die Ekklesie wird Kontakt halten, sich um sie bemühen, sie ehren.

Ekklesien sind jedoch noch einem weiteren Kreis von Menschen eng verbunden, die weder Freunde noch Mitglieder sind. Wenn beispielsweise eine Ekklesie offen einen Erstkommunionkurs für Kinder der Pfarrei anbietet, so sind die Kinder und ihre Familien zunächst weder Freunde, noch Mitglieder, sondern Kund/innen. Sie nehmen ein öffentliches, freilassendes Angebot der Ekklesie in Anspruch. Dieses Angebot nutzen sie für sich. Vielleicht ist es, wie bei einem Erstkommunionkurs mit Verpflichtungen zu Teilnahme an Veranstaltungen über einen gewissen Zeitraum verbunden, aber ein offenes Angebot verpflichtet nicht zur Mitgliedschaft. Mitgliedschaft ist auch nicht die erste Perspektive. Kund/innen verdienen freundlichen, sach- und personengerechten Service. Diesen nehmen sie in Anspruch. Hier bricht dann das Sprachbild, denn die Kund/innen einer Ekklesie sind Mitchristen, oder solche die es werden wollen. Der Service einer Ekklesie an Mitchrist/innen ist aber gratis – was den Ersatz von geleistetem Aufwand nicht ausschließt. Eine Ekklesie verdient jedoch nicht an ihren Kunden. Sie verdient nicht in finanzieller Hinsicht, sie verdient

aber auch nicht, indem sie Mitglieder gewinnt. Die Kunden bekommen einen Dienst gratis, wie alle Christ/innen die Zuwendung Gottes gratis bekommen. Im Glauben hat niemand aus sich und deshalb verdient auch niemand für sich. Christus schenkt seine Liebe nicht als Zwang und nicht auf Bezahlung und die Christ/innen sollten sich ebenfalls hüten. Ob dann, weil der Service ansprechend und die Menschen freundlich waren, aus Kund/innen Freunde oder Mitglieder werden, ist ein weiterer Schritt. Dazwischen liegt eine Reihe von Entscheidungen, die die ehemaligen Kund/innen treffen müssten. Ein Angebot ist also ein Angebot und ein Dienst und nie gekoppelt mit einer, wie sublim auch immer verbundenen, Verpflichtung zu dauerhafter Verbundenheit.

Um auf das Beispiel der Erstkommunionvorbereitung zurück zu kommen, bedeutet das, dass die Kinder eine wunderschöne Vorbereitung bekommen, ihnen Jesus als Freund lebhaft vor Augen gestellt wird, sie an bestimmten Gottesdiensten der Ekklesie und der Pfarrei teilnehmen sollen, die Gemeinde mit ihnen und für sie ein tolles Erstkommunionfest feiert – und dass dann gut ist. Die Kinder sind Kunden. Sie haben das Angebot angenommen, sie haben die geforderten Bedingungen erfüllt, sie haben für sich mehr oder weniger profitiert, die Mitglieder der Ekklesie und die Kinder hatten hoffentlich Freude miteinander. Das steht für sich und hat Wert in sich. Es ist keine Rekrutierungsmaßnahme der Ekklesie. Es ist gratis. Wenn die Kinder, wenn vielleicht ganze Familien darüber hinaus teilhaben wollen, ist das sicher Anlass großer Freude, aber es ist nicht Ziel des Angebots. Kund/innen sind Kund/innen und dürfen mit vollem Recht Kund/innen bleiben. Und auch wer einmal Kunde war und später ein weiteres Mal Kunde wird, bleibt Kunde, bis er oder sie selbst eine andere Initiative ergreift.

Um Mitglieder, Freunde und Kund/innen einer Ekklesie herum spannt sich ein unvorstellbar großes Netz von Kontakten und Kommunikation. Dieses Netz ist nicht greifbar, es kann und soll nicht funktionalisiert werden, aber es wird von der Ekklesie potentiell mit beeinflusst und aus diesem Netz können Einflüsse in die Ekklesie hineingetragen werden. Jedes Mitglied, jede Freundin, jeder Kunde der Gemeinde ist mit hunderten Menschen in Kontakt: Verwandten, Freunden, Arbeitskolleginnen, Zufallsbegegnungen, Webcommunities, Vereinsmitgliedern, politischen Weggefährten/innen... Bei einer Ekklesie mit 30 Mitgliedern, 50 Freunden und 10 aktuellen Kunden kommen da leicht 5.000 Menschen zusammen, mit denen die Ekklesie mittelbar in Kontakt ist. Ob und wie diejenigen, die der Ekklesie verbunden sind, in diesem Netz über die Ekklesie, ihren Glauben an Jesus Christus, ihre Hoffnung... reden, macht einen Unterschied. Es lohnt, diese Wirkung zu bedenken – auch wenn sie vielleicht nie für diese Ekklesie Früchte trägt. Aber die Kirche Gottes ist groß und der Geist Gottes wirkt an allen Orten, weit über die sichtbaren Grenzen hinaus. Vielleicht verdichtet sich in diesem weiten Netz ausgehend von Impulsen der Ekklesie und durch das Wirken des Geistes an ganz anderer Stelle eine neue Nachfolgegemeinschaft Jesu Christi.

Damit kommt eine weitere Gruppe in Blick, die für eine Ekklesie wichtige Bedeutung hat, obwohl sie weder zu den Mitglieder noch zu den Freund/innen gehört. Keine Ekklesie ist alleine auf der Welt. Es gibt weitere Ekklesien, es gibt Pfarrgemeinden, es gibt Pfarreien, Bistümer, Orden, Bewegungen, evangelische Kirchen, Orthodoxe, Freikirchen... aber auch Zusammenschlüsse von Menschen guten Willens, Nicht-Regierungsorganisationen, politisch-staatliche Körperschaften, Medien... Manche liegen ganz in der Nachbarschaft der Ekklesie, nicht selten gibt es Überschneidungen, manche berühren das Leben der Ekklesie nur punktuell

und „an einer Ecke“. Sie alle aber können Partner/innen der Ekklesie werden. Partner/in heißt, dass man sich kennt, projektorientiert zusammenarbeitet, sich wertschätzt und Anteil aneinander nimmt, sich ab und an wechselseitig einlädt und besucht., Erfahrungsaustausch organisiert, Rat annimmt und gibt, sich gegenseitig in Not beisteht...

So besteht eine Ekklesie einerseits aus ihren Mitgliedern, die sich persönlich und öffentlich entschieden haben, andererseits aber aus einem komplexen Ganzen aus Freund/innen, Kund/innen, Partner/innen und einem weiten, letztlich unüberschaubaren, kommunikativen Netz. Sie alle gehören, in je eigener Weise, zu den handelnden Personen.

## **11. Meinungsbildung**

11.1 Ekklesien sind bei aller Komplexität und Offenheit doch auch abgegrenzte soziale Organismen. Als solche müssen sie in der Lage sein, Grundvollzüge der Selbstvergewisserung zu leisten, sollen sie dauerhaft bestehen und sich dynamisch der sich wandelnden Umwelt anpassen. Dazu gehören die Fähigkeiten, sich zu erinnern, die eigene Identität durch die Zeit festzustellen, sich je neu eine Meinung zu inneren und äußeren Vorgängen zu bilden und zu Entscheidungen zu kommen. Eine Ekklesie als kommunikative Praxis existiert nur dann, wenn es ihr gelingt, hinreichend komplexe kollektive Prozesse der Selbstvergewisserung und Meinungsbildung zu etablieren, die ihrer offenen, auf Wachstum zielenden Struktur und ihrer missionarischen Ausrichtung auf ihr gesellschaftliches Umfeld mit Freunden, Kunden und Partnern gerecht wird.

Die entscheidende Herausforderung ist dabei die Komplexität der Kommunikation. Als Vorbild eignen sich weder die repräsentative Demokratie, die die aktuelle Meinungsbildung an gewählte Vertreter abgibt, noch betriebliche oder bürokratische Organigrammstrukturen. Alle Mitglieder sind potentiell zu jeder Zeit einzubeziehen. Alle haben das Recht der Rede und das Recht, Verantwortung für die Gemeinde zu übernehmen. Schon das Binnensoziogramm der gemeindlichen Kommunikation ist dadurch extrem vielfältig. Nimmt man die Umfeldkontakte hinzu, entsteht ein völlig unüberschaubares kommunikatives Netz. Verkompliziert wird die Aufgabe dadurch, dass es in einer Gemeinde keine Instanz gibt, die über die Angemessenheit eines Beitrags zu urteilen hätte. Auch werden keine Mehrheitsentscheidungen gebraucht, sondern es geht darum, in konsensualen Prozessen, die je eigene Position weiter zu entwickeln und miteinander und aneinander im Glauben zu reifen.

Da jeder Mensch nur ein eng begrenztes kommunikatives Netz pflegen kann, führen alle Konzeptionen der Meinungsbildung, die ausschließlich über einen oder wenige zentrale Knoten laufen, zu einer faktischen Begrenzung der Ekklesie auf die kommunikative Ausdehnungsfähigkeit derer, die die Knoten besetzen. Damit wird der Ekklesie eine relativ enge Wachstumsgrenze gesetzt. Alle anderen Menschen, die Kontakt aufzunehmen versuchen, könnten dann maximal noch „Kunden“ werden. Darüber hinaus führt die Konzentration der Kommunikation auf wenige Knotenpunkte perspektivisch dazu, dass kommunikative Prozesse erst dann als ekklesiell relevant gelten werden, wenn sie die zentralen Knoten durchlaufen haben und die „Inhaber“ informiert und im Verlauf präsent waren. Wenn beispielsweise ein kommunikatives Netz einer Ekklesie so aufgebaut würde, dass alle Meinungsströme immer den Weg über den/die Leiterin nehmen, dann wären letztlich nur Meinungen, die er/sie durchleitet und bewertet, Teil der ekklesiellen Meinungsbildung. Ohne ihn/sie findet dann etwas anderes statt, nicht aber die Ekklesie im Selbstverständnis derer, die sich so organisiert haben. Das würde zwangsläufig zu einer Klerikalisierung der

Verantwortlichen und zu einem autoritativen System führen. Die Ekklesie bliebe damit jedoch weit hinter ihren Möglichkeiten zurück.

Meinungsbildung muss also in Ekklesien, die wachsen wollen und potentiell auf alle Christ/innen am Ort und eigentlich sogar darüber hinaus ausgreifen wollen, in einer Vielzahl von flexiblen Rückkoppelungen organisiert werden. Idealbild ist das Rhizom, eine besondere Art Wurzelwerk in der Pflanzenwelt, das an beliebiger Stelle Knoten, Abzweigungen, Tiefenwurzeln und Triebe herstellen kann. Jeder Punkt eines Rhizoms kann potentiell zum Ausgangspunkt für jeden Entwicklungsschritt der Pflanze werden. Einen Ausfall eines Knotens kompensiert ein Rhizom durch eine Vervielfältigung der Knoten. Jeder Eingriff macht das System komplexer und widerstandsfähiger. Auf ekklesielle Kommunikation übertragen heißt das, jede/r Teilnehmer/in an der Kommunikation, sei es aus den Mitgliedern, aus den Freunden, Kunden oder Partnern, verfügt über die gleiche Potentialität. Jede/r Teilnehmer/in kann Ausgangspunkt eines neuen Themas sein, jeder Beitrag ist gleichwertig, jede Auseinandersetzung dient der kollektiven Klärung und Reifung. Jede/r ist vollgültige/r Zeug/in des Evangeliums, jede/r steht in der Sendung Jesu Christi und ist gesandt in sein kommunikatives Netz hinein. Jedes individuelle kommunikative Netz ist mannigfaltig mit den je anderen individuellen Netzen zu verknüpfen, so dass ein ekklesielles Ganzes entsteht.

Ekklesielle Meinungsbildung muss jedoch nicht nur diese Ubiquität der Kommunikation gewährleisten, die jeden Ort und jede Person potentiell einschließt, sondern auch dem Anspruch gerecht werden, dass in jeder Meinungsäußerung die ganze Ekklesie ganz anwesend ist, Kirche sich je neu und aktuell „materialisiert“. Jede kommunikative Praxis um Jesus Christus, wie begrenzt und flüchtig auch immer, ist ganz Kirche. In jeder Kommunikation über ihn ist der auferstandene Christus selbst gegenwärtig. So mag es helfen, das Bild des Rhizoms durch das Konzept eines Gehirns zu ergänzen. Gehirne funktionieren holistisch, das heißt alle Prozesse sind potentiell in jedem Teil präsent. Zwar sind manchen Hirnregionen bestimmte Aufgaben vorwiegend zugewiesen, aber potentiell kann das Gehirn Ausfälle durch Aktivitäten in anderen Bereichen kompensieren. Jede Synapse hat Bedeutung und Auswirkung in das ganze Gehirn hinein. Neben „bestehenden“ Synapsen, entstehen ständig neue Kontakte und Verarbeitungsstrukturen, während andere Verbindungen in Ruhezustand gehen.

Da Ekklesien keine formalisierten sozialen Gebilde sind, entspricht ihnen eine Meinungsbildung, die vielfältig, situativ, komplex und letztlich chaotisch angelegt ist. Versucht man ekklesielle Meinungsbildung in formale Strukturen zu lenken, wird man rasch feststellen, dass die tatsächliche Meinungsbildung daran vorbei läuft oder unterbleibt. Die Meinungsbildung amorph-chaotisch-holistischer (sozialer) Vergemeinschaftungen in einer komplexen und dynamischen Umwelt ist nicht einfach linear organisierbar. Vielmehr müssen Möglichkeiten geschaffen werden, wie zwischen den spontanen Beiträgen zur Meinungsbildung verlässlich Synapsen und Rückkoppelungen entstehen. Jenseits der Fiktion planbarer kommunikativer Abläufe können jedoch Zufälle organisiert werden, in dem Orte, Räume, Zeiten, Medien und kommunikative Oberflächen geschaffen und offen gehalten werden, in denen mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, dass sie für Meinungsbildung genutzt werden. Neben dem Offenhalten von Räumen ist es das Wichtigste, ausreichend Zeit in die regelmäßigen und strukturierten Abläufe der Ekklesie einzuplanen und freizuhalten, so dass es auch zu „zufälligen“, nicht-linearen Synapsen und Rückkoppelungen kommen kann.

Über die organisiert-zufälligen Prozesse der Meinungsbildung hinaus, ist es möglich und sinnvoll, zwischen verschiedenen Meinungsbildungsräumen, -wegen und -medien, zwischen verfassten Binnengruppen und -gremien, zusätzlich verbindliche Rückkopplungen und Verknüpfungen festzulegen. Andernfalls verpuffen spontane Meinungsbildungen und nicht-lineare Produktionen, da sie nicht in Kontakt mit räumlich oder zeitlich entfernten Meinungsbildungsprozessen gebracht werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Meinungsbildung in einer Ekklesie allen drei Dimensionen gerecht werden muss: der rhizomatisch-holistischen Grundstruktur, in der jede/r, der schon beteiligt ist, zu einem Verarbeitungs- und Kontaktknoten werden kann; dem durch Vorhalten von Räumen, Medien und Zeit organisierten Zufall und der systematischen Vernetzung ablaufender Meinungsprozesse. Das konkrete Design ekklesieller Meinungsbildung lässt sich jedoch nur im Blick auf die lokalen Gegebenheiten definieren.

11.2. Wegen der niedrigen Frequenz ekklesieller Treffen ist davon auszugehen, dass immer nur ein komplexer Meinungsbildungsprozess so ablaufen kann, dass in überschaubarer Zeit mit Ergebnissen zu rechnen ist. Ähnlich, wie bereits manche Gemeinden ein Jahresmotto festlegen, könnte auch ein (Jahres)Thema oder eine Frage, über die sich eine Ekklesie klar werden muss, für einen bestimmten Zeitraum festgelegt werden. Eine solche etwas künstliche Beschränkung dürfte insgesamt dennoch zu mehr belastbaren und guten, weil wirklich partizipativ entstandenen Ergebnissen führen. Andere Themen, die während der Bearbeitungszeit auftauchen, müssen dann auf ihre Dringlichkeit befragt und in der Regel erst einmal in einem allseits einsehbaren und transparenten „Themenspeicher“ aufbewahrt werden.

Das erste Thema festzulegen, ist Leitungsaufgabe. Welches Thema vorrangig ist, kann erst dann breit diskutiert werden, wenn schon eine gewisse Erfahrung mit den komplexen Meinungsbildungsprozessen vorliegt. Mit einer formalen Debatte zur Tagesordnung einzusteigen, schafft unnötig Frustrationen und Leerlauf. Ist das Thema festgelegt, lohnt es sich, es sehr breit zu kommunizieren, so dass möglichst alle Mitglieder und wer immer sich für die Gemeinde interessieren könnte, darauf aufmerksam werden können und sich zur Beteiligung eingeladen fühlen. Je nach Thema kann die Einladung sogar weit über den Kreis der Katholik/innen hinaus bekannt gemacht werden, denn gerade Fremdwahrnehmungen von außen können äußerst hilfreich sein, wenn es darum geht, die Ekklesie in der Zeitgenossenschaft zu verankern.

Benötigt wird also ein Print-Medium, das es ermöglicht, Informationen an alle Mitbürger/innen weiterzugeben. An vielen Orten können dafür bestehende Medien wie Gemeindezeitungen oder Anzeigenzeitungen genutzt werden. Eventuell muss der Pfarrbrief entsprechend weiterentwickelt werden. Vielleicht müssen auch neue Veröffentlichungs- und Vertriebswege erschlossen werden. Dieser Schritt sollte nicht abgekürzt werden, denn eine breite Kommunikation – einladend und mit leicht zugänglicher Information für alle, ist das Startkapital für die entstehende Ekklesie. Stil und Erfolg des ersten umfangreicheren Kommunikationsprozesses werden die ekklesielle kommunikative Praxis positiv prägen beziehungsweise schlimmstenfalls lange belasten.

Ein einfacher Ort, an dem Meinungsbildung live geschehen kann, ist der Vorplatz der Kirche nach dem ekklesiellen Gottesdienst. Unterstützt könnte die spezifische Meinungsbildung auf dieser „Agora“, diesem offenen Marktplatz, dadurch werden, dass ein Ort markiert wird, wo

sich einige Wochen lang Menschen einfinden können, die miteinander zu dem vorgegebenen Thema sprechen wollen.

Relativ leicht können bestehende Binnengruppen und Gremien die Meinungsbildung vorantreiben, in dem sie in ihren gewohnten Abläufen zeitliche Freiräume einplanen. Etwas mehr Aufwand ist die Einrichtung eines ekklesiellen „Salons“ oder eines „Jour fixe“. Er lohnt sich aber allemal, wenn Personen von außen in die Meinungsbildung einbezogen werden sollen. Entscheidend bei solchen Angeboten sind die leichte Zugänglichkeit, etwa in einer Gaststätte, und die verlässliche Regelmäßigkeit.

Da Fremdwahrnehmungen besonders hilfreich sein können, um blinde Flecken auszugleichen und die Binnenperspektive immer wieder zu öffnen, bietet es sich an, mit anderen gesellschaftlichen Gruppen, mit Repräsentanten der politischen Gemeinde, mit Vertretern der Wirtschaft, mit Schülervertretungen... regelmäßige Konsultationen zu vereinbaren. Denkbar ist beispielsweise, dass es zu jedem großen Thema ein Gespräch mit Vertreter/innen des politischen Gemeinderates gibt. Ein solches Verfahren stärkt zugleich die Einbindung der Ekklesie in ihr Lebensumfeld, macht sie für andere greifbar und interessant und kann eine lokale Partnerschaft zugunsten gemeinsamer Anliegen vorbereiten.

Rein mündliche Beiträge zur Meinungsbildung stehen den meisten anderen, die sich beteiligen wollen, nicht als Referenzpunkt zur Verfügung. Um die Beiträge der zufälligen Begegnungen, der „Agora“ vor der Kirche, eines gemeindlichen „Salons“ sowie der Gruppen und Gremien auch anderen zugänglich zu machen, braucht es unabdingbar die Schriftform. Hierfür bietet es sich an, ein formalisiertes Blatt als „Kurz-Memo“ zu entwickeln. Darauf ist der Name der Beteiligten zu vermerken und wie sie für Rückfragen erreichbar sind, Zeitpunkt und Kontext der Begegnung, Thema oder Aspekt des Themas und einige Stichworte zu den Beiträgen und möglichen Ergebnissen. Der/die Verfasser/in sollte ebenfalls transparent gemacht werden.

Da viele Menschen jedoch wenig geübt sind und sich scheuen, eigene Meinung in eine knappe Schriftform zu bringen und anderen zur Verfügung zu stellen, ist zu überlegen, ob nicht „Schreiber/innen“ bestellt werden können, die aus Mitteilungen „Kurz-Memos“ erstellen, den Mitteilenden vorlegen und bei Zustimmung, die Einspeisung in den komplexen Meinungsbildungsprozess initiieren.

„Memos“ machen nur Sinn, wenn sie zeitnah anderen Menschen zugänglich gemacht werden, damit diese sie zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen und Gespräche machen können. Dafür können das Print-Medium, aber auch eine Internetseite, oder eine regelmäßig erscheinende Dokumentation genutzt werden. Internetseiten erlauben zudem, relativ unkompliziert Community-Elemente zu integrieren, die es Nutzern ermöglichen Kommentare zu schreiben oder Diskussionsforen zu eröffnen. Auf absehbare Zeit können jedoch Internetseiten noch nicht als einzige Informationsquelle genutzt werden, weil damit zu große Bevölkerungsteile ausgeschlossen sind.

Klassierung und Anordnung der verschiedenen Beiträge erfordern neben den technischen Hilfsmitteln eine Redaktion, möglichst aus mehreren Mitgliedern der Gemeinde. Diese sorgt für die Les- und Auffindbarkeit der Beiträge und schlägt durch die Zuordnung und Verschlagwortung bereits erste Bezüge, Zusammenhänge und Entwicklungslinien vor. Wo immer möglich sollte das Redaktionsteam seine diesbezüglichen Kriterien und Entscheidungen möglichst allen offen legen, denn seine Tätigkeit hat eine erheblich steuernde Wirkung.

Eine weitere relativ unkomplizierte Weise, Meinungsäußerungen zugänglich zu machen, ist eine Art „Schwarzes Brett“. An einem öffentlichen Ort aufgestellt, ermöglicht es, „Memos“ für alle nutzbar anzubringen. Auch hier wird in regelmäßigen Abständen eine Redaktion benötigt, die Beiträge bündelt, miteinander in Beziehung setzt oder ein überbordendes Schwarzes Brett in eine Dokumentation überführt.

Denkbar ist, dass sich mit zunehmender Praxis in einer größeren Ekklesie Clubs bilden, die zur ekklesiellen Meinungsbildung beitragen, indem sie Foren, Rückkoppelungen oder Memo-Beiträge organisieren. Solche Clubs müssten eine gewisse Verbindlichkeit, Transparenz und Konstanz gewährleisten und für andere Menschen auffindlich sein. Von weitem ist diese Form mit dem Beitrag der Parteien zur politischen Meinungsbildung vergleichbar. An neuralgischen Punkten und wenn die Meinungsbildung bereits mit größerer Beteiligung angelaufen ist, können auch größere Foren, wie z.B. Pfarrversammlungen, Meinungsbörsen oder Chats, sinnvoll und notwendig sein.

Ein Sonderfall der Meinungsbildung ist es, wenn ein solcher ekklesieller Prozess auf eine praktisch umzusetzende Entscheidung hinauslaufen soll. In diesem Fall ist sicherzustellen, wie die entsprechenden Gremien und Personen ihrer repräsentativen beziehungsweise leitenden Funktion gerecht werden können, indem sie auf die Prozesse der Meinungsbildung zugreifen.

11.3. Die Schriftform ist für viele Menschen eine ganz erhebliche Hürde. Meinungen schriftlich festzuhalten ist einerseits absolute Bedingung der Möglichkeit einer komplexen und zeitlich gedehnten Kommunikation, andererseits so ungewohnt und herausfordernd, dass die Gefahr besteht, dass viele sich ausgeschlossen fühlen. Das Problem ist nicht, dass die Mitglieder keine Meinung hätten, aber sie sind es gewohnt, Gedanken dialogisch im Gespräch zu entwickeln. Das Fixieren ist nicht nur schwer, sondern nimmt zwangsläufig auch viel von der Lebendigkeit des kommunikativen Geschehens weg. Zudem wirkt etwas Geschriebenes leicht „endgültig“, festlegend... Etwas Geschriebenes macht angreifbar – und das umso mehr, wenn es sich um persönliche, spirituelle Dinge handelt.

Einiges davon lässt sich vielleicht durch die Gewöhnung und durch die Reduktion auf die Form des „Kurz-Memos“ ausgleichen. Aufgeschrieben wird nicht der ganze Weg, über den jemand seine Idee entwickelt, das Hin- und Her der Gedanken, all das Halbfertige. Aufgeschrieben werden ein paar Stichworte, die es anderen ermöglichen, ihre Gedanken anzuknüpfen. Kein Memo ist ein Endergebnis, sondern immer nur ein Zwischenstand: „Zu diesem Zeitpunkt schien mir ... für die Ekklesie bedenkenswert...“

Damit ist aber noch keine Lösung für das Schreiben selbst gefunden. Bei den Quäkern und einigen anderen kleinen kirchlichen Gemeinschaften gibt es jedoch eine Funktion in den Gemeinden, die hier eine Hilfe sein könnte. Noch aus Zeiten, in denen viele Menschen nicht Analphabeten waren, haben die Quäker den Gemeindeschreiber bewahrt. Der/die Gemeindeschreiber/in hilft Menschen, das was sie für die Gemeinde beitragen wollen in Schriftform zu bringen. Er/sie schreibt als Protokollant Zusammenfassungen von Versammlungen. Er/sie schreibt für kleine Gruppen oder für Einzelne. Er/sie schreibt auch für Kinder. Aufgabe des/ Gemeindeschreiber/in ist es, den Meinungsbildungsprozess zu

strukturieren, Treffen zu protokollieren, vor allem aber Beiträge, die ihm/r mündlich von Erwachsenen, Jugendlichen und Kindern anvertraut werden, zu verschriftlichen und allen potentiell Interessierten am Ort zugänglich zu machen.

Der/die Gemeindeschreiber/in braucht zuerst die Fähigkeit lange und sorgfältig zuzuhören und sich dabei selbst ganz zurück zu nehmen. Er/sie hilft vielleicht, die Gedanken zu sortieren und zu verknüpfen, aber er/sie muss die eigenen Impulse heraus zu halten lernen. Als Schreiber/in ist er/sie nicht inhaltlich Partei, nicht gleichberechtigtes Mitglied, nicht Gegenüber, sondern eine Funktion, eine Hilfe, ein Beistand. Sodann braucht es die Fähigkeit, das Gehörte zu strukturieren und in einige wenige Sätze zusammen zu fassen. Aber diese Sätze sind nicht das Eigentum des/der Schreiber/in. Herr/in über diese Sätze ist der/die, oder sind die, die schreiben lassen. Sie entscheiden, ob sie sich richtig wiedergeben sehen, ob es das ist, was sie beitragen wollen. So erfordert dieser Dienst ein gerüttelt Maß Demut und Geduld.

#### 11.4. Die ersten Themen

Gerade in der Anfangsphase einer Ekklesie scheint es sich direkt nahe zu legen, erst einmal ein paar praktische Fragen zu klären, die Mitgliedschaft zu definieren und Abgrenzungen und Beziehungen nach außen festzulegen. Jeder Verein, jede Initiative würde so vorgehen.

Tatsächlich gibt es ein Thema „O“ vor den inhaltlichen Themen. Dieses vorgeschaltete Thema ist der Kommunikationsprozess selbst. Wie wird in einem ersten Angang die Meinungsbildung organisiert? Wer kann sich wann wie äußern? Was passiert mit den Meinungsäußerungen? Wie wird mit Minderheitsmeinungen umgegangen? Ohne Antwort auf diese Fragen, wie improvisiert und vorläufig auch immer, kann Ekklesie als Kommunikationsprozess nicht beginnen.

11.4.1. Eine Ekklesie ist kein Verein und soll kein Verein werden. Sie ist kommunikative Praxis um Jesus Christus. Sie soll eine Infrastruktur sein, damit Menschen sich gegenseitig im Glauben stützen und das Evangelium in die Gesellschaft bezeugen können. Um diesem besonderen Charakter gerecht zu werden, bietet es sich an, zuerst die geistliche Dimension in den Blick zu nehmen. Der Bezug auf Gott und sein Handeln in Jesus Christus ist das Fundament der Ekklesie. Alle praktischen Vollzüge bauen darauf auf.

Erfahrungen mit individuellen Glaubenswegen bestärken die Intuition, dass zuerst das Fundament in der Zuwendung Gottes vergewissert werden muss, bevor Konkretisierungen oder gar Entscheidungen in spiritueller Weise angegangen werden können. Christ/innen sind Christ/innen, weil Gott sich ihnen zugewandt hat. Sie sind Christ/innen geblieben, weil Gottes Geist sie führt und bewegt. Sie leben als Christ/innen, weil Gott durch sie in die Welt wirkt. Weder individuelle Gottsucher noch entstehende Gemeinden beginnen bei Null und sind auf ihre eigene Kraft und Genialität angewiesen. Immer gibt es schon lange eine geistliche Geschichte Gottes mit diesen Menschen. So sind es auch die gleichen Fragen, die helfen, individuell oder ekklesiell auf den Weg zu kommen. Im Mittelpunkt steht der Blick auf die Geschichte Gottes mit den Menschen - mit diesen konkreten Menschen an diesem Ort. Eventuell kommt eine Wertschätzung der bisherigen geistlichen Geschichte der Vorläufergemeinschaft, aus der heraus die Ekklesie entsteht, hinzu. Welche Glaubensgewissheit, welche Erfahrungen und Hoffnungen sprechen dafür, dass Gott den Menschen an diesem Ort immer schon zugewandt ist und sie in seiner Liebe schützt, stützt und als Gemeinde auf einen Weg mit ihm ruft? Welche Geschichte mit Gott sind die

Menschen hier und sind frühere Gemeinschaften schon gegangen? Wie schließt sich das an die Erzählungen der Heilsgeschichte im Alten und Neuen Testament und in der Geschichte der Kirche an?

Erst die Vergewisserung und in gewisser Weise die Erfahrung, dass Gott es mit diesem Menschen und dieser Ekklesie gut meint, dass Gott sich schon längst konkret für diese Menschen engagiert hat, dass er sich immer finden lässt und sich auch nicht zurückzieht, wenn die Menschen dieser Zuwendung noch nicht angemessen entsprechen können, gibt die Basis und die Sicherheit sich auf das Abenteuer eines geistlichen Weges und einer geistlichen Entwicklung der Ekklesie einzulassen.

Der Meinungsbildungsprozess wird dabei nicht nur zwischen den Interessierten geführt, die sich der beginnenden Ekklesie verbunden fühlen. Mit im Gespräch sind die großen Verheißungen der Heiligen Schrift. Mit am Tisch sitzt die Tradition der Kirche, sitzen Theologie und Mystik. Die Gemeinschaft der Ekklesie am Ort ist immer Teil der großen Gemeinschaft der Kirche, durch die Zeiten und über alle Kontinente hinweg. Sie findet sich in der großen Communio. Sie stellt sich in den breiten Strom der Nachfolge Jesu Christi. Diese anderen „Gesprächspartner“ müssen in diesen ersten Meinungsbildungsprozess eingespeist werden. Dazu können biblische Texte, geistliche Übungen und Impulse aus den Mappen für Exerzitien im Alltag genommen und angepasst werden. Was bedeutet es, dass alle Frauen und Männer, dass diese beginnende Gemeinde Abbild und Ort der Gegenwart Gottes ist (Gen 1)? Was verändert sich, wenn wir uns auf die Zusage einlassen, dass Gott uns selbst dann nicht verlässt, wenn Vater und Mutter uns verlassen würden (Jes 49,14 ff)? Was verändert sich an unserem Blick auf uns selbst, wenn wir erfahren, dass Gott für uns sorgt, wie eine Mutter die ihren Säugling an die Brust nimmt (Hos 11,4)? Wie erfahren wir Heilung und Vergebung von Gott her?

Freilich werden sich viele Menschen, auch diejenigen, die schon lange der Kirche intensiv verbunden sind, mit diesen Fragen erst einmal überfordert sehen. Zu wenig ist eine religiös-spirituelle Sprache eingeübt. Im Widerspruch zum theologischen Verständnis der Kirche als Volk Gottes wurden solche Fragen bisher weitgehend an die Priester und pastoralen Mitarbeiter delegiert. Es wird deshalb viel Ermutigung, Geduld und sicher auch immer wieder Hilfestellungen benötigen, bis Menschen sich zu diesen Fragen äußern. Möglicherweise werden sie es zuerst „versteckt“ in symbolischer Rede, in Erzählungen, was anderen wichtig ist oder was andere erfahren und geschrieben haben, wagen. Möglicherweise werden sie eine Sprache verwenden, die nicht oder nur sehr formelhaft auf die gängigen religiös-theologischen Vokabeln Bezug nimmt. Dennoch sollte in keinem Fall auf diese Fragen verzichtet und auf scheinbar einfachere Dinge ausgewichen werden. Nur so wächst die Ekklesie aus einem spirituellen Weg vor Gott, findet sie sich als Produkt des Wirkens des Heiligen Geistes, stellt sie sich bewusst in die Nachfolge Jesu.

11.4.2. Eine Ekklesie ist nicht für sich selbst da. Sie findet sich selbst in der Gegenwart und Zuwendung Gottes, um Zeugnis abzulegen von der Erlösung, um den Weg Jesu zu gehen, um in die Welt zu wirken. So schließt sich ein zweites Thema direkt an. Wie können wir die Sendung, die Gott sich selbst in Jesus Christus für seine Welt gibt, ins Wort bringen? Was bedeutet es, dass wir als Christen in dieser Sendung stehen – „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch (Joh 20,21)? Wie könnte das große Ziel vor Gott und den Menschen, auf das hin christliche Gemeinde an diesem Ort gerufen ist, beschrieben werden? Wofür sind wir als Gemeinde da? Wie können und sollen wir christlichen Glauben hier am Ort präsent halten?

Sendung und Gemeinschaft sind gleichursprünglich. Eine Ekklesie findet sich nicht erst lange und wohltuend unter sich, um dann vielleicht ein wenig auch nach außen zu wirken. Und Christ/innen wirken zuerst und vornehmlich als Gemeinschaft in die Welt, gemeinsam bezeugen sie die Liebe Gottes. „Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt.“ (Joh 13,35) Liebe und Zeugnis, Communion und Missio, Gemeinschaft und Sendung, gehen notwendig miteinander, stützen und korrigieren sich gegenseitig. Beide zusammen sind die tiefe Berufung der Ekklesien. Die gelebte Einheit aus beiden Aspekten ist das Glaubenszeichen und die Herausforderung für die Welt. Wenn sich also eine Gemeinschaft als Ekklesie finden will, so findet sie sich in der Sendung Jesu Christi und auf diese Sendung hin.

Dabei ist darauf zu achten, dass es nicht zu einem scheinreligiösen Überschwang kommt. Die Ekklesie ist nicht dazu da, die Welt zu erlösen. Die Erlösung ist in Jesus Christus schon geschehen. Die Ekklesie muss auch nicht die Rettung für alle Probleme vor Ort bringen. Das Zeugnis für den Glauben hängt nicht nur an ihr allein. Wichtig ist deshalb, dass bei aller Meinungsbildung über die Sendung und das Ziel der beginnenden Ekklesie, die Rahmenbedingungen, Ressourcen und konkreten Menschen nicht aus dem Blick geraten. Der Geist Gottes ruft in Bewegungen und Handlungen, die konkret und leistbar sind und nicht in Überforderung, Überspanntheit und „schöne“ theologisch-theoretische Konstrukte ohne Bodenhaftung.

Die Frage nach dem großen, überzeitlichen Ziel - das nicht mit konkreten Aufgaben verwechselt werden darf, schreibt die Ekklesie in die Sendung und Bewegung Gottes zu den Menschen und zur Schöpfung ein und beteiligt sie an der Sendung der Kirche. Zugleich implantiert es eine Grunddynamik in alle Aktivitäten und wirkt außerdem als Kriterium, anhand dessen konkrete Aktionen und Ausgestaltungen überprüft werden können. Der Meinungsbildungsprozess zu diesen ersten beiden basalen Themen kann folglich erst dann als vorläufig abgeschlossen angesehen werden, wenn eine griffige, im Konsens geteilte, leicht merkbare Formulierung gefunden ist, die Grund und Ziel der Gemeinde in Jesus Christus ins Wort bringt. In der Wirtschaft nennt man das neudeutsch bezeichnender Weise „mission statement“.

Über den weiteren Verlauf der geistlichen Entwicklung lässt sich wenig Allgemeines sagen. Wäre es möglich, bräuchte es die Meinungsbildungsprozesse vor Ort nicht. Dennoch lassen sich aus der Erfahrung mit individuellen geistlichen Lebensprozessen einige Hinweise gewinnen, die Ekklesien helfen könnten.

11.4.3. Aus der Vergewisserung der Zuwendung Gottes und dem Bemühen, ein Ziel für das Leben zu formulieren, entsteht auf individuellen geistlichen Wegen oft ein persönliches Grundgebet. Auch für eine Ekklesie wird es Sinn machen, ein solches Grundgebet zu entwickeln. Dieses Gebet erinnert an die Erfahrung und Gewissheit der lieben Zuwendung Gottes in Schöpfung, Berufung und Erlösung, formuliert das Ziel der Ekklesie, das „mission statement“ und bittet ausdrücklich darum, dass alles ekklesielle Leben sich von diesem Ziel her versteht und gestaltet und auf dieses große Ziel in der Sendung Jesu Christi hin ausgerichtet sein möge.

Dieses Gebet zu formulieren könnte eines der ersten weiterführenden Themen für den ekklesiellen Meinungsbildungsprozess sein. Schon wenn nur eine Person für sich selbst mit der Formulierung ringt, braucht das einige Zeit. Der Prozess darf für eine Ekklesie nicht abgekürzt werden. Solange noch substantielle Formulierungsvorschläge eingehen, kann der

Gebetstext nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Vielleicht kann aber der vorläufige Text, im Bewusstsein, dass er noch vorläufig ist, schon im ekklesiellen Beten benutzt werden. Im Beten selbst klärt sich das Beten, werden unpassende und unstimmgige Formulierungen am schnellsten spürbar und legt sich nicht selten unter dem Antrieb des Heiligen Geistes die passende Formulierung „wie von selbst“ nah.

Es bietet sich an, dieses Gebet dann unverändert, immer in den Anfang von ekklesiellen Gottesdiensten, Versammlungen und allen Treffen zu integrieren. Auch auf den Rundbriefen und Veröffentlichungen der Gemeinde wird man es oft abdrucken. Es darf deshalb nicht zu lang sein. Idealerweise lässt es sich leicht auswendig lernen und wird so zum Grundbestand des Betens an diesem Ort.

Nachdem sich die beginnende Ekklesie auf eine Formulierung des großen, überzeitlichen Zieles („mission statement“) geeinigt hat, um dessen willen sie da ist und auf das sie hin lebt, stellt sich automatisch die Frage nach den konkreten Mitteln, Ressourcen, Gebäuden, Aktivitäten und Veranstaltungen, die sie dafür und daraufhin einsetzen will und kann. Jetzt – und jetzt erst - kommen sinnvoll all die praktischen Fragen in Blick. Auf der Ebene der Logik ist dieser Schritt einfach: Natürlich wird man die Mittel einsetzen und sie so einsetzen, dass dem Ziel in der Sendung Jesu Christi damit gedient ist. Auf der praktischen Ebene ist dieser Schritt schon im geistlichen Leben eines Einzelnen mühsam, langwierig, oft schmerzhaft und nicht selten von immer wiederkehrenden Rückschlägen geprägt. Bei ekklesiellen Klärungsprozessen ist deshalb unbedingt mit einem zähen Ringen zu rechnen, schlagen hier doch Tradition, Gewohnheit, private Vorlieben, unterschiedliche Optionen, auch unterschiedliche Gottesvorstellungen und Kirchenträume... klärend und störend bis ins ganz Konkrete durch. Die Debatte verschärft sich dadurch, dass die Ressourcen knapp und die Mitarbeitenden gerade zu Beginn der Ekklesie noch wenige sind, also viele Dinge, die unbedingt notwendig oder absolut wünschenswert und ganz dem theologischen Selbstverständnis von Kirche entsprechend sind, nicht geleistet werden können.

11.5. Bei der Meinungsbildung einer Ekklesie sind vom Ziel her zwei verschiedene Verfahren zu unterscheiden. Zielt die Meinungsbildung auf Anreicherung, Vertiefung oder Inkulturation eines Glaubenthemas, so handelt es sich um einen offenen, kreativen Prozess bei dem möglichst viele Stimmen zu hören sind, und jeder, der eine Einsicht teilt, alle bereichert. Dieses Verfahren eignet sich für die oben angesprochenen Themen, für alle Bibelgespräche im weitesten Sinn, für das Sakramenten- und Gottesdienstverständnis, für theologische Themen... Die Vielfalt der Meinungen, die Wolke der niedergeschriebenen Erfahrungen, machen den Wert dieses Verfahrens aus. Es dient dem Glauben, dem Glaubenswissen und der spirituellen Suche der Mitglieder. Das Verfahren endet zu einem festgesetzten Zeitpunkt, oder wenn ein anderes Thema auf die Agenda gesetzt wird, oder wenn einige Zeit lang keine neuen Beiträge mehr eingehen.

Anders verhält es sich, wenn am Ende der Meinungsbildung eine strategische Entscheidung stehen soll oder muss. Strategische Entscheidungen unterscheiden sich von operativen dadurch, dass sie eine neue Herangehensweise erfordern und nicht einfach aus bestehenden Optionen ableitbar sind. Hier greifen Verfahren, die unter dem Stichwort „Unterscheidung der Geister in Gemeinschaft“ entwickelt worden sind.

Hinter der Methode stehen die Überzeugungen, dass Gott nicht nur einen allgemeinen Plan mit der Menschheit hat, sondern durch den Heiligen Geist auch in konkrete und alltägliche Situationen von Menschen und Gemeinden einzugreifen sucht, und dass dieser konkrete Wille Gottes auch mit menschlichem Verstand erkennbar ist. Folglich sind Gott und sein Wille in die praktischen Überlegungen einbeziehbar und auch wirklich einzubeziehen. Schließlich geht es um seine Kirche und die ekklesielle Ausgestaltung ihres Lebens vor Ort. Unterscheidung in Gemeinschaft zielt darauf, Gottes Willen zu wollen.

Das zieht aber augenblicklich die Frage nach sich: Wie kann denn der Wille Gottes für eine konkrete Situation erkannt werden? Hier greift nun noch eine dritte Grundüberzeugung, die von den Mystiker /innen der Kirche durch alle Jahrhunderte immer wieder bestätigt wurde: Dass nämlich der Wille Gottes sich ausprägt in einer tieferen Schicht des menschlichen Wollens. Nicht dort, wo wir dies und das wollen, diesen und jenen Interessen folgen, es dem oder jenem recht machen wollen. Sondern eine Schicht darunter, dort wo die Grundsehnsucht, das große Ziel unseres Lebens und unser tiefstes Streben beheimatet sind. Unterscheidung in Gemeinschaft braucht deshalb als Basis die Verständigung über das „dazu hin“ der Ekklesie. Das Verlangen, diesem Ziel näher zu kommen, gibt einerseits die Richtung vor, wo Gottes Wille zu suchen ist, andererseits ist ihm auch die Energie anwesend, die es für die Suche braucht.

So ist auf allen geistlichen Unterscheidungs- und Entscheidungswegen nach der Erinnerung an das überzeitliche Ziel, die Frage nach dem geistlichen Verlangen im Mittelpunkt. Wollen wir Gottes Willen wollen? Dieser Ansatz unterscheidet sich fundamental von Ansätzen wie: Wollen wir die beste Lösung finden? Wollen wir es möglichst vielen Menschen recht machen? Wie wollen wir unsere Kräfte einsetzen? Es ist letztlich die Frage nach der Sehnsucht nach Gott und seinem Reich. Wo diese Sehnsucht lebendig ist, kann eine Ekklesie geistliche Entscheidungsprozesse auf den Weg bringen. Ist diese Sehnsucht nicht oder nur in wenigen Mitgliedern zu spüren, sind nicht praktische Entscheidungen dran, sondern Zeit für die Intensivierung des Glaubens und der Gottesbeziehung der Einzelnen, wie der Gemeinschaft.

Diese tiefere Schicht des Verlangens, diese Sehnsucht nach Gott und seinem Reich, ist in den Menschen und in einer Ekklesie erreichbar und das ist nicht einmal besonders schwierig. Entscheidend ist es, sich aus dem Vielerlei der Wünsche und Interessen der oberen Schicht lösen zu lassen. Ignatius von Loyola nennt diese Gelöstheit Indifferenz: nicht im Sinne von Gleichgültigkeit, sondern als Freiheit von Umtrieben, von Abhängigkeiten und von scheinbar selbstverständlichen gesellschaftlichen Werten. Indem die Umtriebigkeiten relativiert werden, wird der Raum eröffnet, frei geräumt, in dem sich Gottes Wille in unserem Willen ausdrücken kann: Der Raum in uns, in dem Gott selbst innere Regungen und Bewegungen in uns wach rufen kann.

Entsprechend beginnt die Methode der „Unterscheidung in Gemeinschaft“ mit der Bemühung und der Bitte um Indifferenz, um Freiheit von den je persönlichen Vorlieben, von begrenzten Einsichten und Überzeugungen, von privaten Interessen und Sympathien. Eigene Überzeugungen müssen suspendiert, das heißt in ihrer Wirkmächtigkeit gesehen und so weit möglich neutralisiert werden. Der Wille Gottes ist nicht etwas, was einer oder viele oder eine Mehrheit einfach schon weiß. Der Wille Gottes ist nicht zuhanden. Er ist auch nicht festlegbar. Er entzieht sich. Es geht im Folgenden nicht mehr darum, Interessen in einem „politischen“ Spiel miteinander abzugleichen oder einen Kompromiss zu formulieren, mit dem alle leben können. Im Mittelpunkt steht vielmehr das gemeinsame Bemühen aller,

herauszufinden, wohin der Geist Gottes die Ekklesie in dieser Frage führen will. „Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt.“ (Apk 2,7) Dafür braucht es Zeiten des betenden, erwägenden, betrachtenden Verweilens zugleich bei Gott und bei der konkreten Fragestellung.

Nach der Vergewisserung des Ziels, einem Hinspüren zur Grundsehnsucht und der Bitte um und Arbeit an der inneren Indifferenz und Freiheit, ist dann das Thema mit seinen Bezügen und Implikationen zu klären. Was ist genau die Frage? Wer ist beteiligt und wer ist betroffen? Wie stehen die Akteure untereinander in Beziehung? Welche Verantwortung kommt wem zu? Wer verfügt über welche Macht? Wer hat legitimer Weise welches Interesse? Welche Rahmenbedingungen sind zu beachten? Welche Ressourcen stehen zur Verfügung? Jetzt kommt also eine offene, kreative Kommunikation in Gang, die erst abgeschlossen ist, wenn für alle Beteiligten verstehbar alle Bedingungen und Konsequenzen ermittelt sind. Auf diesem Weg werden wahrscheinlich bereits konkurrierende Ideen und Möglichkeiten sichtbar.

Als nächster Schritt muss derjenige, der/die in der Ekklesie für den fraglichen Bereich Verantwortung trägt, möglichst zusammen mit einem Redaktionsteam, gangbare von utopischen oder unpraktikablen Vorschlägen trennen. Die aussortierten Möglichkeiten sind aber zu bewahren und öffentlich zugänglich zu halten. Es ist durchaus denkbar, dass zu einem späteren Zeitpunkt darauf zurückgekommen werden soll. Sodann sind wenigstens zwei, besser drei, gute, gangbare, ressourcenkompatible Alternativen zu entwickeln. Die möglicherweise guten Alternativen sind nun der Gemeinde vorzulegen und so zu erklären, dass alle sie verstehen.

Beispiel: Wenn in und um eine Ekklesie viele ältere Menschen sind, die über Einsamkeit klagen, so ist vielleicht eine gute Möglichkeit, einen Besuchsdienst zu organisieren. Eine andere Möglichkeit könnte ein regelmäßiger Seniorennachmittag sein. Eine dritte Möglichkeit ist eventuell, einen Transportdienst auf die Beine zu stellen, der die älteren Menschen kostengünstig zu bestehenden Angeboten bringt. Alle drei Möglichkeiten können helfen. Alle drei Möglichkeiten, so ist vorausgesetzt, sind mit den Ressourcen der Gemeinde realisierbar.

Jetzt beginnt der eigentliche Vorgang der geistlichen Abwägung. Der Meinungsbildungsprozess wird nun für eine festgelegte Zeit unterbrochen. Alle Mitglieder, aber auch Partner/innen und Freund/innen werden gebeten, mit dieser Fragestellung und den vorbereiteten Alternativen in Stille und Gebet zu gehen. Dabei können Fragen wie diese helfen: Wo scheinen Tendenzen zu sein, die mehr in Richtung Freiheit, Kommunikation, Leben und Lebendigkeit, Solidarität – letztlich zu ein wenig mehr Glaube, Hoffnung und Liebe führen? Und wo sehe und spüre ich Tendenzen, die mehr in die Gegenrichtung von Resignation, Verlogenheit, Wirklichkeitsverkürzung, Unfreiheit, Egoismus, Gewalttätigkeit... zu führen scheinen? Wo sind Zeichen des Leidens, der Angst, der Hoffnung? Welche Worte, Taten, Fragen... Jesu kommen mir zu dieser Fragestellung in den Sinn? Nach der festgelegten Zeit werden die Erfahrungen, Einsichten, Assoziationen... Geistbewegungen der Einzelnen eingesammelt, nachgefragt, besprochen und vertieft.

Mit dem dann erreichten Stand beginnt eine zweite Runde. Wieder wird der Prozess für Stille und Gebet unterbrochen. Nun können folgende Fragen zusätzlich hilfreich sein: Wenn ich die Beiträge der anderen Beteiligten erwäge, dann stellt sich in mir ein...? In welche Richtung scheint es mir zu gehen? Welche Antwort scheint mir eher dem Geist des Evangeliums, der Botschaft Jesu, dem Willen Gottes zu entsprechen? Nach der festgelegten Zeit werden die Erfahrungen, Beiträge und Optionen wieder eingesammelt. Die Erfahrung mit dieser Methode

zeigt, dass in der zweiten Mitteilungsrunde in aller Regel bereits ein praktischer und praktikabler Konsens entstanden ist. Er stellt sich ein, er wird nicht hergestellt. Zeigt sich nach der zweiten Runde noch keinerlei Richtung für die Entscheidung an, ist zu überprüfen, ob die Alternativen richtig ausgewählt wurden. Auch ist denkbar, dass sich durch das „Nicht-Ergebnis“ zeigt, dass die falsche Frage gestellt wurde oder eine andere, umfassendere, grundlegendere Frage zuerst bearbeitet werden muss. In diesem Fall kehrt der Prozess zu seinem Ausgangspunkt zurück.

Aber selbst wenn sich eine gemeinsame Option und ein Konsens andeuten, ist oft noch eine dritte Runde erforderlich. Wieder geht man wie gehabt vor. Ergänzende Fragen sind diesmal: Was ist unbedingt zu beachten, ganz gleich wie die Entscheidung ausgeht? Was würde es mir möglich machen, das Ergebnis mit zu tragen? Was ist von unserem Glauben an Jesus Christus - als Mensch geboren, gekreuzigt und auferstanden - her festzuhalten, auch wenn es uns vielleicht hart ankommt?

Der- oder diejenige, die die Frage und die möglichen Alternativen eingebracht hat, weil er/sie für diesen Bereich Verantwortung trägt, sollte sich während des ganzen Prozesses der Abwägung nicht inhaltlich beteiligen. Er/sie betet darum, dass sich die anderen vom Geist Gottes bewegen lassen und der Wille Gottes sichtbar wird. Erst nach der dritten Runde, wenn ein weitgehender Konsens gefunden ist, den alle mittragen können, wenn also eine Vermutung im Raum steht, was eher das sein könnte, was „der Geist der Gemeinde sagt“, kommt der/die Verantwortliche wieder inhaltlich ins Spiel. Er/sie formuliert das Ergebnis und legt es den anderen noch einmal vor. Findet sein Ergebnis Zustimmung, steht die Entscheidung fest und der/die Verantwortliche beginnt mit Planungen und Kooperationen für die Umsetzung.

Die Methode der „Unterscheidung in Gemeinschaft“ eignet sich nicht für Themen des Glaubens, denn der Konsens vor Ort ist hier immer zu klein. Glaubensthemen werden nicht vor Ort allein entschieden. Die Methode eignet sich auch nicht für operative Entscheidungen der Ausgestaltung und Umsetzung. Es ist eine Methode für die strategischen, mittelfristigen Entscheidungen, immer dort wo es eng und handgreiflich wird: Entscheidungen über Geld, über Baumaßnahmen, über Verteilung und Einsatz von Ressourcen, über Engagement und Kooperationen, über Prioritäten und – was am schwersten ist – darüber, was aufgegeben werden muss. Je strittiger ein Thema und je mehr unvereinbare Interessen im Raum sind; je weniger ein Kompromiss möglich ist, der es allen recht macht; wann immer eine Entscheidung, egal wie sie ausgeht, mindestens einer Gruppe weh tun wird, immer dann entfaltet die Methode der „Unterscheidung in Gemeinschaft“ ihre wahren Möglichkeiten und ihre volle Kraft, denn sie bezieht alle Mitglieder in gleicher Weise ein. Dadurch verpflichtet sie auch alle Beteiligten in gleicher Weise auf die Entscheidung. Es ist unsere gemeinsame Entscheidung, die wir nach bestem Wissen und Gewissen, im betenden Hinhören auf Gottes Willen und hoffentlich unter der Führung des Heiligen Geistes gefunden haben. Es ist die jetzt beste Weise, die wir herausgefunden haben, den Willen Gottes zu wollen.

11.6. Das beschriebene „große“ Methode der „Unterscheidung in Gemeinschaft“ spielt auf der Ebene der strategischen Entscheidungen. Aber es gibt gute, weltkirchlich breit dokumentierte, Erfahrungen damit, auch operative kirchliche Entscheidungen einer mittleren Reichweite nicht einfach der technischen Vernunft anzuvertrauen. Weltweit bereiten Gemeinden, Kleine Christliche Gemeinschaften, Basisgemeinden, oder wie immer das gleiche Phänomen vor Ort genannt wird, operative Entscheidungen durch eine Phase intensiver gemeinschaftlicher

Beschäftigung mit der Heiligen Schrift vor. Die bekannteste Methode, die auch durch ihre einfache Handhabbarkeit besticht, ist die Sieben-Schritte-Methode des Lumko-Instituts, auch als Bibelteilen bekannt.

Zwei Missverständnisse sind jedoch zuerst auszuräumen. Bibelteilen ist in einem ersten Schritt in Deutschland als Methode eines „frommen“ Bibelgesprächs – potentiell ohne theologisch ausgebildete Hauptamtliche – als Alternative zu den eher akademischen Bibelkreisen und –seminaren eingeführt worden. Es diente dem Glaubensgespräch, dem Austausch und der je persönlichen Aneignung biblischer Texte. Typischer Weise wurde es in kleinen, nahezu privaten Zirkeln geübt. Der so genannte 6.Schritt, der nach den Konsequenzen für den Alltag und die Praxis fragt, fiel dann meist aus bzw. wurde in die Verantwortung der Einzelnen delegiert. Bibelteilen im Sinne des Lumko-Instituts und des daran anschließenden AsIPA ist jedoch als Instrument und Werkzeug für die Gemeindeentwicklung gedacht. Bibelteilen erfordert einen gemeinsamen Lebens- und Handlungszusammenhang, erfordert eine Gemeinde, die miteinander den Glauben teilt und sich für ihr Umfeld einsetzt. Eine solche Gemeinde hat regelmäßig konkrete, praktische, operative Fragen miteinander zu besprechen. Das Bibelteilen zielt auf diesen 6. Schritt der Praxis, stellt die Praxis jedoch in das Licht der Heiligen Schrift und lässt zu und hofft, dass die Praxis von der Heiligen Schrift inspiriert und verändert wird.

Aber, und das ist das zweite Missverständnis, es geht in keiner Weise darum, aus jedem beliebigen Bibeltext jeweils Anweisungen für das konkrete Handeln herauszuarbeiten. Ein Evangelientext bringt in Kontakt mit dem Leben Jesu, mit seinen religiösen und gesellschaftlichen Optionen, mit seinem Lebensschicksal, aber er gibt keine Auskunft darüber, wie wir uns heute in konkreten Einzelfragen zu entscheiden haben. Das wäre ein fundamentalistischer Fehlschluss, der sowohl den Charakter der Bibel als Gotteswort im Menschenwort – heißt in zeitgebundener Sprache und Weltanschauung – als auch die Option Gottes für den freien Willen und die Gestaltungskraft der Menschen missachtet. Die Hinwendung zur Heiligen Schrift hilft, die Themen, Fragen und Probleme aus dem Zentrum des Glaubens in der Christus- und Gottesbeziehung heraus anzugehen. Das Schriftgespräch mit seiner festgelegten Abfolge von Hören, Schweigen, Reden, Beten... öffnet Räume, um achtsam auf das Wirken des Geistes Gottes hinzuhören, der durch die „alten“ Texte heute und ganz konkret unser Herz zu Gott und den Menschen hin bewegen will. Aber das Schriftgespräch nimmt nicht das Ergebnis der sachlichen Auseinandersetzung und der operativen Planung vorweg. Hier ist die gestaltende Kraft der Vernunft, hier sind Sachkenntnis und eigene Position, hier ist die wohlwollend, aber profiliert geführte Debatte in ihrem Recht. Die Gnade setzt die Natur voraus und vollendet sie – dieser Zentralsatz des scholastisch-theologischen Denkens greift auch hier.

Für die Meinungsbildung der Ekklesie bedeutet das, dass Gruppen, Initiativen, Gremien, Teams der Gemeinde gut daran tun, ihr „Tagesgeschäft“ nicht allein aus der praktisch-technischen Vernunft heraus abzuwickeln. Mindestens bei schwerwiegenden Entscheidungen, besser aber als Routine jeder „Dienstbesprechung“, steht es Kirche gut an, vor (zeitlich – nicht kausal) die praktische Abwägung eine gemeinschaftliche Hinwendung zur Heiligen Schrift zu schalten. Die Vorbereitung eines besonderen Gottesdienstes beginnt dann nicht mit der Durchsicht verschiedener liturgischer Hilfen, sondern mit einem Bibelteilen zu einem der vorgesehenen Texte. Die Einsatzbesprechung des Caritas-Kreises beginnt nicht mit der Rückmeldung der angetroffenen Probleme, sondern mit einem Bibelgespräch. Das regelmäßige „Dienstgespräch“ der Leitung beginnt in gleicher Weise mit der Hinwendung zum Wort Gottes. Welche Methode man dabei heranzieht, ist sekundär.

Weltkirchlich hat sich die Sieben-Schritte-Methode bewährt, aber auch alle anderen Verfahren, die eine Abfolge von Hören, Schweigen, Reden und Beten kennen, eignen sich für diesen Zweck der Gemeinde-, Team- oder Gruppenentwicklung.

Die Methode des Bibelteilens zeigt dabei durch die Anordnung der Schritte exemplarisch, dass auch das praktische Planen und Organisieren von Christen nicht etwas einfachhin Säkulares ist. Nach dem operativen Geschäft folgt noch der Schritt des persönlichen und gemeinschaftlichen Gebetes aus der Schrift und der konkreten Thematik heraus. Das Bibelteilen wird als Ganzes – Schrift und Praxis, spirituelle Aneignung und Weltverantwortung, Mystik und Politik – als gottesdienstlicher Vollzug in der Gewissheit der Gegenwart des lebendigen Gottes gefeiert.

## 12. Lebensdynamik von Ekklesien

### 12.1. Geistliche Prozesse

12.1.1. Für Entwicklungsprozesse von Gemeinden sind drei grundsätzlich verschiedene Modelle und Visionen im Umlauf. Das erste, das von vielen Gemeindeberater/innen favorisiert wird, geht davon aus, dass Gemeinden zwar einem spezifisch religiösen Zweck dienen, die dafür nötige soziale Infrastruktur jedoch den gleichen Gesetzmäßigkeiten folgt, wie jede andere Organisation auch. Gemeinden brauchen die gleichen Konfliktbearbeitungsmechanismen wie alle sozialen Gebilde, folgen den gleichen Regeln der Gruppendynamik und entwickeln sich nach vergleichbaren Zyklen. Viele Gemeindeberater/innen setzen darauf, dass eine professionelle, aber letztlich säkulare Organisationsberatung das ist, was Gemeinden am besten hilft, weil auf diese Weise die optimal möglichen Bedingungen geschaffen werden, dass eine Gemeinde sich frei ihrem eigentlichen religiösen Thema zuwenden kann. Diese Hinwendung und die Ausgestaltung des Religiösen ist in diesem Modell nicht mehr Aufgabe der Beratung.

Diese Idee, dass Gemeinden sich wie alle anderen sozialen Vergemeinschaftungen verhalten und deshalb auch die gleichen Bedürfnisse haben und die gleiche Beratung brauchen ist absolut basal und ein riesiger Fortschritt. Erst diese Annahme hat eine professionelle Entwicklungsberatung möglich gemacht. Diese Errungenschaft soll deshalb in keiner Weise in Frage gestellt werden, wenn auch die religiöse Abstinenz der Vorgehensweise hier eher kritisch beurteilt wird. Ist es Kirche wirklich angemessen, sich nur nach säkularen Prinzipien zu organisieren? Ist die Vorstellung, eine soziale Vergemeinschaftung sei letztlich ein neutraler Container, der für ganz unterschiedliche Zwecke genutzt werden kann, einer christlichen Gemeinde angemessen?

Aus einer solchen kritischen Position zu rein säkularen Entwicklungs- und Beratungstheorien, sind vielfältige Postulate entstanden, Gemeinde-/Kirchenentwicklung müsse ein „geistlicher Prozess“ sein. Beratungs- und Entwicklungsprozesse werden in diesem Modell durch spirituelle Elemente ergänzt: Beratungen beginnen mit einer Tagzeitenliturgie, Visionsarbeit von Gremien wird durch eine Bibelarbeit, vornehmlich zum Bericht der Kundschafter in Num 13, 1 – 33, initiiert, religiöse Zielsetzungen werden in den Reflexionsprozess einbezogen... Manchmal kommt es auf diesem Weg zu einer deutlichen gegenseitigen Befruchtung von spiritueller Erfahrung und professioneller Beratung. Nicht selten aber sind die professionellen Berater aus gutem Grund skeptisch, denn diese additiven spirituellen Element können auch

zu Verunklärung führen, zur Vernebelung von Machtverhältnissen und Interessen, zu Schönrederei einer Situation, die dringend sauber sachlich angegangen werden müsste, oder zu Vertröstung auf den überzeitlichen Charakter der heiligen Kirche Gottes.

Das dritte Modell geht ebenfalls von einem Zusammenwirken spiritueller und säkularer Zugänge aus, weist den spirituellen Prozessen jedoch eine klare Führungsrolle zu. Innerhalb der Dynamik geistlicher Entwicklung und Begleitung findet dann eine sachlich-professionelle und säkulare Beratung ihren angemessenen Platz und ihre unverzichtbare Bedeutung. Als Referenzwissen wird nun die Erfahrung mit individuellen geistlichen Reifungswegen herangezogen. Stärke dieses Ansatzes ist es, dass die Heilige Schrift, insbesondere die Geheimnisse des Lebens Jesu, unmittelbar als normative Daten in die Entwicklung eingehen. Gemeinde entwickelt sich als Nachfolgegemeinschaft, sie wird von Christus gerufen und folgt ihm in seiner Lebensprogrammik. Aber so wie auch die Jünger weiterhin von Essen und Trinken leben, Ruhe brauchen, Angst empfinden... ist auch eine solche Gemeinde auf ihrem Nachfolgeweg darauf angewiesen, die ganz normalen, säkularen Gesetzmäßigkeiten zu beachten und ihr Leben sach- und personengerecht zu gestalten. Innerhalb der „großen“ Nachfolgedynamik sind deshalb viele strategische und operative Entwicklungsprozesse am Laufen. Hier sind, wie in allen Beratungs- und Entwicklungsprozessen Transparenz, Partizipation und Gerechtigkeit die alles entscheidenden spirituellen Normen, während der Blick auf die Nachfolge das Leben Jesu, seine Reich-Gottes-Verkündigung, und die Verheißung neuer Schöpfung mit als Kriterien einbezieht.

12.1.2. Geistliche Reifung von Einzelnen wie von Gemeinden funktioniert dabei nach dem gleichen Prinzip wie das Wachstum von Bäumen: es wächst von außen nach innen, von den weniger komplexen religiösen Themen zur Innerlichkeit der Mystik, vom Einschwingen in die Schöpfungsordnung zur Torheit der Kreuzesnachfolge und zur Trunkenheit der Auferstehungserfahrung. Genetisch – von der Entwicklung her betrachtet - ist dabei eine Abfolge, was im Ergebnis gleichwertig nebeneinander steht: die großen Lebensräume des christlichen Glaubens werden nach und nach durchschritten und erkundet, bis sie dem erwachsenen Gläubigen bzw. der mündig gewordenen Gemeinde alle gleichzeitig als Wohnung zur Verfügung stehen.

Der erste Lebensraum des Glaubens ist der Glaube selbst. Eine Vergemeinschaftung muss sich entscheiden, ob sie sich im Bezugsfeld des christlichen Glaubens und näherhin in dem Beziehungsgeflecht seiner konfessionell-katholischen Ausgestaltung situieren will. Für Ekklesien, die sich aus anderen, bereits kirchlich codierten Vergemeinschaftungen entwickeln, mag diese Frage von vornherein entschieden wirken. In inkarnatorischen Gründungen, die sich aus einem sozial-caritativen Engagement und Nukleus entwickeln ist die Frage nach dem Glauben und der Einbindung jedoch die erste große Herausforderung und Entscheidung. Vernachlässigt werden sollte die Frage jedoch nie, denn auch wenn alle sich scheinbar fraglos im Raum des Katholischen ansiedeln, ist damit noch lange kein Konsens erreicht, was sie damit meinen und ausdrücken wollen.

Der zweite Raum ist der Raum der Schöpfung, der Schöpfungsordnung und der Geschöpflichkeit. Es ist ein Raum voller Polaritäten und Ambivalenzen. In der Schöpfung ist wenig einfach nur für alle gut, oder für alle schlecht. Die Schöpfung und der Mensch als Geschöpf finden sich einerseits von Gott gewollt, geliebt und ins Dasein gerufen, andererseits begrenzt, sterblich, verwoben in Heils- und Unheilsgeschichte, Opfer und Täter, kostbares Individuum und kleinstes Rädchen in der großen Weltmaschinerie, berufen zur beglückenden Gottesschau und zugleich ausgesetzt als Staubkorn am Rande des Universums. Ekklesien

nehmen an diesem Schicksal teil. Sie sind gerufen und vergänglich, erleben Heil und Unheil, Angenommen werden und Ablehnung... In diesem zweiten Raum begegnen Christ/innen und ihre Gemeinden den Gesetzen Gottes, der Schöpfung und der Menschen, werden sie ihrer Stärken und Schwächen ansichtig, sind sie mit ihren Abhängigkeiten und ihrem Versagen konfrontiert. Sie finden sich in existentieller Erlösungsbedürftigkeit und dürfen entdecken, dass die Erlösung für alle schon gewirkt ist. Je länger und ernster Christ/innen und ihre Ekklesien sich diesem Raum aussetzen, desto mehr richtet sich ihr Blick auf den Gekreuzigten als den Heiland, auf den zu hoffen lohnt.

Dieser zweite Raum ist auch der Ort der Auseinandersetzung, der verschiedenen widerstreitenden Meinungen, Interessen und Optionen. Die Ekklesie ist herausgefordert, sich an ihrem Ort in die dort relevante Kultur zu inkulturieren und sich in Zeitgenossenschaft zu finden. Also müssen die ersten praktischen Entscheidungen getroffen werden, ist eine Ordnung zu suchen und zu erproben, entwickelt sich eine erste profilierte Gestalt der Ekklesie. Konflikte gehören zu diesem Raum, sind unumgänglich und wesentlich für den weiteren gemeinsamen Weg. Es ist deshalb auch der Ort der Trennung. Einige werden die Ekklesie verlassen und andere Wege der Nachfolge suchen.

Gott hat in Jesus Christus diesen Raum der Ambivalenz angenommen und geheiligt. Bei aller Konflikträchtigkeit, Schwere und immer wieder sich einstellender Dunkelheit, ist er ein Ort des Heils. Gott ist hier ebenso lebendig gegenwärtig wie in allen anderen Räumen. Jesus kommt in der Menschwerdung mitten hinein in diese Ambivalenz. Er lebt an einem konkreten Ort, zu einer angebbaren Zeit, in nur einer von zwei möglichen Geschlechtsidentitäten, mit den Möglichkeiten und Grenzen seiner Kultur. Er lebt und wirkt unter dem Gesetz des Gottesbundes mit Mose mit seinen vielen Vorschriften und lebensorientierenden Regeln und er lebt unter dem Gesetz des Gottesbundes mit Adam und Eva, das Schutz und Sterblichkeit zugleich gibt. Dreißig Jahre seines Lebens inkulturiert er sich im Verborgenen in die Lebenswelt, in das Denken und den Glauben seines Volkes. Als Auferstandener bewegt er sich auf jede Kultur zu, lässt sich von allen nach ihren Bildern finden, nimmt er jede Situation an und birgt sie in das Leben Gottes selbst ein.

Der zweite Raum birgt die Gefahr, dass sich die Ekklesie verheddert, sich verliert im Klein-Klein des Alltags, sich selbst im Widerstreit der Meinungen und Interessen zerfleischt, vor lauter Auseinandersetzung und praktischen Sorgen den Blick auf ihre große Lebensvision vergisst. Der zweite Raum ist ein Durchgangszimmer. Die Gemeinde muss ihn immer wieder durchschreiten, durchleiden, aber sie kann dort nicht auf Dauer bleiben. Aber nicht noch so kluge Regelungen, noch so eindeutige Optionen, noch so relevantes Engagement, noch so inspirierte und kreative Gottesdienste öffnen die Tür zum dritten Raum. Jesus Christus sagt von sich selbst: „Ich bin die Tür...“ (Joh 10,9) Die Hinwendung zu ihm führt die Christ/innen und ihre Ekklesie über sich selbst, ihre Möglichkeiten und Verstrickungen hinaus. Im Übergang in den dritten Raum ändert sich deshalb die Perspektive, treten die eigenen Probleme für einen Moment in den Hintergrund, ebbt das Erwägen und Abwägen eine Zeit lang ab und gibt Raum frei für einen erneuerten Blick auf Jesus, sein Leben und seine Verkündigung.

Jesus betritt den dritten Raum der Ekklesie mit der Frage nach der Entscheidung. Er bietet eine lebendige Beziehung, eine Partnerschaft, einen gemeinsamen Weg an. Aber er ruft und fordert heraus, einen Weg zu gehen, der von seinen Optionen und seinem Lebensschicksal geprägt ist. Es ist der Weg der Menschwerdung in die Entäußerung. Es ist der Weg in die Eindeutigkeit Gottes. Den Willen Gottes zu wollen, die erste Herausforderung der

Unterscheidung, wandelt sich in: die Nachfolge und Lebensgemeinschaft mit Jesus wollen. Die Ekklesie entdeckt ihre allgemeine Berufung und bindet sich an diesen Jesus von Nazareth, an seine Partikularität, seine parteiische Option für die Armen und Ausgegrenzten, seine spezifische Gotteserfahrung. In diesem dritten Raum wird die Ekklesie wirklich kommunikative Praxis um Jesus Christus. Er ist ihr Dauerthema, er ist ihr Bezugspunkt. Von der lebendigen Beziehung zu ihm her, ordnen sich die Herausforderungen.

Er, er allein, ist „Weg, Wahrheit und Leben“ (Joh 14,6) der Ekklesie.

Aber auch im dritten Raum verliert sich die Ekklesie natürlich nicht selbst aus dem Blick. Sie lebt ja in der Welt des 21. Jahrhunderts und muss ihr Leben regeln und gestalten. Wie auf der „Rückseite“ ihrer Hinwendung zu Jesus Christus, entdeckt sie nun in neuer Weise die Charismen, die der Geist Jesu in ihr herauf ruft und lebendig werden lässt. Und es entsteht nach und nach ein klareres Gespür für die einmalige Berufung, die von Gott auf diese konkrete Ekklesie gelegt ist. Im dritten Raum der Nachfolge wächst und reift die Kenntnis der ureigenen Berufung weiter hin zu einer scharf konturierten Sendung, von Gott her, mit der Kirche, für die Menschen und die Schöpfung unserer Zeit. Und unversehens steht die Ekklesie noch einmal neu vor einer Entscheidung, besser vor einer großen Wahl. Will und kann sie sich auf diese Sendung als Ausdruck ihrer Bindung an Jesus Christus einlassen – obwohl sie unbequem und angreifbar macht, vielleicht mit schwierigen Partnern kompromittiert, alle Kräfte fordert, eine Einbindung in die Kirche in all ihrer Ambivalenz erfordert. Mit der Wahl stellt sich die Ekklesie auch in den Gehorsam: Den Gehorsam zu Gott, den Gehorsam unter ihrer Sendung, den Gehorsam vor den Nöten und Erwartungen der Menschen, den Gehorsam der Kirche, ihrer Hirten und Lehrer. Um Sendung und Gehorsam leben zu können, braucht die Ekklesie spätestens zu diesem Zeitpunkt eine von innen und außen akzeptierte Leitung.

Zum dritten Raum gehört jedoch auch ein schärfer werdender Blick auf die Wirksamkeit der Gegenkräfte und des Bösen. Der Ekklesie wird bewusst, dass eine Entscheidung für Jesus Christus nicht überall auf Begeisterung stößt, dass sie und ihr Engagement angefeindet werden, dass Gegenkräfte gegen die Lebensbewegung mit Jesus in ihr selbst und in ihrem Umfeld aktiv werden. Sie erlebt, dass sich das Wort Jesu immer wieder erfüllt: „Der Jünger muss sich damit begnügen, dass es ihm geht wie seinem Meister, und der Sklave, dass es ihm geht wie seinem Herrn. Wenn man schon den Herrn des Hauses Beelzebul nennt, dann erst recht seine Hausgenossen.“ (Mt 10,25)

Nur ein Wandschirm trennt den vierten Raum vom dritten. Der Weg der Ekklesie mit Jesus geht seinen Gang weiter und folgt ihm auch in die Passion. Aus der Passion für Jesus und die Menschen wird eine Passion der Ekklesie mit ihrem leidenden Herrn. Der vierte Raum überprüft die Entschiedenheit der Entscheidung für Jesus Christus und seine Sendung. Solidarität steht nun im Vordergrund – Solidarität mit dem leidenden Christus in und durch die Solidarität mit den leidenden Gliedern seines Leibes. Unter der Wirkung dieses Raumes wandelt sich die Ekklesie, indem sie mit aller Konsequenz den Platz wechselt. Aus einer Ekklesie, die den Menschen zugewandt ist und Not in ihrem Umfeld zu lindern sucht, wird eine Ekklesie an der Seite der Opfer. Sie steht nicht länger „nur“ für die Armen ein, sie steht mit ihnen selbst am Abgrund.

Im vierten Raum gewinnt die Ekklesie scheinbar nichts für sich hinzu. Alle ihre Strukturen, ihr Eifer, ihr Glaube, ihre Ausrichtung auf Jesus Christus werden einem Stresstest unterzogen. Tragen Freundschaft und Treue zu Gott und den Menschen? Nie ist die Ekklesie weiter von ihren eigenen Belangen entfernt, als im vierten Raum. Sie ist Dienst, Service.

Entgegen aller scheinbaren Vernunft ist in diesem Glaubensraum keine praktische Veränderung dran. Unter dem Ansturm der Gegenkräfte, in der Herausforderung der Solidarität bleibt man bei dem, was zuvor als Sendung und Lebensgrund gefunden wurde und bewahrt auch stur die Ordnung und Funktionen, die sich zuvor bewährt haben. Zum Glück ist der vierte Raum meist nicht sehr groß und eine Passio – auf Deutsch ein Übergang. Dieser Übergang endet in einer dunklen Wand. Orientierung ist nun schwierig, ein Weg der Ekklesie nicht zu sehen. Stillstand, Trauer, Not und Erstarrung stellen sich ein. Die Pietà ist das letzte Bild, das vom Auge des Glaubens wahrnehmbar ist. Die Tür zum fünften Raum liegt in der Nacht, niemand kann sie öffnen und niemand sieht, wann sie geöffnet wird.

Der fünfte Raum leuchtet einerseits im Licht der Auferstehung. Die Ekklesie findet sich als Teil der Neuen Schöpfung. Der Auferstandene ist in ihrer Mitte und führt sie durch seinen Geist und sie darf und kann aus der Auferstehung leben. Sie lebt ihre Christusgestalt und nutzt ihre Materialität als Ausdruck des Leibes Christi. Sie lebt sakramental, heißt als Zeichen und Werkzeug der Erlösung für alle Menschen und die ganze Welt. In diesem Raum schwingt aber auch der Wehmut eines Abschieds. Die Ekklesie entdeckt wie die Jünger/innen damals, dass Jesus entzogen ist, dass er nicht zuhanden ist, nicht verfügbar, nicht als Grund und Begründung in das eigene Gebäude eingefügt werden kann. Sie ist selbst verantwortlich, sie kann nicht einfach nachfolgen, für ihre Probleme gibt es keine einfache Lösung in der Heiligen Schrift. Ihr Blick gilt der Erde, ein Schauen zum Himmel zeigt nichts Neues mehr. In Galiläa, im alltäglichen Leben wird sie den Auferstandenen finden. (vgl. Mt 28,7)

Das Abwägen wird erneut schwieriger. Mit der Unterscheidung der Geister in der Hand und den Traditionen und Lehren der Kirche im Blick muss die Ekklesie ihren Weg tasten. Es sind Entscheidungen vom Typ „Der Heilige Geist und wir...“ (Apg, 15,28) nötig. Diese sind jedoch äußerst bedenklich und gefährlich. Sie können aus der Spitze des Glaubens stammen, oder auch aus kruder Ideologie, Selbstüberschätzung und Selbstbeweihräucherung. Sie können zum Leben in Fülle für alle Betroffenen führen, oder in schärfste Selbst- und Fremdausbeutung. Das einzige und letzte Kriterium ist die Liebe zu Gott, zu den Menschen und zu sich selbst – immer diese drei gemeinsam. Und so wird vom fünften Raum aus das ganze Gebäude der Glaubensräume der Ekklesie sichtbar. Sie ist die gelebte Einigkeit aus Gottes-, Nächsten- und Eigenliebe.

12.1.3. Die beschriebenen Glaubensräume werden nacheinander erkundet. Niemand kann hinten anfangen und sich dabei nicht über die Wirklichkeit täuschen. Auch eine Ekklesie wird sie nach- und nach entdecken und in ihre ekklesielle Wirklichkeit und Sendung umsetzen. Gegenüber Individuen kommt dabei als weitere Komplexität hinzu, dass eine Ekklesie keine Person, sondern ein Geflecht aus Personen ist. Einige Mitglieder sind persönlich schon in einem „späteren“ Raum zu Hause, andere betreten gerade das Haus. Für die Glaubenskommunikation der Ekklesie ist das eine große Herausforderung. Weder Konsens, noch abwartender Rückschritt, noch Vorangehen einiger, sind gangbare Lösungen. Die Spannungen, die Missverständnisse, die unterschiedlichen Erfahrungen und Verstehensmöglichkeiten sind da und müssen ausgehalten werden. Und darüber reift die Ekklesie langsam den geistlichen Wandlungsweg entlang.

Ist das ganze Glaubensgebäude aber erst einmal durchlebt, stehen der Ekklesie alle Räume offen zu Verfügung. Äußere und innere Bewegungen, Veränderungen und Krisen werden sie mal in diesen, mal in jenen Glaubensraum führen. Immer wieder ist das Durchgangszimmer der Auseinandersetzungen, der verschiedenen Optionen und Meinungen dran. Der Doppelraum der Nachfolge wird die Gemeinde immer wieder neu herausfordern. Tragische

oder inakzeptable Ereignisse können sogar die Frage nach dem Glauben und der Einbindung in die konfessionelle Gestalt der katholischen Kirche wieder wachrufen.

Jedem Raum entspricht auch eine eigene Vorgehensweise. Je andere Texte der Heiligen Schrift sind eine Hilfe, andere Gebetsformen stützen, andere Übungen bringen die Reifung voran. Zur Orientierung braucht die Ekklesie unbedingt eine/n erfahrene/n geistliche/n Begleiter/in als Spiritual/in, der/die phasen- und entwicklungsgerecht begleiten, intervenieren, herausfordern, bremsen, Texte auswählen, Meinungsbildungen stimulieren kann. Ohne solche Unterstützung von außen, wird ein solcher anspruchsvoller, sich über viele Jahre hinziehender Prozess kaum möglich sein.

12.1.4. Der Auftrag Jesu gilt ist die Zielperspektive für alle Christ/innen und für alle ihre Vergemeinschaftungen, ganz unabhängig davon wie sie ihr Leben und ihren Dienst konkret einrichten: „Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ (Mt 28,19f)

Ekklesien stehen unter diesem Auftrag, sind sie doch Teil und Ausdruck der sakramentalen Kirche und so Zeichen und Werkzeug für die Jüngerschaft potentiell aller Menschen. Durch ihre Gemeinschaft, durch ihre Gottesdienste, durch ihr Handeln nach innen und nach außen, suchen sie Menschen, den Raum zu eröffnen, Jüngerinnen und Jünger Jesu zu werden. Die Jüngerschaft steht dabei als Vision nicht nur über den Mitgliedern, sondern auch über allen anderen Kontakten: Freund/innen, Kund/innen, Partner/innen... Alle Kommunikation, alles Handeln, alle Kontakte der Gemeinde stehen in dieser Perspektive, auch wenn individuell vielleicht nur der allererste Schritt dieser lebensumspannenden Reise gegangen werden kann.

Dabei ist unbedingt im Blick zu behalten, dass es sich um ein Entwicklungs- und Reifungsziel handelt. Jüngerschaft kann nicht einfach beschlossen werden. Sie kann nicht hergestellt werden. Sie kann niemandem gegeben oder gar übergestülpt werden. Jüngerschaft Jesu wächst vielmehr vielleicht - hoffentlich - auf geistlichen Übungswegen heran. Noch weniger kann sie als Basis oder Zulassungsbedingung vorausgesetzt oder eingefordert werden. Jüngerschaft ist Berufung und Gnade. Sie ist die „Blaue Blume“ (Novalis), das Sehnsuchtsziel der Christ/innen und nicht der Wanderschuh und nicht die erste Etappe.

Jüngerschaft umgreift das ganze Leben und findet deshalb in jeder Christin und in jedem Christen eine je spezifische Ausprägung. Diese individuellen Gestalten der Jüngerschaft sind so vielfältig wie das Leben und die Lebenswege der Christen. Ekklesien sind der Raum dafür, dass Menschen ihre je individuelle Gestalt der Jüngerschaft entdecken und entwickeln können. Aber Ekklesien sind auch als Ganze, als Gemeinschaften in die Jüngerschaft gerufen – gerufen ihre spezifische komunitäre Gestalt der Jüngerschaft auf dem Weg Jesu für die Welt zu entwerfen und Schritt für Schritt anzustreben.

## 12.2. Wachstum oder Entscheidung

Das Neue Testament kennt nur eine einzige Richtung für die Lebensdynamik von Reich Gottes, Kirche und Gemeinden. Stagnation oder Rückgang kommen nicht vor. Dynamik ist in Neuen Testament gleichbedeutend mit Wachstum. Davon erzählen in bildhafter Sprache viele Gleichnisse Jesu: das Senfkorn, die selbstwachsende Saat, die vielfältige Frucht, der Sauerteig... Immer ist der kleine, unscheinbare Anfang, die Gefährdung der ersten Schritte

kontrastiert mit dem erwarteten Wachstum und der Überfülle der Frucht. Manchmal wird dabei die reale Möglichkeit sogar weit überzeichnet. So wächst aus dem Senfkorn im Evangelium keine Staude, sondern der Weltenbaum, „darin die Vögel des Himmels nisten“ (Lk 13,19).

Aber auch die Erzählungen der Apostelgeschichte sprechen immer von Bekehrungen, wachsender Gemeinde, von Ausbreitung der Kirche und von Neugründungen. „An diesem Tag wurden (ihrer Gemeinschaft) etwa dreitausend Menschen hinzugefügt.“ (Apg 2,41) Ähnlich liegt der Befund auch für die Briefliteratur des Neuen Testaments vor. Paulus und seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen reisen durch den gesamten östlichen Mittelmeerraum und gründen Gemeinden. Immer wieder lobt der Apostel den Glauben, aber auch die missionarische Tätigkeit und das Wachstum der Gemeinden. Natürlich gibt es hier und da Rückschläge, Streit, Parteiungen... aber die große Richtung bleibt immer auf Wachstum gepolt.

Neben dem äußeren Wachstum an Zahl und Größe deutet das Neue Testament auch immer wieder für Einzelpersonen, wie für Gemeinden ein inneres Wachsen und Reifen an. Eine Vertiefung im Glauben, ein Mehr an Vertrauen, ein ausdrücklicheres Bekenntnis zu Jesus. Wachstum wird quantitativ und qualitativ erlebt. Dieses ausschließliche Ausrichtung auf Wachstum ist sicher auch der Anfangssituation zuschreiben. Aber selbst wenn man diese historische Einmaligkeit heraushebt, bleibt die rasche Ausbreitung und das schnelle Wachstum doch ein Phänomen. Vor allem aber, ist die gegenläufige Dynamik von Gemeinden - Rückgang, Abbau, Verlust... - fast ohne biblisches Echo.

Das ändert sich jedoch mit Blick auf die wandernde Jesus-Gruppe. An mehreren Stellen wird erzählt, wie Leute, die mit Jesus unterwegs waren, sich zurückziehen. Diese Entwicklung wird in Joh 6,65f exemplarisch erzählt: „Und Jesus sagte: Deshalb habe ich zu euch gesagt: Niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht vom Vater gegeben ist. Daraufhin zogen sich viele Jünger zurück und wanderten nicht mehr mit ihm umher.“ Auch scheitert der Ruf Jesu in Nachfolge und Jüngerschaft immer wieder. Der „reiche Jüngling“ ist dabei sicher nur das bekannteste Beispiel. Je näher Jesus nach Jerusalem kommt, je gefährlicher sein Leben wird, desto weniger Erfolg hat er, desto weniger Menschen vertrauen sich ihm an. Nach seiner Gefangennahme fliehen auch die Vertrautesten – zumindest die Männer, einige Frauen sind wohl in der Nähe geblieben.

Joh 6,67ff beschreibt wiederum exemplarisch, wie Jesus auf diese Situation reagierte. „Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt auch ihr weggehen?“ Er betreibt keine Ursachenanalyse, nimmt keine Revision seiner Methoden in Blick, sondern fordert schroff und unvermittelt Entscheidung. Die Entscheidungsfrage wird in den Evangelien zwar sprachlich variiert, läuft aber immer auf die Frage nach der Entscheidung für oder gegen Jesus hinaus. Jesus geht dabei aufs Ganze und riskiert, auch die Letzten noch zu verlieren. Die Bindung an ihn, an seine Verkündigung der angebrochenen Gottesherrschaft ist entscheidend und ist zu entscheiden. Entsprechend erzählt Johannes als Reaktion der Jünger das Glaubensbekenntnis des Petrus: „Du bist der Heilige Gottes.“ (Joh 6, 69) Wenn es kriselt, so die Lehre, ist nicht mehr länger die Zeit der Halbentschiedenen und Mitläufer. Jetzt ist voller Einsatz und klares Bekenntnis für Jesus und für die Jüngerschaft gefragt.

Überträgt man diesen biblischen Befund auf Gemeindesituationen und –entwicklungen heute, stellt das die gesamte Logik und Klugheit pastoralen Managements auf den Kopf. Zuerst

einmal heißt das, dass Kirche, dass Gemeinden, immer und grundsätzlich in der Dynamik des sowohl qualitativen als auch quantitativen Wachstums stehen. Das läuft aller praktischen Erfahrung der letzten 40 Jahre zuwider. Werden Ekklesien neu gegründet, werden sie, wenn die Gründung erfolgreich verläuft, einige Zeit einen Gegenakzent zur rückläufigen Tendenz von Kirche setzen, aber mitten in einem von Abbau geprägten Umfeld und zum Teil auch auf Kosten anderer Vergemeinschaftungsformen von Kirche. Absehbar wird auch dieses (Nischen-)Wachstum jedoch nur eine Weile anhalten und sich dann Stagnation einstellen.

Überall da aber, wo Stagnation oder Rückgang um sich greifen, lädt das Evangelium ein, nicht das zu tun, was die Vernunft nahe legt. Vernünftig scheint, die Methoden zu überprüfen, die Öffentlichkeitsarbeit zu verbessern, Prioritäten zu setzen, zu versuchen, Posterioritäten auch wirklich aufzugeben, größere Einheiten zu schaffen, Angebote und Dienstleistungen zu zentralisieren und zu standardisieren, insgesamt eben den Rückgang zu steuern und zu gestalten. Nichts davon ist falsch. Das meiste ist auf der praktischen Ebene auch alternativlos. Jesus reagiert dennoch völlig anders und fordert Entscheidung. Was würde passieren, wenn überall dort, wo Gemeinden schrumpfen, Zahlen zurückgehen, Abwärtstendenzen greifen, die Frage nach Jesus und nach der Lebensentscheidung für ihn und seine Verkündigung gestellt würde? Das Risiko der Überforderung und sofortigen Auflösung stünde im Raum. Aber auch Jesus riskiert alles. Er riskiert, dass sogar die Zwölf, die symbolisch für das erneuerte Israel stehen, ihn verlassen. Jesus gestaltet die Krise als Sprung und markiert so die Chance, die in der Krise steckt. Jede Stagnation, jede Krise, jeder Rückgang... kann so einen großen Schritt voran, auf dem Weg der Nachfolge und Jüngerschaft auslösen – für die Einzelnen, aber auch für eine Gemeinde. Spätestens jetzt öffnet sich der oben beschriebene „dritte Raum“ der Gottesbeziehung und eine neue Dynamik greift.

Für Ekklesien sind solche radikalen Schritte durchaus denkbar, da sie nie die einzige Lebensform von Kirche sind. Menschen können gut und lange Christinnen und Christen sein, auch wenn sie jetzt den Weg dieser konkreten Ekklesie nicht mitgehen können oder wollen, auch wenn die jetzt eingeforderte, lebensverändernde Entscheidung für Jesus für sie im Moment noch nicht dran ist und nicht vollzogen werden kann. Andere Pfarrgemeinden und andere Ekklesien sind auf anderen Wegabschnitten unterwegs, die Pfarreien sind als „Netz“ flächendeckend präsent. Niemand fällt aus der Gemeinschaft des Gottesvolkes, weil eine einzelne Ekklesie radikaler und schneller vorangeht, als er/sie es für sich realisieren kann.

Aber allein die Möglichkeit, dass eine Ekklesie sich als Gemeinschaft und die Einzelnen in ihr vor die klare Entscheidung für oder gegen die Nachfolge und Jüngerschaft führen kann, führen wird, führen soll, verändert die Atmosphäre. Christsein steht unter dem Anspruch radikaler Jüngerschaft und bekommt von da her Zug, Kraft und Herausforderung. Eine Ekklesie, die sich klar zu dieser Perspektive bekennt, wird in eine ganz unerwartete, weit tragende Dynamik eintreten. In ihr bestehen Anlass, Raum und Horizont, dass Menschen zu mündigen Christ/innen heranreifen und in die Vollgestalt der Jüngerinnen und Jünger Jesu hineingeführt werden.

### 12.3. Selbstbeobachtung und Evaluationszyklen

12.3.1. Personen und Organisationen entwickeln sich weiter, indem sie auf Selbstbeobachtung reagieren. Was ich an mir und meinem Verhalten wahrnehme, das bewerte ich emotional und diese Emotion löst Verstärkung oder Widerstand aus. Auf diese Weise werden

Verhaltensweisen verfestigt oder verändert. Was nicht beobachtet wird, löst auch keine Veränderung aus. Insofern ist die Selbstbeobachtung und – reflexion von Menschen und ihren Vergemeinschaftungen von zentraler Bedeutung für ihre zukünftige Gestalt.

Ob und wie sich Ekklesien selbst wahrnehmen und wie sie über sich selbst reflektieren, bestimmt also, wohin sie sich entwickeln, welche Gestalt sie ausprägen und welche Verhaltensweisen in ihnen positiv verstärkt und welche Handlungen negativ sanktioniert werden. Nun ist eine solche Selbstbeobachtung von Ekklesien jedoch komplexer als bei Individuen. Sie läuft nicht von alleine, indem sich die Ekklesie automatisch und unvermeidlich über sich selbst Rechenschaft gibt. Selbstbeobachtung muss inszeniert und organisiert werden. Die erste Frage dabei ist, was beobachtet werden soll.

Jede Selbstbeobachtung von sozialen Gebilden kann sich nur auf die Vergangenheit beziehen. Während Individuen sich im Tun beobachten können, können kommunitäre Reflexionsprozesse wegen ihrer Komplexität und der Vielzahl möglicher und nötiger Akteure nur nachträglich einsetzen. Denkbar sind dabei einfache, „einwertige“ oder mehrfache „mehrwertige“ Beobachtungsschleifen. Eine einwertige Beobachtung und Reflexion liegt vor, wenn beispielsweise eine vorgegebene Veranstaltung auf ihren Ablauf, ihre Effizienz, ihre Gestaltung... befragt wird. Mehrwertige Reflexionen fragen bei der gleichen Veranstaltung auch danach, ob die Veranstaltung überhaupt dem Ziel (noch) dienlich ist und auch, ob die umfassendere Zielformulierung noch passt.

Es kommen jedoch weitere Komplexitäten hinzu. Eine Ekklesie besteht eben nicht nur aus Veranstaltungen. Ihr innerer Zusammenhalt, ihr Verbindlichkeit untereinander, letztlich die Qualität ihrer Kommunikation und ihre Hinwendung zu und Interaktion mit ihren gesellschaftlichen und kirchlichen „Umwelten“ müssen ebenfalls beobachtet werden, damit eine konsistente Selbstwahrnehmung entsteht. Als Kirche ist eine Ekklesie zudem ein Gebilde doppelter Ordnung mit einer soziologischen und einer spirituell-theologischen Dimension. So sind auch ihre Bindung an Jesus Christus, ihre konkrete Umsetzung und Ausgestaltung der Jüngerschaft, die Verfolgung ihres überzeitlichen Ziels, ihre geistliche Dynamik notwendig Beobachtungsaufgabe. Und auch diese Beobachtungen sind mehrwertig zu gestalten, so dass auch hier nicht nur die Umsetzung, sondern auch die Zielperspektive überprüft werden.

Für die praktische Vorgehensweise macht es Sinn, bei den theologischen und bei den umfassenden Fragestellungen einzusetzen. Die theologische Qualität lässt sich nicht aus der soziologischen Gestalt entwickeln. Vielmehr ist der Anspruch von Kirche, durch ihre konkrete, soziologisch beobachtbare Gestalt ihre theologische Qualität sichtbar zu machen. Beides muss zusammen kommen, die Führungsrolle liegt aber bei der Theologie.

Am Beispiel des gesellschaftlichen Engagements einer Ekklesie soll die Vorgehensweise der Selbstbeobachtung verdeutlicht werden. Zuerst ist die spirituell-theologische Dimension der Berufung in den Blick zu nehmen. Was ist die Berufung dieser Gemeinde? Stimmt die bisherige Formulierung noch, oder haben sich Entwicklungen, Gebetserfahrungen, geistliche Unterscheidungen eingestellt, die eine Nachjustierung notwendig machen? Das ist die dreiwertige, theologische und damit umfassendste Frage. Sie wird deshalb zuerst beobachtet und bewertet. Sie kann dabei nicht ohne Verkürzung und Vermischung der Ebenen soziologisch bearbeitet werden. Vielmehr geht die Fragerichtung, wie angedeutet, auf Gebetserfahrungen, Impulse aus der Heiligen Schrift und der Unterscheidung der Geister. Spirituelle Fragen sind mit spirituellen Mitteln zu beantworten. Der nächste Blick gilt dann den praktischen Zielsetzungen, die sich die Gemeinde gesetzt hat, um ihrer Berufung zu

entsprechen. Auch das ist wieder eine dreiwertige Reflexion. Die Analyse geht dabei sowohl „zurück“ zur spirituellen Berufung, als auch „voraus“ auf die konkreten Bedarfe im gesellschaftlichen Umfeld. Veränderungen in beiden Referenzgrößen sind einzubeziehen. Stimmen die Zielsetzungen noch, oder wurden sie gegebenenfalls angepasst, schließt sich eine zweiwertige Beobachtung und Reflexion an. Passen die Verhaltensweisen und Handlungen der Ekklesie zu ihrer Zielsetzung und sind somit in abgeleiteter Weise Ausdruck und sichtbare Gestalt ihrer Berufung? Ist diese Ebene positiv abgeschlossen, folgt dann die einwertige Bilanzierung der einzelnen Veranstaltungen, Aktionen und kommunikativen Prozesse. Setzen sie in angemessener, qualitätsvoller Weise um, was ihr Beitrag zur Zielsetzung der Ekklesie sein soll? Sind sie konkrete Gestalt der Berufung und bis dahin zurück für alle Beteiligten und Betroffenen transparent?

Dieses Verfahren wirkt jedoch immer noch zu einlinig. Im letzten Blick auf die konkrete Gestalt von Veranstaltungen kann sich zeigen, dass sie zwar einerseits gut gemacht sind, aber andererseits ein anderes Bild, eine andere Gestalt von Ekklesie transportieren, die mit dem Selbstbild, der definierten Zielsetzung und gefundenen Berufung in Spannung stehen. Das kann Veränderungsprozesse in beide Richtungen auslösen: eine Überprüfung der Ziele und der Berufung und eine Überprüfung der Veranstaltung. Beide Seiten sind irrtumsanfällig und auch geistliche Unterscheidung führt nie zu unbezweifelbarer Sicherheit. Durch solche Rückkoppelung der Ebenen untereinander kann letztlich die einzelne Veranstaltung die Berufung ebenso in Frage stellen, wie die weitere Klärung der Berufung praktische Bedeutung für jede einzelne Veranstaltung hat. Ziel ist eine wechselseitige Transparenz, die möglichst von allen – Mitgliedern, Freund/innen, Kund/innen, Partner/innen und sogar von wohlwollenden Außenstehenden nachvollzogen werden kann.

Ähnliche mehrwertige, rückgekoppelte und vom Theologischen zum Praktischen laufende Prozesse sind auch für die anderen großen Themen einer Ekklesie sinnvoll: Bindung an Jesus Christus und Jüngerschaft, Kommunikation, Gerechtigkeit und Partizipation, Einbindung in die Kirche bis hin zur weltkirchlichen Ebene einer globalen kirchlichen Lebens-, Lern- und Solidargemeinschaft... Um keinen Bereich zu übersehen, hat es sich bewährt, für den internen Bereich der Ekklesie wenigstens die acht Merkmale von Christian Schwarz zu beobachten: Bevollmächtigende Leitung, charismenorientierte Mitarbeiterschaft, leidenschaftliche Spiritualität, zweckmäßige Strukturen, inspirierender Gottesdienst, ganzheitliche Kleingruppen, bedürfnisorientierte Evangelisation, liebevolle Beziehungen.

Die Ergebnisse der verschiedenen Beobachtungslinien sind dabei noch einmal mehr untereinander verflochten. Für das Bild und das Entwicklungspotential einer Ekklesie sind die schwächeren, weniger in sich konsistenten und weniger an Jesus Christus transparent rückgebundenen Bereiche relevanter, als die Gegenpole. Defizite in einem Bereich schlagen auf das Ganze zurück und beeinträchtigen auch die gut gepflegten und entwickelten Bereiche. Christian Schwarz konnte zeigen, dass eine Gemeinde so langsam wächst und voranschreitet, wie ihre schwächste Dimension sich entwickelt. Dort, wo also in einer früheren Selbstbeobachtung die gravierendsten Defizite aufgefunden wurden, wird eine Ekklesie folglich den größten Selbstbeobachtungs- und Veränderungsaufwand betreiben müssen.

12.3.2. Der Aufwand für eine solche komplexe Selbstreflexion einer Gemeinde scheint auf den ersten Blick übertrieben. Kann man nicht einfach Bewährtes weiterführen und damit die Selbstbeobachtung auf einige wenige kritische Punkte begrenzen? Allerdings lässt sich ein komplexes Ganzes nur komplex beobachten. Unbeobachtete Bereiche entwickeln sich nicht weiter. Dennoch darf die Selbstbeobachtung natürlich nicht zu viel Arbeitskraft und

Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Selbstbeobachtung dient dem Leben und dem Wachstum der Ekklesie. Zum Selbstzweck verkommen, würde sie alle Lebendigkeit ersticken. Wahrscheinlich braucht es deshalb einen Außenstehenden, der für die Ekklesie eine vierwertige Beobachtung und Reflexion durchführt: Wie viel und welche Reflexion ist wann dienlich und stützt das Leben?

Dennoch ist davon auszugehen, dass sich die Rahmenbedingungen einer Ekklesie so rasch ändern, dass spätestens nach einem Jahr alle Bereiche und Lebensäußerungen einer Revision unterzogen werden müssen. Je nach Struktur, Ressourcen und Rhythmus einer Ekklesie kann dies auf einer jährlichen Klausurtagung oder über das Jahr verteilt in einzelne Beobachtungsfragen aufgliedert geschehen. Trägt man der komplexen kommunikativen Struktur einer Ekklesie mit ihren durch Verschriftlichung und umfassende Partizipation bedingten Entschleunigung Rechnung, ist jedoch davon auszugehen, dass in vielen Ekklesien die Selbstbeobachtung besser als ein weiteres Thema kontinuierlich neben dem festgelegten Meinungsbildungsthema mitläuft. Dann ist der Prozess so zu strukturieren, dass in einem Jahr alle Bereiche einmal angeschaut werden. Zudem ist sicherzustellen, dass die Ergebnisse einer Selbstbeobachtungsfrage mit den anderen Beobachtungsaufgaben rückgekoppelt werden.

Um einmal einen Vergleich heranzuziehen: Viele spirituelle Lehrer gehen davon aus, dass die spirituelle Reifung eines Individuums einen täglichen geistlichen Tagesrückblick von etwa 15 Minuten erfordert. Hochgerechnet auf ein Jahr kommen dann immerhin 90 Stunden zusammen. Letzteres wirkt sehr viel, wenn auch jedem der auf geistlichen Wegen übt, bewusst ist, wie wenig Aufwand die Selbstbeobachtung im Tagesrückblick tatsächlich ist, ist sie erst einmal eingeübt. Wahrscheinlich genügt für eine Ekklesie ein Aufwand in einer vergleichbaren Größenordnung. Selbst wenn man kommunikative Schleifen und Doppelungen einbezieht, entspricht dem der Einsatz von 2 - 3%, der verfügbaren Mittel und des tatsächlichen kommunikativen Geschehens. Wesentlich mehr Zeit und Kraft müssen nur zu Beginn investiert werden, bis die Selbstbeobachtung und die sie tragende Meinungsbildung strukturiert und kommuniziert sind.

Die Analogie mit dem geistlichen Tagesrückblick kann aber auch daran erinnern, dass Selbstbeobachtung von Kirche, insbesondere auf geistlichen Wegen nie nur Eigenbeschäftigung ist. Sie ist immer auch die Frage nach der Gegenwart Gottes, danach, wie er sich finden lässt und nach seinem Willen und Wirken für die Gemeinde. Letztes Ziel der Selbstbeobachtung ist es, als Ekklesie Gottes Willen zu wollen. Ein geistlich-liturgischer Rahmen, eine explizit spirituelle Ausrichtung und ein achtsames Einbeziehen der Unterscheidung der Geister sind deshalb auch bei aller sorgfältig aufbereiteten soziographischen Analyse sinnvoll und angemessen. Um den Sprachgebrauch aufzugreifen, der sich für das Bibelteilen eingebürgert hat, kann man davon sprechen, dass eine Gemeinde „geistliche Reflexion feiert“. Eine Verbindung und Relevanz in gottesdienstliches Geschehen hinein, legt sich damit unmittelbar nahe.

12.3.3. Der Aufwand, der für die Selbstbeobachtung und Reflexion eingesetzt werden muss, relativiert sich weiter, wenn das Gegenbild mit seinem massiven Energie- und Ressourcenverlust in Blick kommt. Ohne gründliche Selbstbeobachtung und regelmäßige Reflexion greifen Organisationen und Vergemeinschaftungen auf ein scheinbar einfaches Erfahrungswissen zurück. Verhaltensweisen, Aktionen, Veranstaltungen, die früher entwickelt wurden und mindestens ein- oder zweimal gut gelaufen sind, werden zur Tradition stilisiert und verklärt. Der Erfahrungskurzschluss lautet dann: Was gut war, wird wieder gut sein. Logische Konsequenz ist, dass versucht wird, an den Erfolg anzuknüpfen und die

Veranstaltung wieder in gleicher Weise durchzuführen. Die Option für Wiederholung reduziert dabei die Komplexität der Aufgabe und den notwendigen Ressourceneinsatz erst einmal erheblich. Das macht diese Entscheidung letztlich auch so verführerisch.

Da durch die Wiederholung Ressourceneinsatz gespart wird, werden Kräfte frei, weitere, zusätzliche Veranstaltungen zu planen. Diese erfahren dann, wenn sie kein völliger Fehlschlag waren, das gleiche Schicksal und werden Teil der Tradition. Auf diese Weise reichert sich innerhalb eines Jahrzehnts ein dichtes Programm an, das in regelmäßigen Abständen wieder aufgeführt werden muss. Spätestens dann findet sich die Pfarrei, die Pfarrgemeinde oder Ekklesie in ein Korsett repetitiver Zyklen („Alle Jahre wieder...“) eingezwängt. Das kann bis zur völligen Innovationsunfähigkeit heranwachsen. Alle Kräfte sind in der Wiederholung gebunden.

Während sich dieser repetitive Zyklus entwickelt hat, haben sich jedoch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verändert, werden andere Erfahrungen und Beteiligungsformen gesucht, halten Menschen Ausschau nach anderen Antworten für veränderte Lebensfragen. Und auch die Mitarbeiter der Ekklesie, der Pfarrei oder der Organisation, haben sich verändert. Sie sind älter geworden, Kräfte lassen nach, manch einer ist von der Wiederholung gelangweilt. Andere Mitarbeiter/innen mit anderen Charismen sind vielleicht in die Ekklesie gekommen. Vor allem aber, verlangt die Wiederholung, um ihren ressourcenschonenden Charakter aufrecht zu erhalten, dass immer die gleichen Menschen die Verantwortung übernehmen. Folglich wird die Aufgabe als „besetzt“ wahrgenommen. Wenn jemand unter hohem Einsatz viele Jahre eine Verantwortung übernommen hat, wird diese zum Teil seiner Existenz und seines Status. „Das kann man ihm/ihr doch nicht nehmen.“ Andere Menschen, allen voran die nachfolgende Generation, meiden also den ganzen Bereich.

In der Folge kommt es zu der bekannten Krise des Ehrenamtes: „Keiner engagiert sich mehr. Wir können kaum noch. Die Jungen lassen uns im Stich.“ Ineffiziente Veranstaltungen, die ihren ursprünglichen Zusammenhang mit einer Zielsetzung verloren haben, die die Adressaten nicht mehr wirklich begeistern, werden von immer weniger, immer älteren Mitarbeiter/innen irgendwie am Leben gehalten. Veranstaltung, Mitarbeiter/innen und Ekklesie bluten innerlich und äußerlich aus. Zurück bleibt ein leerer Kokon überlebter, aber sakrosankter, lokaler Traditionen, die mindestens jährlich wieder aufzuführen sind. Die Traditionspflege ist Selbstzweck geworden. Ausstrahlung, missionarischer Impetus, gesellschaftliche Verantwortung und Mitgestaltung – Fehlanzeige. Gänzlich zur Katastrophe und zum geistlichen Tod einer Ekklesie führt diese repetitive Traditionspflege, wenn die Veranstaltungen durch Gebäude und finanzielle Bindungen abgesichert wurden. Der Erhalt der Gebäude und Verpflichtungen, die ihrer eigentlichen Funktionalität längst beraubt sind, frisst die letzten verfügbaren personellen und finanziellen Ressourcen auf. Die Ekklesie sklerotisiert und stirbt den Kältetod der völligen Erstarrung – während die verbliebenen Mitarbeiter/innen vor Anstrengung, Hektik und Erfolglosigkeit ausbrennen.

12.3.4. Evaluation braucht jedoch nicht nur Zeit und Ressourcen für Selbstbeobachtung und Reflexion, sondern auch Kriterien, nach denen eine Bewertung stattfinden kann. Für einwertige Reflexionen zu einzelnen Verhaltensweisen oder Veranstaltungen und zweiwertige Reflexionen zum Zusammenhang von Berufung/Sendung, Zielen und konkreten Lebensäußerungen, genügen interne Kriterien, wie sie sich aus der Gemeindechristologie, den eigenen Zielsetzungen und dem Überblick über die geistliche Dynamik gewinnen lassen. Für die dreiwertige Reflexion, ob die formulierte Berufung der Ekklesie noch stimmig ist, ob die Rückbindung und Ausrichtung noch tragen, sind „externe“ Kriterien notwendig, die sich nicht

aus den Entscheidungen der Ekklesie gewinnen lassen. Hierzu muss entsprechend der größere Rahmen herangezogen werden, innerhalb dessen die Ekklesie Kirche ist. Letztlich ist es die Verpflichtung auf das Evangelium vom mit Jesus Christus angebrochenen Gottesreich, die hier die entscheidende Orientierung ermöglicht. Die Sendung Jesu ist die Sendung der Kirche ist die Sendung der Ekklesie.

„Reich Gottes“ ist jedoch erst einmal kein einfach operationalisierbarer Begriff. Um wirklich konkrete Orientierung zu ermöglichen muss der Begriff vom biblischen Befund her konkretisiert werden. Eine relativ leicht handhabbare, weil einprägsame Möglichkeit dazu bietet das „Vater unser“. Die sieben Bitten lassen sich durchaus in Bitten um herausragende Eigenschaften des Reiches Gottes präzisieren, die einen Rahmen für ekklesielle Selbstbeobachtung abgeben können.

So greift die erste Bitte „geheiligt werde dein Name“ einen theologischen präzisen Sprachgebrauch aus dem Alten Testament auf. Gottes Name ist geheiligt, wenn das Gottesvolk aus der Zerstreuung gesammelt und geeint ist. In dieser Sammlung ist das Gottesvolk wieder von Neuem ganz auf Gott und seine heilend-heiligende Gegenwart ausgerichtet. In dieser Bitte klingen also Sammlung, Einheit und Ausrichtung als zentrale Kennzeichen der Reich-Gottes-Verkündigung an. Sie gehören zu den grundlegenden Orientierungsworten sowohl für Israel, als auch für das pilgernde Gottesvolk des neuen Bundes. Für die hier angesprochen Selbstreflexion einer Ekklesie klingen in dieser Bitte sowohl die ökumenischen Herausforderungen, wie die Frage der Einheit und Einmütigkeit innerhalb der katholischen Kirche an. Dies konkretisiert sich zu Fragen nach der Einheit und Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Lebensäußerungen der Kirche und der Kirchen im Umfeld der Ekklesie. Lebt die Ekklesie so, dass durch ihr Handeln die Einheit und Einmütigkeit der Kirche gestärkt werden? Werden alle Möglichkeiten ökumenischer Zusammenarbeit aufgegriffen und umgesetzt? Gibt es eine besondere Berufung der Ekklesie, Einheit und Ökumene voran zu bringen und wie wird diese Berufung konkret?

Zugleich rückt aber die erste Vater-unser-Bitte die ganze Dimension des Spirituellen in den Blick. Das gesammelte, geeinte Volk ist ein auf Gott ausgerichtetes Volk. Die „vertikale“, spirituelle Dimension macht die eigentliche Qualität der Einung aus. So rückt diese Bitte auch die Frage nach der spirituellen Praxis, nach der Hinordnung auf Jesus Christus und die Offenheit für den Geist Gottes in den Mittelpunkt der Selbstbeobachtung der Ekklesie.

„Dein Reich komme“ greift eine weitere theologische Linie des Alten Testaments. Die Königsherrschaft Gottes, wie der griechische Begriff präziser zu übersetzen ist, greift dabei einerseits auf das Selbstverständnis der Könige Israels als Hirten, Hüter und Helfer des Volkes zurück, andererseits auf die endzeitliche Rettung und Sicherung des Volkes durch Gott selbst oder durch den „Menschensohn“ des Daniel-Buches aus. Verheißt wird ein Reich des Friedens untereinander und mit den Nachbarvölkern. Dieser umfassende Friede greift auch auf die nicht-menschliche Schöpfung aus. Mit der Verheißung des Friedens ist immer die Ankündigung der Gerechtigkeit verbunden. Gott, so sprechen die Verheißungen, wird ein Reich der Gerechtigkeit aufrichten. Gerechtigkeit ist die Voraussetzung und die innere Qualität des großen Shalom, des Friedensreiches Gottes.

Für die Selbstreflexion der Ekklesie klingen mit dieser Bitte also Fragen nach ihrem Beitrag zu Frieden, Bewahrung der Schöpfung und Gerechtigkeit an. Wirtschaftet die Gemeinde so nachhaltig und umweltverträglich wie möglich? Setzt sie sich für Frieden zwischen gesellschaftlichen Gruppen in ihrem Umfeld ein? Was bedeutet die Verpflichtung auf eine

umfassende Gerechtigkeit für das Handeln der Ekklesie? Was ist die spezifische prophetische Berufung der Ekklesie?

Der Wille Gottes – wie im Himmel, so auf Erden – lässt Verheißungen bei Jeremia, Jesaja und anderen Propheten anklingen. Sinnspitze ist, dass Gott um die Verfehlung seines Volkes weiß, aber nach einer Zeit der Strafe die Sünde vergibt und einen neuen Bund schließt, damit die Sünder leben können. Der Wille Gottes meint alttestamentlich nie eine unkalkulierbare Beliebigkeit, sondern zielt eindeutig auf Vergebung, auf Bund, auf Leben und Lebendigkeit trotz der Sünde und durch die Sünde hindurch. So klingt in dieser Bitte die Verheißung von Rettung aus Sünde und Leid an, eine Verheißung von neuem Leben und umfassender Lebendigkeit.

Für die Ekklesie gewendet, stellen sich Fragen: Steht die Ekklesie für das bleibende Vergebungs- und Bundesangebot Gottes an alle Menschen – auch und gerade für diejenigen, die schuldig geworden sind? Wie wird die Verheißung von lebendigem Leben für alle Menschen handlungsleitend für die Ekklesie? Gibt es eine besondere Berufung der Ekklesie für die Sünder – für Menschen, die mit Ordnung und Recht der Gesellschaft oder der Kirche in Konflikt gekommen sind?

In der Bitte um das tägliche Brot schwingen zwei Hinweise für die Gemeinde mit. Zum einen bezieht sich die Bitte im Kontext der Jesus-Bewegung ganz konkret auf die Nahrung am Abend eines Tages unterwegs in den Dörfern und Städten Galiläas. In der Bitte schwingt die Ungesicherheit der Jünger Jesu mit, ihr Leben im Provisorischen, unterwegs, ausgeliefert dem Wohlwollen der Menschen, mit. Vor daher geht in die Selbstreflexion der Ekklesie ein kritischer Blick auf alle Sicherungssysteme, alles Bestreben nach Unabhängigkeit von der Umwelt und dem Wohlwollen anderer, auf innere und äußere Sesshaftigkeit, ein.

Der zweite Hinweis versteckt sich in dem Wort „unser“. „Unser tägliches Brot“ meint das Lebensnotwendige aller Schwestern und Brüder, des ganzen Gottesvolkes, nicht nur unser Brot in einem der reichsten Länder der Erde. Die Ekklesie steht in der großen Solidarität der Kirche nach innen und nach außen. Wo und wie kann die Ekklesie zur Linderung der Not der Menschengeschwister beitragen? Wo macht sie die Not öffentlich und fordert Gegenmaßnahmen ein? Hat die Ekklesie eine besondere Berufung für die Notleidenden – in ihrer direkten Umgebung oder weltweit?

Mit der Bitte um Vergebung und um die Fähigkeit, zu vergeben, ist ein weiterer ganz konkreter Lebensbereich von Ekklesie angesprochen. Wo immer Menschen miteinander wirken, treffen unterschiedliche Bedürfnisse aufeinander, gibt es Meinungen und Streit, werden Menschen aneinander schuldig. Das ist völlig normal und geschieht immer und überall. Der Umgang mit dieser Tatsache aber macht den Unterschied. Sind Fehler und Schuld als etwas „Normales“ und Unvermeidliches akzeptiert? Lebt die Ekklesie untereinander und zu ihrer Umwelt hin Vergebung, Verzeihung, Versöhnung? Hat sie effektive, gerechte und transparente Mechanismen der Konfliktbearbeitung entwickelt? Hat die Ekklesie eine besondere Berufung für Konfliktbearbeitung und Versöhnung in ihrem gesellschaftlichen Umfeld?

Versuchung ist eines der Grundprinzipien kapitalistischer Wirtschaftsordnung und wird von der Werbung tagtäglich inszeniert. Neid und Konkurrenz gehören von der Schule an zu den Grundmotoren gesellschaftlichen Verhaltens. Des Bösen in unserer Welt wird man spätestens in den Tagesnachrichten ansichtig. Mord ist in Filmgestalt die allerselbstverständlichste

Abendunterhaltung... Trotz der Allgegenwärtigkeit des Bösen, Menschenfeindlichen, Zerstörerischen... wird es selten beim Namen genannt. Es wird als „Unfall“ maskiert. „Erlöse uns von dem Bösen“ erinnert die Ekklesie einerseits daran, dass sie ihr Heil nicht selbst gewinnen kann. Alleine kann sie sich aus der Verflechtung in das Böse nicht herauswinden. Die Bitte verweist auf Gott, der aktiv und konkret handelt. Spüren Menschen in der Ekklesie, in der Begegnung mit der Ekklesie, Konsequenzen dieser Überzeugung, dass es Erlösung braucht und dass die Erlösung unverlierbar in Jesus Christus geschehen ist?

Auf der anderen Seite rückt diese Bitte den Kampf gegen Versuchung und das Böse ins Blickfeld der Ekklesie. Wo nennt die Ekklesie das Böse prophetisch beim Namen? Wo engagiert sich die Ekklesie politisch gegen Bosheit aller Art? Hat die Ekklesie eine besondere Berufung zur Prophetie – verstanden als Verkündigung des Evangeliums von der Erlösung und Denunziation aller dem Evangelium entgegenstehenden Kräfte?

So lässt das Vater-unser einige wesentliche Orientierungsmarker für die dreiwertige, die eigene Berufung reflektierende Selbstbeobachtung anklingen: Einheit, ökumenische Zusammenarbeit, spirituelle Ausrichtung, Friede, Bewahrung der Schöpfung, Gerechtigkeit, Leben und Lebendigkeit für alle - vor allem für die Sünder, improvisierende Ungesicherheit und Armut um des Evangeliums willen, Lebensnotwendiges für alle Menschengeschwister, Konfliktbearbeitung und Vergebung, prophetisches Einstehen für die Erlösung und gegen das Böse. Diese Dimensionen präzisieren das Gottesreich, das mit Jesus begonnen hat, in dem die Ekklesie steht und für das sie ins Engagement gerufen ist. So wird die Sendung Jesu ausgefaltet und es entsteht ein differenzierender Spiegel, der es Ekklesie erlaubt, ihre Sendung zu überprüfen.

#### 12.4. Lebenszyklus

12.4.1. Ekklesien sind Kirche, aber sie partizipieren nicht einfach verlässlich an der Bestandgarantie für die Institution Kirche. Ekklesien sind soziale Gebilde, sind Vergemeinschaftungen, die entstehen und auch wieder vergehen. Dabei ist schwer abzuschätzen ob es eine durchschnittlich erwartbare Lebensdauer von Ekklesien gibt. Zum einen ist die Erfahrungsbasis in Deutschland einfach noch zu schmal, zum anderen sind die Zyklen sicher so lang, dass einfache Beobachtung nicht zu sinnvollen Ergebnissen führt. Der Lebenszyklus einer Jugendgruppe ist kurz genug, dass ein pastoraler Mitarbeiter am Ort durchaus während seiner Dienstzeit an der gegebenen Stelle alle Phasen mit durchleben kann. Lebenszyklen von Ekklesien übersteigen hingegen aller Wahrscheinlichkeit nach die Verweildauer von Mitarbeitern, vielleicht sogar die Lebenszeit eines möglichen Beobachters.

Anders als Gruppen, Hauskreise, Freundeskreise... bilden Ekklesien einen kommunitären Stil aus, der sie von den Einzelpersonen etwas unabhängiger macht. Erst wenn eine Gemeinschaft es verkraftet, dass Menschen weggehen und andere hinzukommen, ohne dass dadurch alles in Frage steht, hat sie den Übergang zwischen einer Gruppe und Ekklesie bewältigt. So gibt es unter Umständen einen langen Anweg, der zum Lebenszyklus einer Ekklesie hinzugezählt werden kann, aber als Etappe „0“ eigentlich vor der Gründung der Ekklesie liegt. In dieser Phase „köchelt“ die Idee, eine Ekklesie zu gründen. Vielleicht treffen sich einige Personen schon mehr oder weniger regelmäßig. Ort, Ziel, Sendung, Kommunikation... der Ekklesie werden zwar erörtert, aber es entspricht diesen Erörterungen noch keine halbwegs stabile Wirklichkeit. Diese Phase kann sich durchaus über Jahre hinziehen. Ob wirklich eine Ekklesie gegründet wird, ist nicht abzusehen. Vielleicht bleibt der Gründungsprozess stecken, vielleicht verläuft sich die Gruppe wieder...

Phase I beginnt mit der Entscheidung, jetzt oder in absehbarer Zeit und zu einem festgelegten Zeitpunkt mit der Ekklesie zu beginnen. Diese Phase ist von hoher Aktivität geprägt. Die Meinungsbildungsstrukturen müssen gelegt werden, Ziel und Sendung sind zu besprechen, konkrete Vereinbarungen zu treffen, eine erste Leitungsstruktur muss her. Die Ekklesie umfasst jetzt relativ viele Mitglieder und vielleicht wächst sie auch quantitativ schnell. Eine zündende Idee, eine verbindliche Gemeinschaft, eine profilierte Alternative sind durchaus attraktiv. Die Beziehungen der Mitglieder untereinander sind von einem Vorschuss an Vertrauen, einer Voraussetzung allseitigen guten Willens und dem dringend Bedürfnis geprägt, einander nett und hilfreich zu finden. Unterschiede werden hintangestellt, Meinungen bleiben in der Schwebe, Streit ist eher untypisch für diese Phase. Phase I endet mit einer ersten Stabilisierung auf einem recht hohen Niveau. Hochfliegende Pläne entstehen, kräftiges Wachstum scheint unmittelbar zu erwarten, die Ekklesie ist von ihrem Umfeld akzeptiert und ihr Engagement wird wertgeschätzt. Phase I kann sich über mehrere Jahre hinziehen. Mehr als zwei bis drei Jahre sind aber, selbst bei geringer Interaktionsdichte, eher nicht zu erwarten.

Phase II bringt dem gegenüber scheinbar einen herben Rückschlag. Differenzen treten auf. Streit entsteht, der sich nicht einfach als harmlose Missverständnisse auflösen lässt. Persönliche Antipathien bekommen mehr Gewicht. Der sich entwickelnde Stil und die Veranstaltungspalette lassen die Mitglieder unterschiedlich zufrieden zurück. Mancher findet sich, seinen Glauben, seinen geistlichen Weg und seine gesellschaftlichen Optionen nicht wirklich in der nun zunehmend realen Welt der Ekklesie wieder. Einzelne Mitglieder verlassen die Ekklesie. Plötzlich stehen die gerade erst gelegten Grundlagen wieder in Frage. Die Ekklesie scheint sich im Kreis um sich selbst zu drehen. Wieder und wieder muss diskutiert werden, wer sie sind und was sie wollen. Aber statt dass die Ekklesie dadurch ihre Attraktivität zurück gewinnt, schreckt jede Präzisierung wieder Menschen ab. Leicht kann es passieren, dass in diesen Wirren die Ausrichtung auf Jesus Christus ins Hintertreffen gerät. Die Ekklesie versucht sich in ihrer Not, wie einen Verein zu organisieren – und scheitert daran und dadurch als lebendige, bewegliche kommunikative Praxis um Jesus Christus. Im schlechtesten Fall endet der Lebenszyklus der Ekklesie bereits zu diesem Zeitpunkt.

In einem günstigeren Fall stellt jemand die Ekklesie vor die Entscheidung für Jesus. Diese Entscheidungsfrage wird jedoch so formuliert, dass sie die Entscheidung an den bisherigen Stil und Weg der Ekklesie bindet. Es kommt nun zu einer Trennung der Mitglieder. Diese Trennung kann durchaus mit schweren Vorwürfen und bleibenden Zerwürfnissen einhergehen. Wenn es sehr gut geht, können beide Gruppen voneinander glauben und akzeptieren, dass sie sich für Jesus und seinen Weg entschieden haben – wenn auch in unterschiedlichen Gestalten. Eine Gruppe der Mitglieder geht dann den eingeschlagenen Weg in der begonnenen Gestalt weiter, die andere Gruppe zieht sich zurück oder versucht eine zweite Ekklesie zu gründen und kehrt dabei nicht selten in Phase 0 zurück.

Phase II ist wahrscheinlich kürzer als Phase I. Es ist mit ein bis maximal zwei Jahren zu rechnen.

Phase III beginnt ein langsamer, mühsamer (Wieder-)Aufbau der Ekklesie. Die Beziehungen unter den Mitgliedern haben sich durch die Krise vertieft. Mehr Menschen als zuvor entdecken ihre Charismen und bringen sie auch selbstständig ein. Die Abhängigkeit von einer steten Animation durch die Leitung oder externe Kräfte nimmt ab. Nach der Binnenbeschäftigung der 2. Phase nimmt nach und nach die Sendung und das entsprechende Engagement wieder mehr Raum im Leben der Ekklesie ein. Abläufe, Verantwortungen und Gottesdienste verstetigen sich. Eine zweite Generation von Leitungspersönlichkeiten übernimmt die innere Steuerung.

In Phase III vertiefen sich auch die Beziehungen zur gesellschaftlichen und kirchlichen Umwelt. Die Ekklesie wird zunehmend als eigenständige, dauerhafte Einrichtung wahrgenommen. Vielfach stellt sich nun auch die Frage, ob und wie Kinder und Jugendliche, die in Beziehung zur Ekklesie stehen in spezifischer Weise in den Glauben eingeführt werden können. Daraus kann, muss aber nicht, ein katechetisches Engagement auch für „Kund/innen“ – Kinder und Jugendliche, die nur während eines katechetischen Prozesses in Kontakt mit der Gemeinde stehen – heranwachsen. Im Raum der katholischen Kirche sind die eigenständige Vorbereitung und noch mehr die Feier der Initiationssakramente in den Gottesdiensten deutliche Entwicklungsmarker. Eine Ekklesie, die die Taufe der eigenen Kinder selbstständig vorbereitet und in deren, oder von ihr gestalteten Gottesdiensten, diese Kinder auch getauft werden, ist einen wesentlichen Schritt auf dem Weg kirchlicher Subjekthaftigkeit voran geschritten. Emotional die wahrscheinlich wichtigste Klippe ist die eigene Erstkommunionfeier. Mit der ersten Erstkommunionfeier ist die Ekklesie kirchlich im Erwachsenenalter angekommen. Phase III dauert, wenn die inneren und äußeren Gegebenheiten günstig bleiben sehr lange, möglicherweise über 20 Jahre, an.

In dieser Phase III kann die Ekklesie soweit anwachsen, dass sie sich teilen muss, um als kommunikative Praxis in der gewohnten Dichte weiterbestehen zu können. Jenseits 80 – 100 Mitgliedern sind umfangreichere Strukturen der Repräsentanz notwendig und nimmt notwendig die Partizipationsmöglichkeit der einzelnen Mitglieder ab. Für diese Phase III gibt es wiederum zwei Varianten. Entweder wird aus der Ekklesie heraus eine gründende Gruppe freigesetzt, die in Phase 0 ansetzt, oder die Ekklesie teilt sich zu etwa gleichen Teilen und findet sich während des Übergangs in Prozessen der Phase II wieder.

Der Übergang in Phase IV ist schleichend und nicht durch ein eindeutiges Ereignis markiert. Mit der wachsenden Selbstständigkeit und Mündigkeit wird das Verhältnis zur kirchlichen und gesellschaftlichen Umwelt schwieriger. Die Ekklesie gewinnt an Profil, sie äußert sich prophetisch, heißt in der Regel kritisch zu fremden Entwicklungen, sie definiert ein klares Innen und Außen und provoziert dadurch nicht nur Zustimmung, sondern auch ganz viel Reserve und Widerstand. In der Phase IV wächst der Widerstand zu erheblichem Gegenwind heran. Projekte werden schwieriger, Kund/innen bleiben aus, Partner/innen steigen aus, Freunde wenden sich ab. So wiederholt sich im Außenbezug, die Auseinandersetzung von Phase II. Auch Phase IV kann sehr lange anhalten. Zwischen IV und III ist auch keine einfache Abfolge auszumachen. Vielmehr werden viele Gemeinden in langen Pendelbewegungen zwischen Phase III und Phase IV hin- und herschwingen.

Da eine Vergemeinschaftung von Menschen immer dazu tendiert, sich zu versäulen, Verantwortung bewährten Mitgliedern zu übertragen und an erfolgreichen Modellen festzuhalten, wird auch eine Ekklesie Schwierigkeiten haben wird, eine zweite Generation in gleicher Weise einzubinden. Damit ist davon auszugehen, dass selbst unter günstigsten Bedingungen nach spätestens 30 Jahren, wahrscheinlich aber schon wesentlich früher, ein Niedergang einsetzt, weil die Kräfte der Verantwortlichen nachlassen, Mut zur Kreativität zurückgeht, Kund/innen, Partner/innen und Freund/innen mit den Mitgliedern gealtert sind... Auf den ersten Blick mag manche Entwicklung dieser Phase V ähnlich anmuten, wie Prozesse der Phase IV. Eine Verwechslung führt jedoch dazu, dass noch stärker an den bewährten Abläufen festgehalten wird, eine Strategie, die in Phase IV überlebenswichtig ist und der Entschiedenheit für die eigene Sendung entspricht. In Phase V führt dieses Verhaltensmuster jedoch zu einem beschleunigten Niedergang.

Ein letztes Mal durchlebt die Ekklesie eine heftige Krise und wird in eine Entscheidung gestellt. Entweder sie entscheidet sich unter dem Risiko ihrer eigenen Existenz alle verbliebenen Kräfte in eine Neugründung einer anderen, von anderen Menschen, mit anderen Zielen, von einem anderen Stil und einer anderen Berufung getragenen Ekklesie zu investieren, die dann in Phase 0 oder I wieder startet. Oder sie verliert den Anschluss an die Entwicklung und sklerotisiert. Phase VI a ist also eine Neugründungsphase, die mit großer Wahrscheinlichkeit die bestehende Ekklesie auflöst. Phase VI b ist von einer schleichenden Auszehrung der Kräfte geprägt. Das ekklesielle Leben verschwindet mit dem altersbedingten Rückzug ihrer letzten Mitglieder. Während Phase VIa spätestens nach ein bis zwei Jahren abgeschlossen ist, kann sich Phase VIb im schlechtesten Fall quälend lange hinziehen und noch einmal zehn oder mehr Jahre andauern.

12.4.2. Im konkreten Leben einer Ekklesie werden sich diese soziologischen Phasen mit den Prozessen der geistlichen Dynamik überlagern. Heraus kommt eine hochkomplexe Abfolge von Interferenzen, von gegenseitigen Verstärkungen und Neutralisierungen, Verzögerungen und Beschleunigungen. Diese inneren Prozesse werden zudem auch noch von gesellschaftlichen und großkirchlichen Prozessen mit bestimmt und überformt. Weit entfernte und ekklesiell in keiner Weise beeinflussbare Ereignisse und Entscheidungen werden die Wirklichkeit der Ekklesie mit prägen, behindern oder fördern.

Um angemessen agieren zu können, ist die Ekklesie, insbesondere ihre Leitung, unbedingt auf eine externe Prozessbegleitung angewiesen. Aus der Innenperspektive und persönlichen Betroffenheit heraus, ist es nicht möglich, sich ein konsistentes Urteil über die notwendigen Schritte zu bilden. Geistliche Begleitung der Einzelnen und der Ekklesie als ganzer, Personal- und Organisationsentwicklung und Gemeindeberatung werden zu einer komplexen Kybernetik (Steuerungswissen) zusammenarbeiten oder zusammenwachsen müssen, um die Ekklesien angemessen zu unterstützen. Hier sind die Diözesen gefordert, entsprechende Qualifikationen zu entwickeln und vorzuhalten.

### **13. Dienste und Aufgaben**

#### **13.1. Selbstständigkeit der Ekklesie**

In der weltkirchlichen Debatte um Kleine Christliche Gemeinschaften und Basisgemeinden haben sich drei Prinzipien für solche Gemeinden durchgesetzt, die ursprünglich vom Lumko-Institut in Südafrika formuliert wurden. Inzwischen finden sie sich mit geringen Varianten in den einschlägigen Regelwerken für AsIPA, in Veröffentlichungen der chinesischen und der ostafrikanischen Bischofskonferenz. Gemeinden müssen, so sehen es diese Regelwerke vor, selbst-geleitet (self-ministering), selbst-missionierend (self-propagating) und selbst-unterhaltend (self-reliant) sein. Die nichteuropäischen Ortskirchen verlangen also explizit von den Gemeinden, dass sie in allen zentralen Belangen selbstständig sind. Sie müssen für Ihre eigene Leitung, Dienste und Infrastruktur selbst sorgen. Sie müssen ihre eigene Katechese nach innen leisten und nach außen für das Evangelium eintreten. Und sie dürfen nicht finanziell von anderen kirchlichen Institutionen abhängig sein. Positiv formuliert heißt das, die Gemeinden sind strukturell, inhaltlich und finanziell ganz in die Verantwortung der dort versammelten Laien gegeben. Selbstständigkeit ist das entscheidende Kriterium für die Anerkennung. Jenseits europäischer Leitungsdebatten umfasst das ausdrücklich auch die eigene, emergente, aus der Gemeinde selbst herauswachsende Leitung. Diese Selbstständigkeit und Selbstorganisation wird dann in einem zweiten Schritt durch verbindliche Regeln der Einbindung in die Pfarrei bzw. Ortskirche mit den Prinzipien und dem Selbstverständnis katholischer Kirche vereinbart.

Analog ist auch erst dann von einer Ekklesie zu sprechen, wenn diese Prinzipien der Selbstorganisation, wenn die drei grundlegenden „Selbst“ eingelöst werden können. Erst wenn eine Ekklesie selbst-geleitet, selbst-unterhaltend und selbst-missionierend ist, ist sie eine wirklich eigenständige kirchliche Wirklichkeit, ist sie im kirchlichen „Erwachsenenalter“ angekommen. Dazu ist die Grundausrüstung mit Charismen und Diensten unerlässlich, wie sie bereits im Abschnitt über die Handelnden Personen eingeführt ist. Dazu ist aber auch ein Selbstverständnis der Leitenden notwendig, dass sie in nicht-delegierter und nicht-delegierbarer Weise in der Verantwortung für Kirche stehen. Dieses Selbstverständnis muss zudem auch von den relevanten anderen kirchlichen Institutionen und der kirchlichen Autorität akzeptiert sein. Hier sind beide gefragt und herausgefordert: die Freiwilligen, die sich ohne Netz und doppelten Boden in die Verantwortung stellen müssen, und die Amtsträger, die ihre Aufgabe als subsidiäre Ermöglichung im Dienst am selbstständigen, selbstorganisierten und selbstverantwortlichen Gottesvolk verstehen und leben müssen. Beides setzt erhebliche Umkehrprozesse aus der gewohnten Weise, in Europa Kirche zu sein, voraus. Ohne eine Grundsatzentscheidung auf ortskirchlicher Ebene, Ekklesien zu stärken, in die Selbstverantwortung zu geben und ihre emergenten Leitungspersönlichkeiten zu akzeptieren, kann es nicht gehen. Ekklesien sind eine Strukturveränderung der Kirche. Sie brauchen als Fundament ihrer Existenz innerhalb der katholischen Kirche den Dienst des Bischofs, der in seiner Hirtensorge für das Bistum ihre Selbstorganisation und die davon ausgehenden Veränderungen im diözesanen Gefüge der Seelsorge will, fördert, einfordert, stützt und verteidigt.

### 13.2. Kirchliche Dimensionalität

Bei näherem Hinschauen zeigt sich, dass auch „erwachsene“ Ekklesien eine sehr unterschiedliche kirchliche Qualität ausbilden können und so auch ganz unterschiedliche Dienste benötigen. Dabei ist jedoch immer zu beachten, dass die Charismen die Ekklesie tragen. Jede Ekklesie entwickelt eine andere Gestalt, abhängig von den Charismen in ihr. Und nicht umgekehrt, weil sich Menschen in der Ekklesie eine bestimmte Gestalt wünschen, oder weil die Ekklesie zu einem früheren Zeitpunkt eine solche Gestalt hatte, müssen Menschen gefunden werden, die die vorhandenen Aufgaben ausfüllen. Keine Ekklesie ist alleine im Feld. Immer sind weitere Ekklesien in der Nähe, immer gibt es eine Pfarrei, die ergänzt und vernetzt. Alle sind eingebunden in die Vielfalt und Dynamik der Ortskirche und ihrer Dienste auf Bistumsebene. Die Kirche als Ganze ergänzt, was der einzelnen Ekklesie fehlt.

Pablo Richard Guzmán unterscheidet zwischen Gemeinden mit charismatischer und Gemeinden mit sakramentaler Dimension. Beide sind sicher nicht trennscharf und nicht als völlig distinkte Formen nebeneinander zu verstehen. Ekklesien mit sakramentaler Dimension umgreifen auch die charismatische Dimension und fügen dieser Gestalt noch eine weitere Dimension hinzu. Charismatisch, bezieht sich dabei nicht auf einen Frömmigkeitsstil oder gar auf die „Charismatische Erneuerung in der katholischen Kirche“, sondern meint in diesem Zusammenhang, dass die Ekklesie in einer gewissen Unmittelbarkeit miteinander den Glauben teilt und lebt. Sie versammelt sich beispielsweise im Bibelleben um das Wort Gottes und versucht, sich in die Bewältigung der sozialen Probleme vor Ort einzubringen. Das ist gut und genug. So entspricht es vielleicht ihren Charismen und der geistlichen Sehnsucht ihrer Mitglieder. Wie jede Ekklesie hat sie Mitglieder, Freund/innen, Partner/innen und Kund/innen – letztere vor allem im Sinne von Menschen, denen das soziale Engagement der Gemeinde dient. Aber letztlich ist die gegenseitige Bestärkung und Begleitung im Glauben doch sehr im Mittelpunkt. Gottesdienst, Katechese, Evangelisierung, Solidarität in der Weltkirche... sind

nicht unwichtig, aber doch weitgehend an andere Ekklesien, Pfarrgemeinden oder kirchliche Institutionen delegiert.

Mit der sakramentalen Dimension greift eine Ekklesie absichtlich, planerisch und auf eine gewisse Zeitdauer hin, auf die Grundvollzüge von Kirche aus. Die feiert öffentlich Gottesdienst und lädt andere Christinnen und Christen dazu ein. Taufen, Hochzeiten, Erstkommunion... werden in Gottesdiensten gefeiert, die von der Ekklesie wesentlich mitgestaltet sind, die vielleicht an ihrem Ort, in ihren Räumen und zu ihren Zeiten gefeiert werden. Die Ekklesie partizipiert nicht nur am sakramentalen Leben anderer Ekklesien, Pfarrgemeinden oder der Pfarrei, sondern integriert die Sakramente in ihr Eigenleben. In der Folge investiert sie auch in eine spezifische Form der Sakramentenvorbereitung – für ihre eigenen Mitglieder, aber darüber hinaus auch für Kund/innen, die diesen Service der Ekklesie nutzen, ohne ihr dauerhaft beizutreten. Um die Sakramentenkatechese abzustützen und zu vertiefen, schafft die Ekklesie ihren eigenen Gottesdiensten dann vielleicht auch eine eigenständige Wortverkündigung im Rahmen der katholischen Lehre und Disziplin. Schafft sie Möglichkeiten der Sakramentenspendung an Kinder, zieht das fast zwangsläufig auch einen Kinder- und Jugenddienst nach sich, damit diejenigen, die sakramental eingegliedert wurden, ihren Glauben auch persönlich aneignen und entfalten können. Der Glaube der Ekklesie, ihre sakramentale Praxis und ihre Verkündigung finden dann Ausdruck in einem Geschwisterdienst, der das soziale Engagement der charismatischen Gestalt aufnimmt und in einen geplanten, verlässlichen Dienst integriert, der mit anderen sozial-caritativen Diensten und Institutionen vernetzt ist. Auf diese Weise nähert sich die Ekklesie immer mehr der Vollgestalt lokaler Kirche.

Charismatische Dimension und sakramentale Dimension sind dabei keine zusätzlichen Formen, sondern Qualitäten und Gestalten transformatorischer wie inkarnatorischer Ekklesien. Es kann sein, dass eine Gestalt der Ekklesie, die überwiegend der charismatischen Dimension zuzuordnen ist, ein Durchgangsstadium eher in der Frühphase des Lebenszyklus einer Ekklesie ist, oder aber dass sie bleibende Gestalt ist, die durch alle Phasen des Lebenszyklus durchgehalten wird. Es kann durchaus vorkommen, dass eine Ekklesie in ihrem Lebenszyklus, weil ihr die Charismen fehlen, wieder aus einer stärker sakramentalen Gestalt in eine eher charismatische Gestalt („zurück“-)entwickelt. Charismatische und sakramentale Dimension sind mögliche Qualitäten jeder Ekklesie und jeder Lebensphase.

Natürlich brauchen die unterschiedlichen Gestalten auch je andere Dienste. Eine charismatische Gemeinde kann sich möglicherweise auf die Grundstruktur der fünf Dienste – Leitung, Selbstevangelisierung, Ressourcen, Engagement und Kommunikation – beschränken. Existiert die Ekklesie lange genug, dass sich ihr Glaubensweg in verschiedene Phasen geistlicher Reifung ausdifferenziert, wird sie gut daran tun, zusätzlich den Dienst eines (externen) Spirituals oder einer Spiritualin für sich zu nutzen. Ansonsten wird die charismatische Ekklesie je nach Charismen und Bedarf aus der differenzierteren Struktur der Dienste und Aufgaben der sakramentalen Ekklesie auswählen.

### 13.3. Sakramentale Ekklesie

Die sakramentale Ekklesie und die dafür erforderlichen Dienste werden im Folgenden von der Vollform einer relativ großen und auf längere Dauer angelegten Ekklesie her beschrieben. Faktisch wird es eine große Vielfalt von Übergangsformen, Entwicklungsstufen und lokalen Notwendigkeiten geben.

Zur Vollgestalt einer sakramentalen Ekklesie als lokaler Kirche gehören selbstverständlich die Grunddimensionen und –aufgaben von Kirche, die standardmäßig mit der Trias Martyria, Liturgia und Diakonia umschrieben werden. Die Pastoraltheologie hat diese etwas sperrigen, aus dem Griechischen entlehnten Begriffe gewählt, um eine Verkürzung der Dimensionen zu vermeiden.

Martyria ist nicht (nur) Katechese und schon gar nicht nur Kinderkatechese. Martyria ist auch Katechese zur Sakramentenvorbereitung für Kinder, Jugendliche und Erwachsene, ist aber auch Erstevangelisierung, ist Glaubenskursarbeit, ist Lebensglaubenszeugnis, ist Religionsunterricht, ist Predigt, ist Katechumenat, ist Bibelarbeit, ist Mission, ist Unterstützung von Fernstudien für Theologie... alles, was mit Verkündigung, Zeugnis, Glaubenseinführung und –auslegung zu tun hat. Eine sakramentale Ekklesie wird, je nach den Charismen, in einem oder mehreren dieser Felder aktiv sein und den Glauben verkünden. So gehört wenigstens eine Person zu dem unabdingbaren Grundbestand an ekklesiellen Diensten, die diese Grunddimension Martyria im Blick hat, vernetzt, voranbringt, andere unterstützt und externe Unterstützung einwirbt. Diese Person kann, muss aber nicht der/diejenige sein, der/die auch tatsächlich einen wesentlichen Teil der Verkündigungsarbeit leistet. Vielleicht ist es auch jemand, der die Verkündigungsarbeit koordinieren und inspirieren kann.

In größeren Ekklesien mit starker sakramentaler Prägung wird sich dieser Dienst ausdifferenzieren: Verantwortung für den Katechumenat Erwachsener, Verantwortung für Kinderkatechese, Verantwortung für Predigtendienst, Verantwortung für Erstverkündigung und Mission, Verantwortung für Bibelarbeit, Verantwortung für Taufkatechese, Verantwortung für Ehevorbereitung... zusammengefasst und vernetzt in der Gesamtverantwortung für die Martyria dieser Gemeinde.

In den anderen beiden Grunddimensionen von Kirche legt sich eine ähnliche Vorgehensweise nahe. Feiert die Ekklesie in irgendeiner Weise Gottesdienst, so braucht es wenigstens eine Person, die den Bereich der Liturgie koordiniert und unterstützt. Das kann eine Person sein, die selbst auch Gottesdiensten vorsteht, muss aber nicht. Gottesdienstvorsteher/innen kommen also möglicherweise gleich als zweiter Dienst dazu. Und auch hier lässt sich die Fülle der möglichen Ausdifferenzierung nicht theoretisch abschreiten. Einige Beispiele: Verantwortung für Musik im Gottesdienst, Verantwortung für Jugendliturgien, Verantwortung für Lektor/innen, Verantwortung für Hausliturgien und/oder Krankenkommunion, Verantwortung für Taufliturgien, für Beerdigungen... Und immer kann die Verantwortung auch bedeuten, dass der/die Verantwortliche das Charisma hat, vielen gottesdienstlichen Feiern selbst vorzustehen, oder dass er/sie das Charisma hat, andere „Gottesdienstvorsteher/innen“ zu unterstützen, zu koordinieren, zu bilden, zu inspirieren.

Für den Bereich der Diakonie ist entsprechend ebenfalls wenigstens eine Verantwortungsposition zu besetzen. Auch hier ist das Differenzierungspotential nahezu unerschöpflich: Verantwortung für politisch-prophetische Anwaltschaft, Verantwortung für nachbarschaftliches Engagement, Verantwortung für Zusammenarbeit mit institutioneller Caritas und anderen offiziellen Trägern, Verantwortung für weltkirchliche Solidarität, Verantwortung für Nachhaltigkeit, ökologisches Handeln und Naturschutz... Wieder kann ausgehend von der Vielfalt der Charismen und der lokalen Herausforderungen eine ganze Palette von Verantwortungen entstehen, die unter der Gesamtverantwortung für die Diakonia zusammengefasst werden.

Auch das Leitungsamt wird sich in jeder größeren, insbesondere in einer sakramentalen Ekklesie, die auf die Vollgestalt von Kirche am Ort hinstrebt, weiter ausfalten. So können interne Koordination und äußere Repräsentation auseinandertreten, ein wenig wie in vielen Schulen Direktor/in und Konrektor/in die Aufgaben aufteilen. Denkbar und vielleicht notwendig, um die Arbeitsbelastung für die Einzelnen überschaubar zu halten ist auch, dass einzelne Mitglieder bestimmte Leitungsaufgaben unterhalb der Gesamtleitung übernehmen. Hier ist beispielsweise an die Kontakte zu anderen kirchlichen Institutionen und Vergemeinschaftungen und an die ökumenischen Kontakte zu denken. Wenn es besonders entfaltete Bereiche des Engagements gibt, werden diese eventuell ebenfalls spezifische Verantwortlichkeitsstrukturen erfordern: Verantwortung für Kinder- bzw. Jugendarbeit, Verantwortung für soziale Projekte am Ort oder für eine Partnerschaft mit einer Gemeinde einer Diözese des globalen Südens, Verantwortung für das Veranstaltungsmanagement und Feste... Mit Blick auf die vorausgesetzte und angestrebte Wachstumsdynamik macht es viel Sinn, einer Person die Verantwortung für die Gründung neuer Ekklesie aus der wachsenden Ekklesie heraus anzuvertrauen.

In gleicher Weise kann die Last der Verantwortung auch in allen anderen Bereichen auf viele Schultern verteilt werden. Im Bereich der Kommunikation ist schon auf Gemeindeschreiber und Redaktionsteam hingewiesen worden. Öffentlichkeitsarbeit und Dokumentation sind weitere Aufgaben in diesem Bereich. Für die Selbstevangelisierung ist an eine Ausdifferenzierung der Verantwortungen für Bibelarbeit, für spirituelle Übungsformen und für das Gebet zu denken. Die finanzielle Verantwortung für die Gemeinde kann sich aufteilen in Rechner, Verantwortliche für Räume/Gebäude, Fundraiser/innen... Und auch die beratenden Dienste, die eine Ekklesie in Anspruch nimmt, können eine Ausdifferenzierung durchlaufen. So tritt zur/m Spiritual/in eventuell Gemeindeberatung, Prozessbegleitung, Konfliktmanagement, Weiterbildung, Teambildung... hinzu.

#### 13.4. Vorsichtsmaßnahmen

13.4.1. Wenn Menschen der Verantwortung entsprechen, die ihnen übertragen wurde, so werden sie dafür wertgeschätzt. Übernehmen sie die Verantwortung über längere Zeit, gewöhnen sich die anderen daran, dass diese Verantwortung in guten Händen ist und reichern nach und nach dessen Stellung mit Prestige und Status an. Das wiederum tut dem, der die Verantwortung trägt, gut und motiviert ihn oder sie, diese Verantwortung weiter zu übernehmen. Nach und nach verabschieden sich dann andere Interessierte aus diesem Feld. Umso notwendiger wird es, dass der/die Verantwortungsträger/in da ist, sich auskennt und kompetent agiert. Und umso eher wird er/sie für seinen Bereich – hoch geehrt - allein gelassen. Irgendwann kann sich niemand mehr vorstellen, die Nachfolge anzutreten. Leider erlicht in diesem Prozess nach und nach auch die Kreativität und die Freude am Dienst bei dem/der Verantwortungsträger/in selbst. Zurück bleibt ein Ehren-Amt im schlechtesten Sinn des Wortes.

Die beschriebene Dynamik bringt lange Zeit so viel Gewinn für alle Beteiligten, dass es extrem schwer ist, ihr zu widerstehen. Läuft sie erst einmal, ist es fast unmöglich, den richtigen Moment zu treffen, an dem der positive Nutzen in dysfunktionale Verengungen und Verhärtungen umschlägt. Zudem muss dann immer ad hominem, personalisiert und letztlich moralisch argumentiert werden, was zwangsläufig zu Verteidigung, Parteienbildung und Streit führt. Besser also, von Beginn an Rahmenbedingungen zu schaffen, die dieser Dynamik jenseits aller persönlicher Ausgestaltung entgegen wirken.

Die wichtigste Gegenmaßnahme gegen jede Verselbständigung von Diensten zu Erb-Ämtern ist die zeitliche Begrenzung. Wenn alle Dienste grundsätzlich nur auf Zeit übernommen werden können, muss zudem nicht individuell mit Stärken und Schwächen, Erfolgen oder Misserfolgen argumentiert werden. Nach einer bestimmten Zeit ist der Dienst eben vorüber. Die zeitliche Begrenzung hat zudem den Vorteil, dass alle Verantwortlichen, um das eigene Arbeitsfeld zu sichern, schon bald nach Mitte der Dienstzeit auf die Suche nach einem Nachfolger oder einer Nachfolgerin gehen müssen. Wird kein Nachfolger gefunden, droht der Dienst für die Ekklesie verloren zu gehen. Die notwendige Suche nach Menschen mit einem entsprechenden Charisma führt dabei fast zwangsläufig innerhalb weniger Jahre über den engen Kreis der Hochengagierten einer Ekklesie hinaus. So wirkt die Zeitbegrenzung der Dienste zugleich als Wachstumsbeschleuniger für die Ekklesie und als Motor einer missionarischen Pastoral.

Da für alle ekklesiellen Dienste eine Einarbeitungszeit anzusetzen ist – die idealtypisch bereits vor dem Ausscheiden des/der Vorgänger/in beginnt – dürfen die Zeiten nicht zu kurz angesetzt werden. Vorstellbar sind Perioden von zwei oder drei Jahren, eventuell mit der Möglichkeit zweimal nacheinander den gleichen Dienst zu übernehmen. Länger als sechs Jahre sollte jedoch niemandem die gleiche Verantwortung übertragen werden. Je nach Größe der Ekklesie kann es notwendig sein, dass jemand, der aus der einen Verantwortung ausscheidet/ausscheiden muss, unmittelbar einen anderen Dienst übernehmen muss. Besser ist jedoch, wenn eine Latenzphase eingeschoben werden kann, in der der Betroffene „nur“ Mitglied und nicht Funktionsträger in der Ekklesie ist. Eine solche Latenzzeit sollte wenigstens so lange sein wie eine Dienstzeit.

Ein Beispiel kann das Gemeinde verdeutlichen. Übernimmt jemand die Aufgabe der Gemeindeschreiberin für 2 Jahre, so wird sie vielleicht nach Ablauf dieser Zeit ein zweites Mal für diesen Dienst bestimmt. Nach vier Jahren scheidet sie regelgerecht aus dem Engagement für die Ekklesie aus und ist zwei Jahre aktives Mitglied ohne besondere Aufgaben. In diesen zwei Jahren durchläuft sie idealtypisch einen Prozess der Besinnung auf die eigenen Charismen und Stärken. Nach der Latenzphase bewirbt sie sich, weil sie sich ihrer Berufung zur Leitung bewusst geworden ist, um die stellvertretende Leitung der Ekklesie mit Schwerpunkt auf der internen Koordination. Ihre Erfahrung und die vielen Kontakte, die ihre frühere Aufgabe als Gemeindeschreiberin mit sich brachte, kommen ihr nun sehr zu gute. Nach weiteren zwei Jahren wechselt sie in die Gesamtleitung der Ekklesie. Dann folgt nach wieder zwei Jahren eine Zeit ohne besondere Aufgabe...

Die zweite Vorsichtsmaßnahme gegen jegliche Klerikalisierung und Veramtlichung der Engagierten ist es, die Aufgaben, wo immer möglich in einem Team zu übernehmen. Gerade herausragende Aufgaben wie beispielsweise der Vorsitz in ekklesiellen Gottesdiensten sollten immer einem Team von wenigstens drei Personen gemeinsam übertragen werden. Auch die Leitung der Ekklesie sollte immer in einem Team ausgeübt werden. Entscheidend an der Team-Idee ist nicht die Entlastung der Einzelnen – Teamarbeit braucht einen erheblichen Anteil an interner Abstimmung, sondern dass sie nur gemeinschaftlich für die Ekklesie agieren können. Form und Ziel – kommunikative Praxis für kommunikative Praxis – entsprechen sich dann.

Ein Team besteht dabei nie aus nur zwei, sondern immer aus wenigstens drei Personen. Dreierkonstellationen haben den Vorteil, dass sie immer unabschließbar sind. Es bleiben zwangsläufig Unterschiede im Stil, in den Prioritäten und Optionen und diese Unterschiede werden sichtbar und laden ein, sich selbst zu positionieren. Umgekehrt können wenigstens

drei Personen, die zusammenarbeiten, nicht so leicht durch Parteienbildung auseinander dividiert werden. Drei oder mehr ist zugleich spannungsreich und stabil.

Auch der Teamzwang löst natürlich wieder eine massive Wachstumsdynamik für die Ekklesie aus. Alleine um die zentralen Positionen wenigstens mit Dreier-Teams besetzen zu können, muss die Ekklesie eine Größe anstreben, die sie meist nicht aus ihrer reinen Zielsetzung alleine erreichen würde. Wächst sie jedoch schnell, müssen die Dienste differenziert werden. Um diese wiederum mit Teams besetzen zu können, müssen Menschen mit passenden Charismen von außerhalb gewonnen werden. Ekklesien, wie alle freiwilligen Sozialformen wachsen und stabilisieren sich durch die Möglichkeit der Beteiligung und der Einladung, wirkliche Verantwortung zu übernehmen. Wer verantwortlich ist, identifiziert sich mit der Ekklesie und ihren Anliegen. Er/sie wird rasch auch die Notwendigkeit entdecken, um der eigenen Identifizierung willen weiter in die zugrundeliegende Theorie – Glaube, Spiritualität und Theologie der Ekklesie - einzudringen. Teamzwang und Zeitbegrenzung führen damit automatisch auch zu Weiterbildung, Glaubensvertiefung und ganzheitlich-menschlich-spirituelle Reifung.

13.4.2. Staatliche Gewaltenteilung macht es vor: Dienste und Aufgaben brauchen die Ergänzung, Unterstützung und Kontrolle durch einen Rat. Grundsätzlich sollte keine wichtige Funktion in der Ekklesie allein dem Gutdünken des/der Funktionsträger/in oder des Teams anvertraut werden. Die eigenen blinden Flecken holen jeden ein und Systemblindheit entsteht rascher als jede Dienstzeit enden kann.

Zu unterscheiden ist dabei zwischen strategisch-planerisch-konzeptionellen Entscheidungen und operativen Entscheidungen und Aktivitäten. Operative Entscheidungen und Handlungen sollten regelmäßig mit einem jeweils angemessenen Gremium reflektiert und vor einem Gremium verantwortet werden. Als Zeitrahmen bietet sich hier in den meisten Fällen ein Jahr an, so dass spätestens immer zum Ende des Planungsjahres ein Reflexionsgespräch angesetzt wird.

Konzeptionelle Arbeit und strategische Entscheidungen sollten schon während der kreativen Phase durch einen Beirat unterstützt werden. Hier greifen unter anderem die erläuterten Verfahren der Unterscheidung in Gemeinschaft. Aber der Beirat kann auch Ideen beisteuern, Zukunftswerkstätten organisieren, selbst konzeptionell arbeiten. Der gleiche Beirat begleitet sodann kreativ und kritisch auch die Umsetzung. Wenn also strategisch-konzeptionelle Arbeiten anliegen, werden sich Beiräte wesentlich häufiger treffen müssen, als die Aufsichtsgremien über die operativen Abläufe. In Zeiten, in denen die Umsetzung im Vordergrund steht, haben die Beiräte hingegen eine ruhigere Phase. Beiräte sind für alle großen Verantwortungsbereiche – Leitung, Ressourcen, Selbstevangelisierung, Kommunikation, Engagement, eventuell auch Liturgia, Martyria, Diakonia - zu schaffen. Team und Beirat sind jedoch klar zu unterscheiden. Beirat und Team gemeinsam entwickeln Ideen und Programme. Das Team setzt sie um. Der Beirat bzw. das Aufsichtsgremium reflektiert und kontrolliert die Umsetzung.

Für die Leitung ist in jedem Fall ein Gemeinderat als Beirat einzurichten. Er unterstützt die Leitung in allen strategischen Fragen. Ohne Gemeinderat sollte nicht von einer selbstständigen und eigenverantwortlichen Ekklesie gesprochen werden. Dieser Gemeinderat könnte auch das jährliche Aufsichtsgremium für die Leitung und die Verantwortlichen der großen Verantwortungsbereiche sein. Weitere Beiräte sind dann für alle vier Grundfunktionen einer charismatischen und die drei ergänzenden Bereiche der sakramentalen Gemeinde zu

schaffen. Diese unterstützen hier die bereichsspezifische konzeptionelle Arbeit. Sind die Dienste in einem Bereich in der Ekklesie in verschiedene Unterverantwortlichkeiten differenziert, fungiert der Bereichsbeirat auch als jährliches Aufsichtsgremium. Durch die Doppelung der Funktion als Beirat und Aufsichtsgremium wird einerseits vermieden, dass zu viele Personen in den Räten engagiert sein müssen. Auf der anderen Seite hat diese Doppelfunktion die Folge, dass die Räte nur mit Personen besetzt werden können, die nicht selbst in diesem Bereich Verantwortung übernommen haben.

Ein Beirat besteht aus wenigstens drei, besser aus fünf bis sieben Personen. Idealtypisch kommt davon wenigstens eine Person aus dem Kreis der Partner/innen oder Kund/innen der Ekklesie. Die damit garantierte Präsenz von Fremdwahrnehmung hilft, blinde Flecken wahrzunehmen, hilft aber vor allem, die Außenorientierung der Ekklesie für die sie umgebende Gesellschaft im Blick zu behalten. So könnte beispielsweise ein Gemeinderat nicht nur mit gewählten Vertreter/innen der Ekklesie selbst besetzt werden, sondern auch je einen Sitz an eine/n Delegierte/n eines benachbarten evangelischen Presbyteriums und eine/n Delegierte/n des politischen Gemeinde- bzw. Stadtrates vergeben. Der Beirat für das praktische, soziale Engagement der Ekklesie könnte einen Sitz für eine/n Vertreter/in eines anderen Sozialträgers am Ort oder eines entsprechenden Vereins und eventuell eine/n Vertreter/in der verbandlichen Caritas vorhalten. Der Beirat für die Martyria könnte, wenn Programme der Sakramentenkatechese angeboten werden, einen Platz für eine/n Vertreter/in der Eltern freihalten, die ihre Kinder der Ekklesie anvertrauen, ohne selbst der Ekklesie anzugehören.

Ob und wie die Beiräte und Gremien untereinander verzahnt werden, lässt sich nicht allgemeingültig präzisieren. Hier liegt die Kompetenz eindeutig am Ort. Die jeweiligen Bedürfnisse und Rahmenbedingungen werden jeweils sinnvolle Verschränkungen und Vernetzungen nahelegen. Einzig, dass es einer Vernetzung bedarf, ist unstrittig. Vielleicht genügt aber in vielen Fällen die Dokumentation und Einspeisung der Ergebnisse in den kontinuierlich laufenden, allgemeinen kommunikativen Prozess der Ekklesie. Nur in sehr komplexen Ekklesien wird man über wechselseitige Vertretungen und Mitgliedschaften in den verschiedenen Gremien nachdenken müssen. Dabei sind aber sowohl die Arbeitsbelastung von Freiwilligen, als auch die Gefahr der Ämterkumulation und damit einer prominenten Machtstellung in der Ekklesie, zu beachten.

### 13.5. Wahl und Ruf

13.5.1. Alle Dienste und Aufgaben einer Ekklesie setzen, Begabung, Talent, Charisma voraus. Es ist immer zu beachten, dass nicht Aufgaben Menschen suchen, sondern eine Ekklesie aus den ihr vom Geist Gottes geschenkten Charismen ihre Gestalt findet. Wofür keine Charismen da sind, das kann von der Ekklesie nicht unternommen werden. Wenn die Charismen für die fünf Grundfunktionen einer charismatischen Gestalt fehlen, ist es noch keine Ekklesie, sondern ein Zusammenschluss von Christ/innen auf dem Weg zu einer Ekklesie. Aber jenseits dieser Grundausstattung mit Diensten, ist alles Weitere optional und verhandelbar. Eine Ekklesie muss nichts. Sie ist keine kirchliche Institution. Sie trägt keinen Auftrag von außen. Sie ist Kirche am Ort, nach der Maßgabe des Wirkens des Heiligen Geistes.

Für manche Aufgaben ist es ausreichend, wenn jemand Talent dafür hat. Das macht Weiterbildung zwar ganz und gar nicht überflüssig, aber eine spezifische, gar eine langfristige Ausbildung ist für diese Dienste nicht zwangsläufig erforderlich. Darunter fallen alle Leitungsaufgaben, aber auch die Sorge, um die materiellen Grundlagen der Ekklesie. Viele

Menschen bringen dafür nicht nur Talent, sondern auch Ausbildung mit, die sie in beruflichen Kontexten erworben haben. Solche Aufgaben können und sollen in Ekklesien durch Wahl vergeben werden. Die Mitglieder wählen in einer zuvor festgelegten, den Bedürfnissen und Rahmenbedingungen der Ekklesie angepassten Weise, aus den Talentierten und Freiwilligen diejenigen aus, die sie für diese Aufgabe für am besten geeignet halten.

Die Erfahrungen in der Diözese Poitiers, die in der Gründung von Gemeinden weit vorausgegangen ist und die Erfahrungen gut dokumentiert, zeigen jedoch, dass längst nicht alle Aufgaben in einer entwickelten, reifen Ekklesie einfach durch Wahl übertragen werden können. Viele Aufgaben setzen einen längeren Anweg mit spezifischen, kirchlich-spirituell-theologisch geprägten Ausbildungen, Hospitation und Training-on-the-job voraus. Diese Dienste können nur an diejenigen vergeben werden, die sich zusätzlich zu ihrer Begabung einem solchen Formationsprozess unterzogen haben. Die Ekklesie wird eventuell in einem kommunikativen Prozess, vielleicht sogar in einer Wahl, bestimmen, wer auf so einen Formationsweg geschickt wird und wie der/diejenige dabei unterstützt werden kann. Die Einsetzung in die Aufgabe erfolgt dann nach ausreichender Formation aber nicht durch Wahl, sondern durch Ruf und Beauftragung. Die Ekklesie übergibt die Aufgabe in einem Ritus, eventuell in einem liturgischen Rahmen, mit Gebet und Akklamation an den/diejenige/n, der/die die Formation erfolgreich abgeschlossen hat.

Die oben angesprochene zeitliche Begrenzung sollte jedoch auch für die meisten dieser Aufgaben eingehalten werden, wenn auch vielleicht etwas längere Zyklen anzusetzen sind. Vielleicht beginnt bereits bald nach der Beauftragung die Suche nach einem/r geeigneten Nachfolger/in, damit diese/r genug Zeit für den notwendigen Formationsweg hat.

Nur durch Ruf und Beauftragung können sicher die ergänzenden Verantwortlichkeiten der sakramentalen Ekklesie vergeben werden. Die Gesamtverantwortung für die Leiturgia, die Martyria und die Diakonia setzen notwendig Formation voraus. Aber auch zum/r Spiritual/in kann nur berufen werden, wer eine entsprechende Ausbildung absolviert hat. Bei den Ausdifferenzierungen der Grunddienste ist jeweils abzuwägen, wie hoch der Anteil der notwendigen Formation ist und ob das eher für Wahl oder für Beauftragung spricht. Unter den Grunddiensten der charismatischen Gestalt ist diese Abwägung vor allem für die Verantwortung für die Selbstevangelisierung der Ekklesie sinnvoll. Die Beiräte und Gremien werden in aller Regel gewählt werden. Allerdings ist zu erwägen, ob nicht gerade die Sitze für Vertreter/innen von außen besser durch Ruf und Beauftragung vergeben werden.

13.5.2. Ekklesien in der katholischen Kirche sind keine Inseln, für sich allein, weit abgeschieden von allem anderen kirchlichen Leben. Vielmehr sind sie eingebunden in die Zuständigkeit einer kirchlichen Institution. In den meisten Fällen wird das die Pfarrei sein, auf deren Gebiet sich eine Ekklesie ansiedelt. In einigen Fällen kann die angemessene Ebene jedoch das Dekanat oder sogar das Bistum sein. Die Einsetzung in die Dienste, unabhängig ob die Ekklesie den/die Verantwortliche/n durch Wahl oder durch Ruf ausgesucht hat, ist ein prominenter Zeitpunkt, um diese Einbindung sichtbar und fruchtbar zu machen. So sollte es immer eine Abstimmung mit der zuständigen kirchlichen Instanz geben, ob die benannten Personen, von dort mitgetragen werden. Bei der Einsetzung sollte in der Regel ein/e Vertreter/in der Institution anwesend sein. Bei der Einsetzung in die Leitung, eventuell auch bei der Übertragung der Grunddienste sollte der/die Vertreter/in der Institution die Übertragung der Verantwortung vornehmen. Diese Funktionen sind Ausdruck der Sendung der Kirche. Letztlich sind sie Anteil an der Sendung und am Amt des Bischofs. Sie konstituieren Kirche am Ort. So kommt es auch der verfassten Kirche zu, sie zu übertragen.

Dafür sind entsprechende diözesane Verfahren und Regelungen zu schaffen. Beispielgebend könnte auch hier die Diözese Poitiers sein. Dort ruft der Bischof in einer Eucharistiefeier mit der Gemeinde, die künftigen Verantwortungsträger/innen zu sich, lässt sie mit an seinen Bischofsstab anfassend und sendet sie damit in sein Amt in und für diese Gemeinde. Für Pfarrer oder Dekane könnte eine angemessene, vergleichbare Symbolik gefunden werden.

Ein solches Zusammenwirken von Ekklesie und kirchlicher Institution ist natürlich potentiell konfliktrichtig. Mit dem kirchlichen Vereinsrecht sind hierfür bereits grundlegende Regelungen getroffen. Eventuell müssen sie durch diözesane Bestimmungen ergänzt und präzisiert werden. In jedem Fall ist eine geeignete Schiedsinstanz für Konflikte einzurichten, die auf der lokalen Ebene nicht gelöst werden können.

Entscheidender als die jeweiligen Einzelregelungen ist jedoch, dass die Ekklesie sich selbst versteht, als Kirche, die aus den Charismen wächst und die ruft. Diese Haltung des Rufens in den Dienst und in die Verantwortung hat direkt missionarischen Charakter. Die Ekklesie ist als Ganze missionarisch, nicht nur durch die Einzelnen in ihr, sondern durch ihre Existenz, insbesondere durch ihre Existenz als Rufende. Ekklesia meint im ursprünglichen Wortsinn die „Herausgerufenen“. Gerufen werden ist von Anbeginn, von den Jüngerberufungen Jesu an, die Grundgestalt christlicher Existenz. Eine rufende Ekklesie wird hoffentlich auch in einer postmodernen Zivilgesellschaft hoch attraktiv sein.

### 13.6. Pfarrliche und diözesane Dienste

Pfarrgemeinden sind ohne Animation und Moderation durch Priester und Hauptamtliche kaum vorstellbar. Nur sie können viele notwendige Aufgaben sachgerecht und professionell bewältigen. Freiwillige verstehen sich dabei überwiegend als Zuarbeiter/innen, was sie eigenständiger, inhaltlich-theologischer Verantwortung und der Notwendigkeit intensiver Weiterbildung zu entheben scheint. Der Umbau der Pastoral hin zu selbstorganisierten Ekklesien stellt diese Arbeitsteilung zu beiderseitigem Nutzen nicht nur in Frage, er stellt das Verhältnis von Verantwortung und Unterstützung vom Kopf auf die Füße.

Die Verantwortung liegt nun primär bei den Mitgliedern der Ekklesien selbst, die sich entsprechend ihrer Charismen einbringen. Damit sind die Priester und Hauptamtlichen keineswegs überflüssig. Ihr Dienst verändert sich jedoch massiv. Die Ekklesie ist nicht ihr Arbeitsfeld. Nicht sie „machen“ die Pastoral. Sie sind vielmehr Unterstützer/innen und Zuarbeiter/innen. Diese Unterstützung aber ist unbedingt notwendig. In einem so komplexen Feld, wie es lokale Kirche ist, mit einem Referenzwissen in Theologie, Pastoral und vielen weiteren Wissensbereichen, sind Freiwillige verloren, wenn sie nicht auf die Kompetenz und die vertieften Studien und Erfahrungen von Profis zurückgreifen könnten.

Pfarrei und Bistum müssen deshalb eine Vielzahl beratender Dienste und ein differenziertes Weiterbildungsangebot für Freiwillige vorhalten. In der Gründungsphase einer Ekklesie wird wahrscheinlich engmaschige pastoralpraktische und pastoraltheologische Beratung der Akteure durch Hauptamtliche in ihrer Nähe gebraucht. Die ersten Schritte brauchen inhaltliche Unterstützung, aber auch ganz viel Ermutigung und Bestärkung zur Selbstständigkeit. Es darf nur kein stellvertretendes Handeln mehr geben. Notfalls geht etwas schief, notfalls wird etwas unprofessionell gemacht, notfalls bleiben Aktionen weit hinter den üblichen pastoralen Standards zurück. Dann braucht es Reflexion und Beratung, Ermutigung weiter zu machen, Unterstützung bei der Vorbereitung, Zutrauen in die wachsenden Fähigkeiten, aber keine Übernahme von Handeln und Verantwortung durch die Pastoralprofis.

Sie werden als Pastoralpädagogen/innen gebraucht und nur als Pastoralpädagogen/innen. „Hilf mir, es selbst zu tun!“, die Leitmaxime von Maria Montessori und ihrer Pädagogik, sollte die Haltung der Mitarbeiter/innen prägen.

Diese konkrete Beratung, Hilfe bei der Reflexion und Unterstützung bei der Vorbereitung erledigt sich auch dann nicht, wenn die Ekklesie heranwächst und die Freiwilligen mehr Erfahrung und Wissen für ihre Verantwortung gewonnen haben. Vielleicht werden die Beratungsintervalle länger. Vor allem aber wandert die Initiative noch eindeutiger zu den Freiwilligen. Erst wenn sie um Unterstützung fragen, kommen die Hauptamtlichen ins Spiel. Ein Sonderfall ist natürlich, wenn sich die Ekklesie aus dem Konsens der katholischen Kirche zu entfernen droht. Hier sind die Vertreter/innen der zuständigen Institution eventuell gefordert, helfend, klärend, kritisch einzugreifen.

Zur Beratung tritt nun jedoch die Weiterbildung. Priester und Hauptamtliche sind gefordert, ihre Ausbildung und Erfahrung zur Verfügung zu stellen, um Freiwilligen Hintergründe zu erschließen, Kenntnisse und Fähigkeiten zu vermitteln und für Aufgaben und Verantwortungsbereiche zu schulen. Erforderlich sind jetzt Grund- und eventuell auch Aufbaukurse für Leitung und Moderation, für Kommunikation und Kommunikationsstrukturen, für Bibelarbeit und Gottesdienst, für spirituelle Impulse und Begleitung, für wirtschaftliche Ressourcenverwaltung, für pastorales und soziales Engagement. Je nach Zahl der (entstehenden) Ekklesien kann die angemessene kirchliche Ebene für solche Weiterbildungskurse entweder die Pfarrei, ein Pfarrverbund, das Dekanat oder das Bistum sein.

Für die Freiwilligen, die Verantwortung in der Ekklesie übernehmen, werden jedoch bald auch die Aufbaukurse nicht mehr hinreichen. In ihrem Feld stellen sich spezifische Herausforderungen, die mit den allgemeinen Kompetenzen, die in übergreifenden Kursen erworben werden können, nicht bewältigt werden können. Sie sind darauf angewiesen, selbstständig weiter zu lernen und sich über Literatur, Supervision, spezialisierte Kurse... das notwendige Wissen und die erforderlichen Fähigkeiten selbst anzueignen. Den Priestern und Hauptamtlichen wächst nun zusätzlich die Aufgabe zu, als Lernberater/innen und Scouts in die unübersichtliche Landschaft theologischer, pastoraler und spiritueller Literatur, Kurse und Lernmöglichkeit zur Verfügung zu stehen. Vielleicht sind Kenntnisse erforderlich, über die sie selbst nicht verfügen. Ihre Ausbildung sollte ihnen jedoch ermöglichen, Lernmöglichkeiten zu finden und zu bewerten.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt braucht die Ekklesie auch eine Prozessberatung. Welche Abläufe wie zum Wachstum und zur Reifung der Ekklesie beitragen, welche Aktionen, Verantwortlichkeiten und Ausdifferenzierungen jetzt notwendig sind, wie Kund/innen, Freunde und Partner/innendn einbezogen werden können... all das lässt sich nur mit dem Innenblick nicht sachgemäß beobachten. Priester und Hauptamtliche sind nun gefragt, die Selbstbeobachtung der Ekklesie zu unterstützen, Wissen um gruppendynamische und spirituelle Prozesse einzubringen und für die Qualitätssicherung der ekklesiellen Lebensäußerungen mit zu sorgen. Change Management ist hier das entscheidende Stichwort.

Ekklesien werden, wie alle anderen Sozialformen auch, dazu tendieren, einheitliche Binnenverhältnisse aufzubauen. Priester und Hauptamtliche sind hier gefragt, Anwalt der Diversität, der unterschiedlichen Bedürfnisse und persönlichen Prägungen zu sein. Treffen solche unterschiedlichen Optionen jedoch aufeinander und versucht die Ekklesien, sie nicht nach außen weg zu leiten, entstehen zwangsläufig Konflikte. Konfliktberatung und Mediation

werden deshalb ebenfalls zentral ins Aufgabenportfolio von Priestern und Hauptamtlichen gehören, die Ekklesien subsidiär stützen und begleiten.

Nicht zu vernachlässigen ist auch die Seelsorge an den Freiwilligen selbst, insbesondere an denen, die umfassendere Verantwortung in der Ekklesie übernehmen. Sie arbeiten für die Anderen. Davon profitieren sie selbst auch geistlich, aber für sie gilt die gleiche Erfahrung, die alle Hauptamtlichen in der Pfarrpastoral machen: nur aus dem eigenen Feld kann man nicht geistlich leben und diejenigen, für die man sich einsetzt, können nicht die Seelsorge für die Verantwortlichen übernehmen. Seelsorge an den ekklesiellen Verantwortlichen, geistliche Begleitung, Stützung durch spezifische spirituelle Impulse, Besinnungszeiten, Oasentage, Exerzitien... werden die Priester und pastoralen Mitarbeiter/innen zusätzlich herausfordern.

Wo immer mehrere Ekklesien in einer pastoralen Zuständigkeit angesiedelt sind, sind die Hauptamtlichen zudem aufgerufen, die Vernetzung der Ekklesien untereinander und mit den anderen kirchlichen Institutionen zu stützen und einzufordern. Sie werden sich in einer Bringschuld sehen, Erfahrungen, Begegnungen, Ideen... die sie in der einen Ekklesie antreffen, den anderen Ekklesien, eventuell auch den Pfarrgemeinden, in angemessener Weise zugänglich zu machen. Benchmarking, Best-Practice-Verfahren und Wissenstransfer wird damit auch zu ihren Aufgaben gehören. Sie sind für die Vernetzung der ekklesiellen kommunikativen Praxis mit allen anderen Kommunikationen um Jesus Christus zuständig – in die Ortskirche und bis in die weltweite Kirche hinein, in die aktuelle Kommunikation der Glaubenden und in die geistliche, theologische und pastorale Tradition der Kirche. Dazu müssen sie brauchbare Kommunikationsstrukturen entwickeln, zur Verfügung stellen und ihre Nutzung auch einfordern.

Viele dieser Aufgaben werden vor Ort auf Pfarreebene geleistet werden können und müssen. Aber eine Diversifizierung einer Ortskirche in eine Vielzahl selbstorganisierter Ekklesien ist ohne eine diözesane Weiterbildung, letztlich ohne ein Formationszentrum für die Freiwilligen, nicht denkbar. Nicht jede/r pastorale Mitarbeiter/in kann alle notwendigen Kompetenzen vorhalten. Spezialisierungen und diözesanweite Zuständigkeiten sind damit unvermeidbar. Für viele Lernprozesse braucht es zudem den Abstand von der eigenen Alltagswelt und damit ein Bildungshaus, das eine förderliche Lernumgebung bereithalten kann. Selbstlernprozesse von Freiwilligen erfordern darüber hinaus Bibliotheken, religionspädagogische und pastoraltheologische Medienstellen und eine qualifizierte Lernberatung auf Diözesanebene. Wo immer in der Weltkirche – in Südafrika ebenso, wie in Poitiers oder auf den Philippinen - auf die Entstehung selbstorganisierter Gemeinden von Laien gesetzt wird, werden solche Formations- und Lernzentren auf diözesaner oder notfalls überdiözesaner Ebene eingerichtet. Im spezifischen Kontext deutscher Kirche, könnten diese Zentren zudem die Weiterbildung der Hauptamtlichen und der Freiwilligen zusammenführen. So werden in Frankreich ausgezeichnete Erfahrungen damit gemacht, Priester, pastorale Mitarbeiter/innen und Freiwillige in gemeinsamen Kursen zu schulen.

Auf diözesaner oder überdiözesaner Ebene ist zudem für die Weiterqualifikation der Hauptamtlichen – und eventuell möglicher Honorarkräfte aus dem Bereich der Freiwilligen - zu sorgen, damit diese ihre gewandelten Aufgaben und Rollen wahrnehmen können. Insbesondere die geistliche Begleitung von Ekklesien und die komplexe Prozessbegleitung sind dabei Kompetenzfelder, die erst noch zu entwickeln sind.

## 14. Service

14.1. Eine Ekklesie ist Kirche und als solche gebunden an den Sendungsauftrag der Kirche. Sie nimmt an dem werkzeuglichen (sakramentalen) Charakter der Kirche teil. So steht sie in der Bewegung der Sendung und sind eines der Mittel, die Kirche für ihre Sendung einsetzt. Ihre Communio ist nie von ihrer Missio zu trennen. Die Ekklesie ist nicht die Zielperspektive. Sie ist nicht um ihrer selbst willen. Dient sie nicht, dient sie zu nichts. Sie muss sich überschreiten, letztlich sich hineinstellen in die Hingabe Jesu an die Menschen. Als Weizenkorn, das in die Erde fällt, bringt sie Frucht, nicht als Verein frommer Leute, die gerne unter sich sind. Sie ist nicht nur spirituell, sondern auch soziologisch notwendig auf Selbsttranszendenz angelegt.

Konkret wird diese soziologische Selbsttranszendenz im Dienst (Service) für die sie umgebende Gesellschaft. Service heißt aber, dass die Ekklesie für die anderen und deren wirkliche und artikulierte Bedürfnisse und Nöte da ist, und nicht für das, wessen die anderen Menschen bedürfen sollen, damit die Ekklesie ihre Überzeugungen und Dienste an den Mann oder die Frau bekommt und möglichst dabei noch neue Mitglieder gewinnt. Was Menschen jedoch von Kirche allgemein und allen ihren Mitgliedern, ihren Pfarrgemeinden und Ekklesien traditionell erwarten, ist nicht schwer herauszufinden. Letztlich sind es immer drei Grunddimensionen von Erwartungen, die alle differenzierten Befragungen und Untersuchungen durchziehen.

- Kirchen sollen einen Transzendenzbezug auf das unerklärliche Geheimnis hinter dem Leben offen halten, also dafür einzustehen, dass die Materie, das Leben, das Alltägliche, das, was der menschliche Verstand erfassen kann, nicht alles ist;
- Aus der unterstellten Transzendenzverankerung heraus sollen Kirchen Hilfe bei der Bewältigung von Schuld, Leid und Trauer leisten;
- Kirchen sollen sich derjenigen Menschen annehmen, denen die Gesellschaft nicht die gleichen Möglichkeiten und die gleiche Würde gibt, und denen, die zu Opfern geworden sind – Kranke, Behinderte, Alte, Arme, Straffällige, Süchtige, Flüchtlinge, Minderheiten, Ausgegrenzte, Arbeitslose...

Diese drei Erwartungen werden schon sehr lange an Kirche herangetragen, ganz gleich, wie sie sich selbst verstehen will. Sie sind über Jahrhunderte gewachsen und weitgehend unveränderbar. In der späten Moderne sind jedoch noch weitere Erwartungen hinzugekommen. Unter dem Druck auf das Individuum, sich permanent selbst entwerfen zu müssen, und angesichts einer ökonomisierten Lebenswelt, die die primären Lebenszusammenhänge (Familie, Nachbarschaft...) massiv unter Stress setzt, werden von der Kirche auch Angebote erwartet:

- die, die Einzelnen und die Familien stabilisieren, orientieren und weiterentwickeln
- die ein verlässliches soziales Nahfeld und bergende Orte des Rückzugs schaffen.

Welche Gestalt diese globalen Erwartungen konkret im Umfeld der konkreten Ekklesie annehmen, kann unaufwendig erfragt werden. Die besten Auskunftspersonen sind die Partner/innen der Ekklesie. Menschen, die in den kommunalen Räten und Verwaltungen, oder in der Leitung der örtlichen Vereine, Verantwortung übernehmen, haben oft klare Vorstellungen davon, was sie von einer Gemeinde erwarten. Aber auch lokale Geschäftsleute, Sparkassenmitarbeiter/innen, Hausärzte, Pflegedienstmitarbeiter, Friedhofsangestellte, Postbotinnen... alle, die viel mit den Menschen am Ort in Kontakt sind, können Auskunft

geben, was wirklich gebraucht wird. Es lohnt sich, sie zu interviewen, ihnen lange und sorgfältig zuzuhören und ihre Vorschläge und Erwartungen zu protokollieren.

Allerdings sind die Ergebnisse vielleicht auf den ersten Blick ungenehm, weil mit dem Selbstbild und theologischen Selbstverständnis der Ekklesie nicht vereinbar, oder scheinbar banal, altmodisch und uninformiert, oder überfordernd und an den Ressourcen und Charismen der Ekklesie vorbei, oder ausbeuterisch, weil die Ekklesie einen Service kostenlos erbringen soll, der sonst bezahlt werden müsste. Es braucht oft erst noch einen zweiten, spezifisch disziplinierten Blick auf die Ergebnisse der Interviews. Um die wirklichen Herausforderungen erkennen zu können, steht es der Ekklesie bis zum strikten Beweis des Gegenteils gut an, zwei Dinge voraussetzen: dass die Interviewpartner gutwillig reden und handeln und dass der Geist Gottes in ihnen in gleicher oder sogar umfassenderer Weise aktiv sein kann als in der Ekklesie selbst. In dieser disziplinierten Haltung wird es dann leichter möglich, die berechtigten Anliegen, die in so ganz fremden Formulierungen verborgen sind, zu identifizieren.

Allerdings tauchen in der Regel mehr Erwartungen auf, als die Ekklesie aus ihren Ressourcen heraus bedienen kann. Sind die Anliegen jedoch präzise beschrieben, kann in einem Prozess geistlich-betender Unterscheidung abgewogen werden, welches Anliegen mehr dem Willen Gottes für die Ekklesie jetzt und hier entspricht. Dort wird dann auch die größte Lebenschance für die Ekklesie zu finden sein. Denn sie lebt für das Außen, für den Service und aus dem Service. Zusätzliche Fragen, die helfen können, die Überforderung einzudämmen, sind: „Was, von dem was dringend gemacht werden müsste, macht außer uns sonst niemand?“ und „Was kann sonst niemand sachgerecht und in vergleichbarer Weise tun?“.

Allerdings fühlt sich Service anders an als die anderen Lebensvollzüge der Gemeinde. Im Service ist die Gemeinde nicht bei sich, sondern bei den anderen. Sie lebt, betet, arbeitet... dann unter den Bedingungen des empfangenden Umfeldes. Sie muss die dort gültigen Werte, Abläufe, die Sprache und Kultur respektieren, auch wenn sie von den eigenen Werten und der eigenen Kultur deutlich verschieden, vielleicht sogar ihr gegenläufig sind. Fremdheit, Überraschung, Betroffenheit, Ärger, Unverständnis, Widerwille... können durchaus Gefühle sein, die den Service auf einer ersten Ebene länger begleiten.

Bleibt es dauerhaft bei diesen Gefühlen des „Misstrostes“, kann ein Irrweg vorliegen, eine Überforderung, eine Versuchung unter dem Anschein des Guten. Oft aber wird sich bei sorgfältiger Wahrnehmung ein deutlicher „Trost“ von Gott her hinter den frustrierenden Erfahrungen und Empfindungen einstellen – eine Gewissheit, trotz aller Widerständigkeit das Richtige zu tun, ein Gefühl von Stimmigkeit und Authentizität, eine Ahnung, nah am Weg Jesu zu sein. Dann ist es gut, zu bleiben und den unangenehmen Empfindungen und den Wertekonflikten zu trotzen. Demut ist die entscheidende Haltung für Service. Demut ist Mut zum Dienst, Mut sich in Service zu stellen. Ihre wichtigste Stütze ist die Geduld, griechisch Hypomonè, wörtlich das Darunterbleiben. Paulus im Römerbrief: „Wir wissen: Bedrängnis bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung. Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen; denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist. (Röm 5, 3-5)

14.2. An einem Beispiel sollen diese Überlegungen konkretisiert werden: Eine Ekklesie führt eine Reihe von Interviews mit lokalen Partner/innen, um die wirklichen Bedürfnisse ihres Umfeldes zu erfahren. Es zeigt sich, dass viele Gesprächspartner/innen beunruhigt sind, weil es sehr viele einsame alte Menschen im Ortsteil gibt. Viele leben fast ohne soziale Kontakte.

Die Partner/innen sehen hier eine wichtige Aufgabe für die Ekklesie. Allerdings zeigt sich im Laufe der Beratungen und Abwägungen, dass nicht ausreichend Ressourcen und Charismen in der Ekklesie vorhanden sind, um Orte und Zeiten der Begegnung von Senioren zu organisieren.

Bei nochmaliger Durchsicht der Interviewprotokolle, fällt ein kleines Detail ins Auge, das bisher übersehen wurde. Ein Interviewpartner erzählt von einer Beerdigung, an der er als Nachbar des Verstorbenen teilgenommen hat. Außer ihm war nur die entfernt lebende Tochter zur Beerdigung angereist. Er hat diese Situation, so einsam auf dem Friedhof, als schrecklich und der Würde des Verstorbenen unangemessen in Erinnerung. Als diese Situation in der Ekklesie besprochen wird, zeigt sich sofort, dass viel Echo und Energie ausgelöst wird. Menschen, die gut beten, singen, schweigen, beistehen und mitgehen können, gibt es in der Ekklesie. Tod und Trauer können ausgehalten werden. Die Ekklesie entdeckt hier eine Herausforderung für einen uneigennütigen Service. Sie bietet sich den örtlichen Bestattern als stellvertretende und ergänzende Beerdigungsversammlung an und garantiert, dass bei Bedarf wenigstens zehn Personen aus der Ekklesie an einer sonst einsamen Beerdigung teilnehmen und die Feier mitgestalten werden. Etwa einmal in der Woche lassen sich in der Folge Mitglieder der Ekklesie auf fremdes Schicksal und fremde Trauer ein. Sie gehen mit den wenigen Angehörigen in die Trauerhalle, gestalten die Abschiedsfeier, begleiten sie zum Grab, stehen am Ausgang des Friedhofs noch für ein kurzes Gespräch zur Verfügung.

Auf den ersten Blick gewinnt die Ekklesie nichts. Die Service-Nehmer/innen sind gerade verstorben, leben weit entfernt oder sind selbst sehr alt. Es fällt auch durchaus nicht leicht, diesen Service häufig zu leisten. Immer wieder in fremde Trauer einzutauchen, strengt an und wirft einen Schatten in das eigene Leben. Aber alle spüren, dass sie gerufen sind, dass es stimmt und so sein muss. Und natürlich bleibt dieser Service ihrem gesellschaftlichen Umfeld nicht verborgen. Die Menschen am Ort nehmen diesen Beerdigungs-Service als authentischen Ausdruck christlicher Nächstenliebe wahr. Die Ekklesie hat eine Funktion und weil sie diese treu und uneigennützig erfüllt, wird sie wertgeschätzt. Und so gewinnt sie doch etwas, denn ihr Zeugnis für den Gott, der Leben ist auch im Tod, wird wahrgenommen.

14.3. Entscheidend ist, dass die Logik des Service sich umgekehrt zur Logik des Engagements für „Kund/innen“ verhält. Nicht, was die Ekklesie gerne tun möchte, nicht was ihre innerste Botschaft und wofür sie Kund/innen sucht, ist Service, sondern das, was vielleicht ganz säkular von außen erwartet wird. Normalerweise werden sich diese Erwartungen nicht auf die Verkündigung von Inhalten beziehen. Menschen, ohne engeren Bezug zum Christentum wollen nicht zuerst über die inneren Zusammenhänge des Glaubens informiert werden, sondern wollen erleben, welchen Unterschied im Praktischen Mit- und Füreinander es macht, dass die Mitglieder der Ekklesie sich als Gläubige verstehen. Damit schließen diese Menschen unbewusst an die Stufung an, die Paul VI in Evangelii nuntiandi allen Verkündigungsanstrengungen ins Stammbuch geschrieben hat: Die Basis - oft die einzige Verkündigung, die angenommen wird - ist das Zeugnis des Lebens. Manchmal kommt dann nachgängig das Zeugnis des Wortes hinzu. So wie es in der Enzyklika für das Zeugnis des Einzelnen formuliert ist, gilt es auch für die Ekklesie. Wie sie lebt – miteinander und mit und für die anderen – ist das Zeugnis. Durch Service gibt sie Zeugnis für Gott, der sich selbst den Dienst der Heilung, des Trostes, der Versöhnung und Erlösung auferlegt hat.

Durch ihren Service, der vielleicht nie ausdrücklich der Sprache des Glaubens Raum gibt, evangelisiert die Ekklesie. Sie evangelisiert sich selbst, denn sie stellt sich mit in die Sendung Jesu. Sie lebt einen Aspekt seiner Hingabe an die Menschen. Sie lässt sich vom Evangelium

der Erlösung durch sich hingebende Liebe prägen. Sie wird Evangelium. Und sie evangelisiert ihr Umfeld, denn die Menschen am Ort können an einem Beispiel exemplarisch spüren, was es ausmacht, Christ/in - evangelisiert - zu sein. Ist dieses Beispiel authentisch, wirkt es auch anziehend. Wahrscheinlich wird es weniger Rückfragen nach dem Wort des Evangeliums provozieren, als man sich erträumen könnte, aber dass diese Rückfragen auf Dauer ganz ausbleiben, ist unwahrscheinlich und wäre ein Zeichen, die konkrete Gestalt des Service, und die Gemeinschaft, die ihn trägt, noch einmal gründlich auf den Prüfstand zu stellen. Aber selbst ohne jede Rückfrage geschieht Evangelisierung, denn das Evangelium wird gelebt und so ist am Ort präsent.

Das Evangelium ist Sauerteig, das das ganze Brot durchsäuert. Es ist nicht das ganze Brot. Die Christ/innen der Ekklesien sind Salz und nicht die ganze Speise. Das Evangelium ist das Wort der Erlösung über die Welt und nicht selbst die ganze Welt. Zentral ist hier der Gedanke der Stellvertretung. Wie die zwölf Apostel von Jesus stellvertretend für die zwölf Stämme Israels als erneuertes Gottesvolk eingesetzt werden, lebt auch die Ekklesie Stellvertretung. Der Service der Gemeinde macht dieses Stellvertretersein sichtbar. Stellvertretend für alle anderen bemüht sich die Ekklesie, aus dem Evangelium zu leben und zu handeln. Stellvertretend macht sie das Evangelium am Ort präsent. Das Evangelium wird gelebt, lebt, ganz gleich ob es alle schon jetzt sichtbar erfasst. Stellvertretend hält die Ekklesie den Blick auf den Himmel offen, stellvertretend lebt sie Versöhnung und Gemeinschaft trotz Verschiedenheit, stellvertretend dient sie den Menschen, stellvertretend lässt sie sich wandeln in die Gegenwart Christi, der sich für die Menschen hingibt... Sie ist Zeichen, Sakrament, des Evangeliums.

Diese Erwartung von Stellvertretung wird nicht selten sogar ausdrücklich von außen an die Ekklesie herangetragen. Sie soll, sagen die Partner/innen am Ort, regelmäßig und öffentlich Gottesdienst feiern – stellvertretend, weil vielleicht nie jemand anderes dazu kommt. Sie soll die Kirche offen halten, auch wenn vielleicht nie jemand von „den anderen“ hineingeht. Sie soll ihre Stimme, sie soll den Aspekt „Gott“ in die gesellschaftliche Meinungsbildung einbringen, auch wenn sie vielleicht nie jemanden überzeugt oder gar eine Mehrheit findet. Es gibt ein Gespür in der Gesellschaft, dass es dieses Salz der Stellvertretung im und aus dem Evangelium braucht.

Aber es gibt auch ein ganz feines Gespür dafür, wann Evangelisierung in Prosyletismus, wann Stellvertretung in Übergriffigkeit, wann Angebot in Forderung kippt. Wann immer es dienende, nicht katechetische, kundenorientierte Angebote der Ekklesie für Kinder gibt, die nicht über ihre Familie zur Ekklesie gehören, sind deren Eltern der beste Indikator, die sensibelste Gruppe, die am schnellsten spürt, wenn die Balance und die Ausrichtung nicht mehr stimmt. Ihre Rückmeldungen sollten unbedingt regelmäßig und zeitnah zu Veranstaltungen gehört und sorgfältig bedacht werden. Die Balance ist nicht leicht zu halten, aber wo immer sie verlassen wird, reagieren Menschen instinktiv mit Abwehr, Rückzug, Verweigerung. Diese Abkehr kann wiederum leicht als Einladung missverstanden werden, die Anstrengungen zu verstärken. So entsteht eine Spirale aus Übergriff und Verweigerung, die das Evangelium zerstört. Umso wichtiger ist es, ganz sensibel und feinfühlig immer wieder nachzufragen, ob der Service der Ekklesie die Service-Nehmer/innen frei lässt und freier macht. Ob der Service Angebot ist und nicht verpflichtet. Ob der Service offen ist und Offenheit fördert. Ob er andere in Selbstbestimmung und Mündigkeit setzt und stärkt. Dient die Ekklesie, in allem, was sie tut, einem Mehr an Leben, Freiheit und Mündigkeit für alle Beteiligten? Nur dann entsprechen sich in fruchtbarer Weise die Bauprinzipien der Ekklesie–Selbständigkeit, Erwachsensein im Glauben, Selbstorganisation – und ihr Service für das Evangelium der freilassenden Liebe.

14.4. Die Orientierung an den tatsächlichen Erwartungen und Bedürfnissen der Menschen, bei denen die Ekklesie lebt, wird das Erste und die vornehmste Herausforderung sein. Nicht wenige Ekklesien werden aus einem solchen Service heraus erst entstehen, sich um eine soziale Aufgabe herum zusammenfinden. Aber nicht nur das gesellschaftliche Umfeld kann eine Ekklesie um einen Service bitten, sondern auch die Kirche selbst, in Gestalt anderer Ekklesien oder Pfarrgemeinden, in Gestalt der Pfarrei, eines Ordens, eines Verbandes, einer Bewegung, des Bistums, anderer Ortskirchen in der einen Weltkirche... Wenn in einer Ekklesie Charismen und Ressourcen da und verfügbar sind, die anderswo fehlen, so steht die Ekklesie auch hier in der Pflicht, zu dienen. Auch dieser Service nützt ihr vielleicht nicht direkt selbst, sondern hilft an anderer Stelle die Kirche, das Zeugnis des Evangeliums und die Zuwendung zu den Menschen zu stärken. Service ist auch hier selbstlos und ohne „Gewinnerwartung“. Aber natürlich nützt es auch der Ekklesie, wenn Kirche an einem anderen Ort gestärkt wird, denn alle sind in dem einen Leib verbunden, der der Leib Christi ist (Röm 12,5).

So kann eine Ekklesie beispielsweise für umliegende Gemeinden den Dienst der Kinderkatechese mit übernehmen. Für die empfangende Ekklesie ist das Ausdruck ihrer Verpflichtung, das Evangelium zu verkünden. Sie erreicht damit Kund/innen. Für die gebende Ekklesie hingegen ist es Service, denn die Kund/innen sind der empfangenden Ekklesie verbunden. Oder eine Ekklesie kann ihren Chor für Gottesdienste anderer Gemeinden ausleihen. Sie kann sich vielleicht in den Dienst an den Jugendlichen stellen, der auf Pfarreebene organisiert wird. Vielleicht hat sie Kompetenzen, die sie der diözesanen Berufungspastoral zur Verfügung stellen kann. Ganz sicher jedenfalls kann sie in den Anliegen anderer Pfarrgemeinden und Ekklesien beten und die betende Unterscheidung der Geister unterstützen... Auch hier ist wieder die richtige Verteilung von Anfrage und Antwort zu beachten. Nicht weil die Ekklesie gerne Berufungspastoral machen würde, engagiert sie sich, sondern weil sie gefragt wird, Berufungspastoral zu unterstützen. Nicht weil sie gerne singen, drängen sie allen ihren Chor auf, sondern weil die anderen Ekklesien Hilfe bei der Gestaltung festlicher Gottesdienste brauchen und anfordern. Wieder geht es um Angebot und uneigennützigem Service – aber die Versuchung, Forderungen daran zu knüpfen, übergriffig zu handeln, zu ersetzen, zu beherrschen, bedürftig und unmündig zu halten, gibt es natürlich auch in der Beziehung von Kirche untereinander. Der beste Gegenmechanismus ist auch hier wieder eine strikte Zeitbegrenzung. Ein Service einer Gemeinde für eine andere Gliederung der Kirche wird für eine festgelegte Zeit erbracht. Dann wird gemeinsam evaluiert. Eventuell wird dann einmal verlängert. Nach einer weiteren Evaluation endet der Service und die empfangende Ekklesie muss aus eigenen Kräften weitergehen. Der Service den sie gratis, aber zeitlich begrenzt, kann und darf nicht dauerhaft ihre eigenen Charismen ersetzen. Andernfalls eignet sie sich eine Gestalt an, die nicht ihrer eigenen Sendung entspricht. Im Gegenteil: Der zeitlich begrenzte Service einer anderen Ekklesie führt wahrscheinlich zu einer intensiven Suche nach Charismen. Da die empfangende Ekklesie den Service hoch schätzt, den sie angefordert hat, ihn aber nicht auf Dauer genießen kann, wird sie viel daran setzen, aus den eigenen Reihen Kräfte und Charismen zu entwickeln, um die Aufgabe nach dem Vertragsende auf ihre Weise weiterführen zu können.

Wichtig ist, dass keine Ekklesie nur gibt und keine Ekklesie nur Service empfängt. Zwar kann eine kleine, gerade entstehende Ekklesie in vielen Feldern auf Hilfen von Nachbarinnen angewiesen sein, aber niemand ist so arm, keine Ekklesie ist so schwach, dass sie nichts geben könnte. Überall gibt es Charismen, die für den Aufbau des ganzen Leibes der Kirche eingesetzt werden können. Die Notwendigkeit wenigstens einer anderen Kirchengliederung

wenigstens einen kleinen und zeitlich eng begrenzten Service zu leisten, führt zwangsläufig zu inneren und wahrscheinlich auch zu numerischen Wachstumsprozessen. Umgekehrt ist keine Ekklesie so vollkommen, dass sie nichts von anderen empfangen müsste. Eine Ekklesie, die keinen Dienst einer anderen Gliederung der Kirche empfängt, muss sich dringend fragen, welche Bereiche im Leben der Christ/innen sie ausblendet, wo ihre blinden Flecken sind, wo sie unprofessionell arbeitet, welche Menschen in ihr oder in ihrem Umfeld vergeblich auf das gelebte Zeugnis des Evangeliums warten...

Diese Wechselseitigkeit des Dienstes unter den Ekklesie, Pfarrgemeinden und zu den anderen Kirchengliederungen ist ganz besonders dort zu beachten, wo die Beziehungen sehr formalisiert und unanschaulich sind, oder wo weite Distanzen – inhaltlich und räumlich - überwunden werden müssen: bei Serviceleistungen für und von der Diözese, im Service für und von anderen Ortkirchen, eventuell aus anderen Erdteilen, bei Service über die Konfessionsgrenzen, vielleicht sogar über die Religionsgrenzen hinweg. Ziel ist nie eine einseitige Patenschaft einer „starken“ für eine „schwache“ Ekklesie oder Kirchengliederung, sondern immer eine Partnerschaft aus Geben und Nehmen, aus Dienen und Dienst empfangen - eine Partnerschaft zwischen Partnerinnen, die, obwohl ungleich in den Fähigkeiten, doch gleich sind in der Würde.